Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Anne Ward Radcliffe

Udolphos Geheimnße

Theil 3/4 : Dritter und vierter Theil

Wien: Prag: Haas, 1798

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357

Band (Druck) Freier Zugang



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357/phys_0001
DFG

N 6021/6
N 560/16

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357/phys_0003
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357/phys_0006
DFG

N 560/1.6
N 20246

Adolphos Geheimniße.

Aus den Englischen
Von d.
Verfaßer: der Adeline.

Dritter und vierter
Theil.



Wien und Prag.
bey Franz Haus 1798.

Englisches Seminar
4458
Universität Rostock
BIBLIO
№
ELCOWIC

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn727457357/phys_0007
DFG

HK 2794 U21. 798 -2

Universitäts-
bibliothek
Rostock

2003. 18035
2003 A 10336(3/4)

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn727457357/phys_0008
DFG

Udolphos Geheimnisse.

Erstes Kapitel.

Emilie erstaunte den andern Tag nicht wenig, als sie fand, daß Annette sowohl von Madame Montonis Verhaft in dem Zimmer über dem Portal, als von ihrem Vorsatz, die Unglückliche in der folgenden Nacht zu besuchen, unterrichtet war. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß Bernardino ein Geheimniß, das ihm so wichtig schien, einem so unvorsichtigen Geschöpfe sollte gesagt haben, obwohl er ihr eine Bestellung wegen der verabredeten Zusammenkunft aufgetragen hatte. Er verlangte, daß Emilie ganz ohne Begleitung gleich nach Mitternacht zu ihm auf die Terasse kom[illegible] sollte; er versprach sie sodann selbst nach dem [illegible]ußten Orte zu führen. Sie erhebte bey

diesem Vorschlage. Tausend furchtbare Vorstellungen, gleich den Schreckbildern der vorigen Nacht, denen sie eben so wenig Glauben zu geben, als sie zu verscheuchen im Stande war, drängten sich vor ihre Seele. Es fiel ihr oft ein, daß Bernardino ihr vielleicht die Unwahrheit von Montoni gesagt hätte, daß er wohl gar selbst der Mörder ihrer Tante sey! ja daß er sie auf Montonis Befehl hintergangen hätte, um sie desto leichter zu den abscheulichen Absichten dieses Menschen zu bereden. Der schreckliche Verdacht, daß Madame Montoni nicht mehr lebe, wurde von einem andern nicht minder schrecklichen für sie selbst begleitet. Sie schauderte bey der Erinnerung, die ihre Furcht bestärkte, und nahm sich vor nicht zu ihm auf die Terrasse zu gehen. Bald aber fühlte sie sich geneigt, diesen Verdacht für ausschweifende Vorstellungen einer furchtsamen gequälten Seele zu halten, und konnte Montoni einer so voraus bedachten Schändlichkeit, aus einerley Absicht seine Frau und Nichte zu Grunde richten, nicht fähig glauben. Sie schalt sich selbst, daß sie sich durch ihre romantische Einbildungskraft so weit über die Grenzen der Wahrscheinlichkeit hinausführen ließe, und nahm sich ernstlich vor, ihren schnellen Flug im Zaum zu erhalten, damit er sie nicht einst bis zum Wahnsinn brächte. Doch erschrack sie noch immer vor dem Gedanken, Bernardino um Mitternacht auf der Terrasse zu treffen, und immer wieder machte der Wunsch, aus dieser schrecklichen Ungewißheit wegen ihrer Tante befreyt zu seyn, sie zu sehen und ihr Leiden zu mildern sie unschlüssig, was sie thun sollte.

„Allein wie ist es möglich Annette, sagte sie,

indem sie sich zu fassen suchte — daß ich um diese Stunde auf die Terrasse kommen kann. Die Wache wird mich anhalten, und Signor Montoni wird alles erfahren."

O gnädiges Fräulein, daran ist wohl gedacht, erwiederte Annette, das hat mir Bernardino voraus gesagt. Er gab mir diesen Schlüssel und sagte daß er die Thüre am Ende der gewölbten Gallerie die auf den östlichen Walle stößt, aufschlösse, so daß sie vor keiner Wache zu passiren nöthig hätten. Er trug mir auch auf Ihnen zu sagen, daß er Sie deswegen bäthe, auf die Terrasse zu kommen, weil er von dort aus mit Ihnen nach dem bewußten Orte gehen könnte, ohne die großen Saalthüren zu öffnen, die so entsetzlich knarren.

Emilie wurde durch diese Erklärung einigermassen beruhigt; doch schwankte ihre Seele noch zwischen Furcht und Zweifel und entgegengesetzten Entschlüssen, ob sie zu diesem Menschen gehe, und sich seiner Leitung, sie wußte kaum wohin, überlassen sollte. Mitleid für ihre Tante, und Angst um sich selbst, bestimmten wechselsweise ihren Entschluß und die Nacht kam heran, ehe sie mit sich selbst einig war. Sie hörte die Schloßglocke eilfe — zwölfe schlagen, — und schwankte noch. Allein der Augenblick war nun gekommen, wo sie nicht länger zögern durfte, das Gefühl für ihre Tante überwältigte jede andere Betrachtung; sie befahl Annetten, ihr bis an die äußre Thür der gewölbten Gallerie zu folgen, und da ihre Zurückkunft zu erwarten. Im Schlosse war alles still; der große Saal, wo sie kürzlich einen schrecklichen Auftritt der Zwietracht sah, hallte jetzt nur die leisen Fuß-

tritte der zwey einsamen Gestalten nach, die sich furchtsam zwischen den Pfeilern hinschlichen, und die dunkle Lampe in ihrer Hand warf nur einen schwachen Schimmer um sie her. Emilie stand oft still, getäuscht durch die langen Schatten der Pfeiler und das zwischen schimmernde Licht, und wähnte eine menschliche Gestalt sich im fernen Dunkel der Aussicht bewegen zu sehen; sie fürchtete sich, aufzublicken, weil sie jeden Augenblick erwartete, eine Figur hinter den breiten Rücken dieser Pfeiler hervorgehn zu sehen. Doch erreichte sie ungehindert die gewölbte Gallerie; mit zitternder Hand schloß sie die äußre Thüre auf, befahl Annetten, sich nicht davon zu entfernen und sie ein wenig offen zu halten, damit sie hören könnte, wenn sie gerufen würde, überließ ihr die Lampe, die sie selbst der Wache wegen sich nicht zu behalten getraute, und betrat allein die dunkle Terrasse. Es war alles so still, daß sie fürchtete, die ferne Schildwache möchte ihre leisen Tritte hören; sie schlich behutsam nach der Stelle, wo sie zuvor Bernardino getroffen hatte, lauschte nach einem Laute und sah unverwandt durch die Dunkelheit hin, ob sie nichts von ihm erblickte. Endlich wurde sie durch eine tiefe Stimme neben sich aufgeschreckt; sie stand still, ungewiß ob es die seinige sey, und erkannte den dumpfen Ton von Bernardino, der sich pünctlich eingestellt hatte, und auf dem bestimmten Platze an die Mauer des Walls gelehnt stand. Nachdem er ihr einen Verweis wegen ihres langen Zögerns gegeben und ihr gesagt hatte, daß er schon seit einer halben Stunde auf sie wartete, hieß er sie zu der Thüre, durch die er auf die Terrasse gekommen war, ihm folgen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357/phys_0012
DFG

Während er aufschloß, sah sie stillschweigend um nach der Thüre, die sie verlassen hatte, und der Schimmer der Lampe, der durch eine kleine Öffnung fiel, überzeugte sie, daß Annette noch da war. Allein ihre ferne Gegenwart konnte Emilien wenig helfen, nachdem sie die Terrasse verlassen hatte, und als Bernardino das Thor aufschloß machte der düstre Anblick des Weges unten, da eine auf dem Pflaster brennende Fackel sie sehen ließ, einen so schreckhaften Eindruck auf sie, daß sie sich weigerte, ihm alleine zu folgen, woferne nicht Annette sie begleiten sollte. Allein Bernardino verweigerte dieses durchaus, indem er zugleich durch hingeworfene Winke Emiliens Neugier und Mitleid gegen ihre Tante so zu erhöhen wußte, daß sie sich endlich entschloß, ihm allein bis zu dem Portal zu folgen.

Er nahm darauf die Fackel und führte sie durch den Gang, an dessen äusserstem Ende er eine andre Thür aufschloß, durch welche sie einige Stufen hinab in eine Kapelle stiegen, Emilie sah bey dem Scheine der Fackel daß sie gänzlich verfallen war, und erinnerte sich sogleich mit Herzensbeklemmniß an ein vorhergegangenes Gespräch mit Annetten. Sie sah ängstlich auf die beynahe unbegleideten Wände, an denen ein feuchtes Grün hing, auf die gothischen Formen der Fenster, wo Epheu und Wandkraut lange schon die Stelle des Glases eingenommen hatten, und sich getürmt zwischen den zertrümmerten Hauptpfeilern einiger Säulen hinwandten, die vormahls die Decken unterstützten. Bernardino stolperte auf dem aufgerissenen Pflaster, und sein mürrisches Fluchen hallte in dumpfen Echos wieder, die es noch gräßlicher machten. Emilien sank das Herz, doch folg-

sie ihm, bis er den ehemahligen Hauptflügel der Kapelle verließ. „Hier herunter, Fräulein! sagte er, indem er eine Stuffe hinab stieg, die in das Gewölbe zu führen schien, allein Emilie stand oben still und fragte mit bebender Stimme, wohin er sie führe?

„Zu dem Portal" sagte Bernardino.

„Können wir nicht durch die Kapelle dahin kommen? sagte Emilie."

„Nein Signora, die stößt auf den innern Vorhof, den ich nicht aufschließen mag. Nur hieher, so werden wir sogleich an Ort und Stelle seyn."

„Emilie zögerte noch; sie fürchtete nicht nur weiter zu gehen, sondern auch, da sie so weit gegangen war, Bernardino durch ihre Weigerung aufzubringen."

„Kommen sie geschwind Fräulein, rief er von unten herauf; ich habe nicht Lust, die ganze Nacht hier zu warten."

„Aber wohin führt diese Treppe, fragte Emilie noch immer stillstehend."

„Zu dem Portal, erwiederte Bernardino aufgebracht, ich will und mag nicht länger warten."

Mit diesen Worten ging er mit dem Lichte weiter, und Emilie, die ihn durch ferners Weigern zu erzürnen fürchtete, folgte wiederstrebend. Von der Treppe gingen sie durch einen Gang an den Gewölben hin, von dessen Mauern ein feuchter Dampf herab träufelte, und wo bey jedem Schritte solche Dünste aus der Erde stiegen, daß Emilie jeden Augenblick die Fackel verlöschen zu sehen fürchtete, die so dunkel brannte, daß Bernardino kaum seinen Weg finden konnte. Mit je-

dem Schritte verdickten sich die Dünste, und Bernardino, der die Fackel im Erlöschen glaubte, stand einen Augenblick still, um sie zu putzen. So wie er sich an ein paar eiserne Thorflügel lehnte, die sich am Gange öffneten, sah Emilie beym schwankenden Schimmer des Lichts das Gewölbe unten und neben ihr Haufen Erde, die ein offnes Grab zu umgeben schienen. Ein solcher Anblick, in solch einem Aufenthalte, würde sie zu jeder Zeit beunruhigt haben; jetzt aber ergriff sie die schreckliche Ahndung, daß dieses das Grab ihrer unglücklichen Tante sey, und daß der verrätherische Bernardino sie selbst zum Tode führe. Der finstre, schauerliche Ort, wohin er sie gebracht hatte schien diesen Gedanken zu rechtfertigen: es war ein Ort zum Mord geschaffen: ein Aufbehältniß der Todten, wo eine gräßliche That konnte begangen werden, ohne daß eine Spur sie verrieth. Emilie war so überwältigt von Schrecken, daß sie keinen Gedanken fassen konnte. Sobald sie wieder zu sich selbst kam, überlegte sie, daß jeder Versuch zu entfliehen vergebens seyn würde, weil Bernardino, bey ihrer Schwäche, sie auf dem langen verwickelten Wege, aus dessen Krümmungen sie sich nicht zu finden wußte, bald einhohlen würde, sie fürchtete sogar, ihn durch Entdeckung ihres Verdachts noch mehr zu reitzen, und faßte also den Entschluß, allen Anschein von Furcht so viel sie konnte zu unterdrücken und schweigend zu folgen, wohin er sie führen würde. Bleich von Schrecken und Angst wartete sie still, bis Bernardino die Fackel wieder zurecht gemacht hatte, da aber ihr Blick von neuem auf das Grab fiel, konnte sie sich nicht enthalten ihn zu fragen, für wen es bestimmt sey. Er schlug

die Augen von der Fackel auf und heftete sie starr auf ihr Gesicht, ohne zu sprechen. Sie wiederhohlte mit schwacher Stimme die Frage, allein er schüttelte die Fackel, und ging weiter; sie folgte ihm zitternd bis an eine zweyte Treppe, an deren Ende eine Thüre sie in den ersten Vorhof des Schlosses brachte. So wie sie hindurch gingen, fiel das Licht auf die hohen schwarzen Mauern rings umher, mit langem Gras und rankigtem Unkraut eingefaßt, das ein dürftiges Erdreich zwischen den modernden Steinen fand. Sie sah die schwerfälligen Bogen, hier und da mit einem schmalen Gitterfenster durchbrochen, welches einen freyern Durchzug der Luft einließ, die massiven eisernen Thore, die zu dem Schlosse führten, deren spitze Thürme sich in die Höhe drängten, und gegen über den breiten Thurm und die Schwebbögen des Portals selbst. Bernardinos große, vierschrötige Person, die Fackel in der Hand stellte in dieser Scene eine charakteristische Figur dar. Er war in einem langen, dunkelblauen Mantel gewickelt, unter welchem die Halbstiefel, die um seine Füsse geschnürt waren, kaum hervor sahen, und der nur die Spitze eines breiten Säbels zeigte, den er gewöhnlich in einem breiten Wehrgehänge trug, das quer über die Schultern hing. Auf dem Kopfe hatte er eine schwere flache Sammetmütze, mit einer kurzen Feder, die einem Turban glich; das Gesicht unter derselben verrieth starke Züge auf welchen List und zu Gewohnheit gewordener Starrsinn tiefe Furchen eingegraben hatten.

Indessen frischte der Anblick des Hofes Emiliens Muth aufs neue an, und begann zu hoffen, daß ihre eigne Furcht, und nicht Bernardinos

Verrätherey sie betrogen hätte. Sie sah ängstlich nach dem ersten Fenster hinauf, das über den hohen Schwebbogen des Schutzgatters hervorragte; allein es war dunkel und sie fragte, ob es in das Zimmer stieße, worinn Madame Montoni läge. Emilie sprach leise, und vielleicht hörte Bernardino ihre Frage nicht, denn er gab keine Antwort, bald darauf traten sie in die innere Thüre des Thorwegs, die sie an den Fuß einer schmalen Winkeltreppe führte, welche in einen von den Thürmen hinauf ging.

„Über dieser Treppe liegt die Signora," sagte Bernardino. „Liegt! wiederhohlte Emilie mit schwacher Stimme."

„Sie liegt oben auf der Kammer, sagte Bernardino."

Der Wind, der durch die schmalen Ritzen in der Mauer drang, fachte die Fackel an; sie warf einen stärkern Schein auf Bernardinos erdfarbnes Gesicht und zeigte deutlicher die Veränderung des Ortes, die rauhen steinernen Mauern, die Stuffen der Treppe, die vor Alter schwach waren, und eine alte Rüstung mit eisernem Visir, die an der Wand hing und Trophäe eines ehemahligen Siegs zu seyn schien.

Nachdem sie einen Ruheplatz erreicht hatten, sagte er. „Sie könen hier warten, Fräulein, ich werde indeß herauf gehn, und der Signora sagen, daß Sie kommen."

„Das ist eine ganz unnütze Weitläuftigkeit, erwiederte Emilie; meine Tante wird sich gewiß freuen mich zu sehen."

„Das weiß ich nicht so gewiß, antwortete Bernardino, und zeigte auf ein Zimmer, das er

eben aufgeschlossen hatte; kommen Sie nur hier herein, indeß ich herauf gehe."

Emilie befremdet und erschreckt, wagte nicht, sich ihm weiter zu wiedersetzen, doch bath sie ihn, als er mit der Fackel wegging, sie nicht im Finstern zu lassen. Er sah sich um, und da er eine dreyfüßige Lampe auf der Treppe bemerkte, zündete er sie an, und gab sie Emilien, die damit in ein großes altes Zimmer ging, welches er hinter ihr zuschloß. Sie horchte ängstlich auf seine fernen Tritte, und es schien ihr, daß er statt hinauf die Treppen herunter ging: allein das Pfeifen des Windes, der um das Thor braußte, ließen sie keinen andern Ton genau unterscheiden. Immer lauschte sie, konnte aber weder auf der Treppe noch im dem Zimmer über ihr, Fußtritte hören; doch glaubte sie aufs neue Bernardinos Stimme unten im Hofe zu vernehmen und ging an ein Gitterfenster, das auf den Hof stieß, um weiter zu forschen. Hier unterschied sie deutlich seine rauhen Töne, die sich in den Sturmwind mischten, allein sie verloren sich so schnell, daß sie den Sinn nicht herausbringen konnte. Jetzt flammte das Licht einer Fackel, die aus dem Portal unten hervorzugehen schien, über den Hof, und der lange Schatten eines Mannes, der unter dem Thorwege stand, wurde an der Mauer sichtbar. Emilie urtheilte nach der Größe dieser plötzlich hervorspringenden Figur, daß es Bernardino sey; allein andre tiefe Töne die durch den Wind drangen, überzeugten sie bald, daß er nicht allein, und daß sein Gefährter kein Mensch sey, bey dem Mitleid Eingang finden dürfte.

Nachdem ihre Lebensgeister sich von dem er-

sten Stoße erhohlt hatten, hielt sie die Lampe in die Höhe, um zu untersuchen, ob das Zimmer eine Möglichkeit der Flucht zuließe. Es war ein geräumiger Ort, dessen mit rauhen Eichenholz getafelten Wände keine Fenster sehen ließen, ausser das gegitterte, das sie verlassen hatte, und keine Thüre, ausser der, durch welche sie hereingekommen war. Doch ließen die schwachen Strahlen der Lampe sie den ganzen Umfang nicht so gleich übersehen; sie wurde keine Möbel gewahr, ausser einen eisernen, in der Mitte des Zimmers befestigten Stuhl, über welchen an einer unter der Decke befestigten Kette, ein eiserner Ring herab hing. Nachdem sie diese Gegenstände eine Weile mit Verwunderung und Schrecken angestaunt hatte, bemerkte sie erst unten eiserne Ketten, die zu Fußklamern dienen zu sollen schienen; an den Armlehnen des Stuhls befanden sich Ringe von demselben Metall. Sie überzeugte sich, daß es Werkzeuge der Folter wären und fiel auf den schrecklichen Gedanken, daß ein Unglücklicher hier befestigt, und des Hungertodes gestorben sey. Ihr Blut erstarrte, allein welches Graußen überfiel sie, bey der Vorstellung, daß vielleicht ihre Tante eins von diesen Opfern gewesen sey, und daß sie selbst zum zweyten bestimmt wäre! Ein dumpfer Schmerz nahm ihren Kopf ein; sie vermochte kaum die Lampe zu halten, und indem sie sich nach einem Gegenstande umsah, woran sie sich halten konnte, sank sie in den eisernen Stuhl nieder; plötzlich aber sprang sie mit Entsetzen auf und eilte nach einem fernen Winkel des Zimmers; hier sah sie sich wieder nach einem Sitz um, wo sie ausruhen könnte, und wurde einen dunklen Vorhang gewahr, der von der De-

ecke bis auf den Fußboden herab fiel und die ganze Breite des Zimmers bedeckte. So übel sie sich auch befand, fiel ihr der Anblick auf, und sie stand voll Verwunderung still, diesen Vorhang zu betrachten.

Er schien einen verborgenen Winkel des Zimmers zu verheelen; sie wünschte und fürchtete doch, ihn aufzuheben und zu entdecken, was dahinter verborgen war. Zweymahl hielt die Erinnerung an den schrecklichen Anblick, den ihre verwegne Hand einmahl in einem Zimmer des Schlosses enthüllt hatte, sie zurück, bis ihr plötzlich einfiel, daß hier der Körper ihrer gemordeten Tante läge. Sie ergriff ihn in einer Art von Verzweiflung und zog ihn bey Seite. Sie erblickte einen Leichnam auf einem niedrigen Lager ausgestreckt, der vom Blute gefärbt war. Die vom Tode entstellten Züge waren geisterblaß und schrecklich; und mehr als eine schwarz unterlaufene Wunde erschien auf dem Gesichte. Emilie bog sich über den Leichnam, und starrte einen Augenblick mit wildem Blick darauf hin; gleich darauf aber entfiel ihr die Lampe und sie sank sinnlos zu Boden.

Als sie wieder zu sich selbst kam, sah sie sich von Bernardino und andern Menschen umgeben; die sie von der Erde aufhoben und durchs Zimmer trugen. Sie war sich bewußt, was mit ihr vorging, allein ihre ausnehmende Schwäche ließ ihr nicht zu weiter zu sprechen, noch sich zu bewegen, ja nicht einmahl eine bestimmte Furcht zu fühlen. Sie trugen sie die Treppe herab, durch die sie herauf gekommen war, als sie aber die Wölbung erreichten, standen sie still: einer von den Leuten nahm Bernardino die Fackel ab, und als er eine

kleine Thüre, die in das große Thor gehauen war, öffnete, sah sie bey dem Lichte verschiedene Leute zu Pferde warten. Ob die frische Luft Emilien wieder belebte, oder ob die Gegenstände, die sie nun sah, ihre Unruhe aufs neue rege machten, genug sie fing plötzlich an zu sprechen und machte einen fruchtlosen Versuch sich von den Männern, die sie hielten, los zu machen.

Bernardino rief indessen laut nach der Fackel, ferne Stimmen antworteten, verschiedene Personen näherten sich, und in demselben Augenblick flammte ein Licht auf dem Schloßhofe. Er rief aufs neue nach der Fackel, und die Männer schleppten Emilien durch das Thor. Nicht weit davon an der Schloßmauer sah sie den Menschen der dem Thürsteher das Licht abgenommen hatte, einem Manne leuchten, der sehr geschäftig war, den Sattel eines Pferdes zu verändern.

„Was hältst du dich doch unnütz dort auf, rief Bernardino mit einem Fluch, als er den Reutern nahe kam. Eile doch, eile!"

Der Sattel wird gleich in Ordnung seyn, erwiederte der Mann, der ihn befestigte. Bernardino fluchte aufs neue über seine Nachläßigkeit und Emilie, die schwach um Hülfe rief, wurde zu den Pferden geschleppt, während die Kerls stritten, auf welches sie gesetzt werden sollte, da das für sie bestimmte noch nicht fertig war. In diesem Augenblick drang eine helle Beleuchtung aus dem großen Thore hervor, und sie hörte sogleich Annettens helle Stimme, noch mehrere Personen die heran naheten, überschreyen. Sie erkannte Montoni und Cavigni, denen eine menge Kerle von abscheulichem Ansehn folgte, die sie aber nicht mehr mit Schrecken sondern mit Hoffnung

betrachtete, denn in diesem Augenblicke fürchtete sie keine Gefahr mehr, die innerhalb des Schlosses auf sie warten konnte, aus dem sie noch so kürzlich und ängstlich zu entfliehen wünschte. Die Gefahren, welche ihr von aussen drohten, hatten alle andre Furcht verschlungen.

Es erfolgte ein kurzer Streit zwischen beyden Parteyen, die des Montoni trug jedoch für diesesmahl den Sieg davon, und die Reuter, die entweder wahrnahmen, daß die Zahl ihnen überlegen war, oder nicht sehr bey der Sache interessirt seyn mochten, sprengten davon. Bernardino war weit genug gelaufen, um sich in der Dunkelheit zu verlieren und Emilie wurde ins Schloß zurückgebracht. Als sie über den Hof zurück kam, drang die Erinnerung an den Anblick im Zimmer mit allen Schrecknissen in ihre Seele; und als sie bald darauf das Thor zumachen hörte, das sie aufs neue in diese Mauern einschloß, schauderte sie vor sich selbst und die Gefahr, der sie entgangen war, beynahe vergessend, konnte sie kaum glauben, daß es jenseits derselben etwas anders als Einheit und Frieden gäbe.

Montoni hieß Emilien in dem Sprachzimmer auf ihn warten; er erschien bald und befragte sie mit finsterm Gesichte wegen dieser geheimnißvollen Begebenheit. Wiewohl sie ihn jetzt als den Mörder ihrer Tante mit Schrecken betrachtete, und kaum wußte, was sie auf seine ungeduldigen Fragen antwortete, so überzeugten ihn doch ihre Antworten und ganzes Benehmen, daß sie keinen freywilligen Antheil an dem ganzen Plane genommen hatte, und er schickte sie beym Eintritt seiner Bedienten fort, denen er auftrug,

weiter in die Sache zu forschen und die Mitschuldigen an den Tag zu bringen.

Emilie hatte schon eine lange Zeit in ihrem Zimmer zugebracht, bevor der Aufruhr ihrer Seele ihr zuließ, sich das Geschehene zurückzurufen. Dann aber trat aufs neue die todte Gestalt hinter dem Vorhange vor ihre Einbildungskraft, und sie stieß einen Schrey aus, der Annetten um so mehr erschreckte, da Emilie sich enthielt, ihre Neugier über die Ursache zu befriedigen; denn sie fürchtete, ihrer Unvorsichtigkeit ein so schreckliches Geheimniß anzuvertrauen, dessen Entdeckung Montonis schleunigste Rache auf sie selbst bringen konnte.

Also gezwungen alle Schrecken des Geheimnisses, das sie zu Boden drückte, in sich selbst zu verschließen, schien ihre Vernunft unter dem unleidlichen Gewicht zu schwanken. Sie heftete oft einen wilden, unstätten Blick auf Annetten, hörte entweder gar nicht, was sie sprach, oder gab verkehrte Antworten. Lange Anfälle von Abwesenheit folgten hierauf; Annette sprach zu wiederhohltenmahlen, allein ihre Stimme schien keinen Eindruck auf die Sinne der lange gequälten Emilie zu machen; sie saß starr und schweigend, ausser daß sie von Zeit zu Zeit einen schweren Seufzer, aber ohne Thränen ausstieß.

Voll Angst über ihren Zustand verließ Annette endlich das Zimmer um Montoni Nachricht zu geben. Die wilde Beschreibung, die ihm das Mädchen von Emilien machte, bewegte ihn, ihr sogleich in ihr Zimmer zu folgen.

Bey dem Ton seiner Stimme schlug Emilie die Augen auf, und ein Strahl von Erinnerung schien durch ihre Seele zu dringen; sie stand so-

gleich von ihrem Stuhle auf und schlich in eine ferne Ecke des Zimmers. Er milderte die gewöhnliche Härte seines Tons indem er mit ihr sprach; allein sie sah ihn mit halb forschenden halb erschrocknem Blick an, und antwortete nur ein unvernehmliches Ja auf alles was er sagte. In ihrer Seele schien noch immer ein anderer Eindruck als Furcht zu herrschen.

Annette konnte keine Erklärung dieses Zufalls geben; nachdem Montoni lange vergebens gesucht hatte, sie zum Reden zu bringen, zog er sich zurück und trug Annetten auf, die Nacht bey ihr zu bleiben und ihm früh Morgens Nachricht von ihrem Zustande zu geben.

Sobald er fort war, kam Emilie wieder hervor und fragte, wer der fremde Mensch gewesen wäre. Annette sagte: es war der Signor-Signor Montoni; Emilie wiederhohlte den Nahmen verschiedenemahl als wenn sie sich nicht besinnen könnte, plötzlich aber schrie sie laut auf und verfiel wieder in Tiefsinn.

Annette brachte sie mit Mühe ins Bette; Emilie untersuchte es mit forschendem, verstörten Blick, ehe sie sich hineinlegte, zeigte mit dem Finger darauf und drehte sich dann mit einem Schauder um zu Annetten, die nun aufs höchste erschreckt, nach der Thüre eilte, um noch eine Person zur Wache zu rufen. Als Emilie sie fortgehn sah, rief sie ihren Nahmen und bath sie mit dem natürlichen, sanft klagenden Ton ihrer Stimme, sie nicht auch zu verlassen: — denn ach! seit mein Vater starb, setzte sie seufzend hinzu, verläßt mich alles! —

„Ihr Vater, Fräulein, war längst gestorben, ehe sie mich kannten, sagte Annette.

„Ach

„Ach ja! er war es, erwiederte Emilie und ihre Thränen fingen an zu fließen. Sie weinte nun still und lange, worauf sie ruhig wurde und endlich in Schlaf fiel. Annette war behutsam genug, sie nicht in ihren Thränen zu stören. Dieß Mädchen, eben so zärtlich als sie einfältig war, verlor in diesen Augenblicken alle Furcht im Zimmer zu bleiben, und wachte bey Emilien ganz allein die lange Nacht.

Zweytes Kapitel.

Ein wohlthätiger Schlaf erquickte Emiliens Lebensgeister. Als sie am andern Morgen erwachte, sah sie Annetten mit Verwunderung an, die schlafend in einem Stuhl neben dem Bette saß, und suchte dann sich zu besinnen; allein die Begebenheiten der vorigen Nacht waren aus ihrem Gedächtnisse verwischt, welches keine Spur von dem Vergangnen zu behalten schien, und sie betrachtete Annetten noch immer als diese erwachte.

„O mein theures Fräulein, kennen Sie mich?" rief sie

„Warum sollte ich dich nicht kennen? Du bist ja Annette, aber warum sitzest du so bey mir?"

„O Sie sind sehr krank gewesen, theuerstes Fräulein in der That sehr krank, ich dachte wahrhaftig" —

„Das ist doch seltsam, sagte Emilie, indem sie sich noch immer zu besinnen suchte; allein mich

dünkt, daß meine Fantasie von schrecklichen Träumen gequält wurde. Gütiger Gott, fuhr sie plötzlich auffahrend, fort; es kann doch nichts weiter als ein Traum gewesen seyn!"

Sie heftete einen erschrockenen Blick auf Annetten, die in der Absicht sie zu beruhigen, in die Worte ausbrach, ja Fräulein, es war mehr als ein Traum; allein nun ist alles vorüber.

„Sie ist also ermordet! sagte Emilie in sich gekehrt, und schauderte zusammen. Annette schrie, denn da sie nicht wußte, worauf sich Emiliens Worte bezogen, glaubte sie ihren Verstand aufs neue zerrüttet. Sobald sie aber erklärt hatte, was sie eigentlich meinte, besann sich Emilie, daß man sie hatte entführen wollen, und fragte, ob der Anstifter dieses Bubenstücks entdeckt sey. Annette antwortete, nein, wiewohl man ihn leicht errathen könnte, und sagte Emilien, daß sie ihr ihre Befreyung zu danken hätte. Diese suchte die Bewegung, welche bey der Erinnerung an ihre Tante in ihr entstand, zu unterdrücken, und schien Annetten ruhig anzuhören, ob sie gleich in der That kaum ein Wort vernahm.

„Und so gnädiges Fräulein, fuhr Annette fort — nahm ich mir vor Bernardinos Geheimniß zu belauschen, weil er sich geweigert hatte, es mir zu sagen: ich beobachtete sie auf der Terrasse, und sobald er die andere Thüre aufgemacht hatte, schlich ich mich aus dem Schlosse um Ihnen zu folgen: denn, dachte ich bey mir selbst, etwas gutes kann unmöglich im Werke seyn, warum sollte er sonst so geheim thun. Er hatte die Thüre hinter sich nicht verriegelt, und als ich sie aufmachte, sah ich bey dem Schimmer der Fackel am andern Ende des Ganges, welchen Weg

sie nahmen. Ich folgte dem Lichte in einiger Entfernung, bis Sie an das Gewölbe von der Kapelle kamen; denn hier fürchtete ich mich weiter zu gehn wegen der seltsamen Dinge, die ich von diesem Gewölbe gehört hatte. Aber nun mochte ich eben so wenig in der Dunkelheit alleine weiter zurückgehn; ich entschloß mich aber doch Ihnen zu folgen und schlich Ihnen nach, bis sie an den großen Hof kamen, denn hier fürchtete ich, möchte er mich gewahr werden. Ich blieb wieder an der Thüre stehn, und wartete bis Sie am Thore waren, und so wie sie die Treppe hinauf stiegen, schlich ich hinter her. Als ich aber unter den Thorweg kam, hörte ich aussen Pferde stampfen, und verschiedne Stimmen reden. Man fluchte, daß Bernardino Sie nicht herausbrächte, und in dem Augenblick hätte er mich packen können, denn er kam die Treppe weiter herunter, und ich behielt kaum Zeit, mich davon zu machen. Allein ich hatte nun genug gehört, und beschloß ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten und Sie, gnädiges Fräulein, zu retten: denn ich rieth gleich, daß es so ein Stückchen von dem Graf Morano seyn möchte, ohngeachtet er das Schloß verlassen hatte. Ich lief in das Schloß, und hatte Mühe mich durch alle die Gänge zu finden. Allein was sonderbar ist; ich vergaß ganz, mich nach den Geistern umzusehen, die in dem Gewölbe seyn sollen, obgleich ich um der ganzen Welt willen nicht wieder hin gehen möchte. Zu gutem Glück waren der Signor und Signor Cavigni noch auf, und so brachten wir geschwind genug einen Zug auf die Beine, der groß genug war, den Herrn Bernardino und alle seine Spitzbuben in die Flucht zu jagen.

Annette hörte auf zu sprechen, allein Emilie schien noch immer zu hören. Endlich sagte sie plötzlich; „ich denke ich will selbst zu ihm gehn! wo ist er?"

Annette fragte, wen sie meinte.

„Den Signor Montoni erwiederte Emilie. Ich will mit ihm sprechen."

Annette, die sich an den Befehl erinnerte, den der Signor ihr die vorige Nacht wegen Emilien gegeben hatte, stand auf und sagte, daß sie ihn aufsuchen wollte.

Des ehrlichen Mädchens Verdacht auf den Graf Morano war vollkommen richtig; auch Emilie hielt ihn für den Urheber, sobald sie darüber nachdachte; und Montoni, der gar nicht daran zweifelte, kam nunmehr auf den Gedanken, das jener Wein wohl auf Anstiften des Grafen vergiftet worden wäre.

Die Versicherungen von Reue, die Morano Emilien unter dem Schmerz seiner Wunden ablegte, waren in diesem Augenblick aufrichtig: allein er irrte sich in dem Gegenstande seines Kummers, denn indem er die Grausamkeit seiner gehabten Absicht zu verkennen glaubte, beklagte er nur das Leiden, daß sie ihm zugezogen hatte. So wie dieses Leiden sich verminderte, lebten seine vorigen Absichten wieder auf, bis er sich nach gänzlich hergestellter Gesundheit aufs neue fähig zu einer kühnen Unternehmung glaubte. Der Thürsteher, der ihm zuvor gedient hatte, ließ sich willig zum zweytenmahl bestechen, und nachdem er die Art und Weise, Emilien ans Thor zu locken, mit ihm beredet hatte, verließ er öffentlich das Dorf, wohin er nach dem Duel gebracht wurde und verbarg sich mit seinen Leuten in einem an-

dern etwas weiter entlegnen Orte. Von da schickte er in der Nacht, die Bernardino ihm bestimmte, seine Leute nach dem Schlosse zurück; während er selbst Emiliens Ankunft in dem Dorfe erwartete, von wo er sie unverzüglich nach Venedig bringen wollte. Wie dieser zweyte Plan vereitelt wurde, haben wir bereits erfahren, allein die Wuth und Leidenschaft dieses italienischen Liebhabers übersteigt alle Beschreibung.

Nachdem Annette ihren Bericht von Emiliens Befinden und von ihrem Wunsche ihn zu sehn, an Montoni abgestattet hatte, antwortete er, daß sie in einer Stunde in das Sprachzimmer zu ihm kommen möchte. Emilie wollte über den Gegenstand, der ihr so schwer auf dem Herzen lag, mit ihm sprechen; doch wußte sie selbst nicht, ob sie etwas Gutes dadurch bewirken würde, und oft bebte sie sogar voll Schrecken vor dem Gedanken, in seine Gegenwart zu treten, zurück. Sie wünschte auch ihn zu bitten, wiewohl sie beynahe an der Erfüllung ihrer Bitte verzweifelte — daß er ihr, da ihre Tante nicht mehr lebte, erlauben möchte, in ihr Vaterland zurückzukehren.

Während ihre Gedanken hin und her irrten, kam eine Bothschaft, daß Montoni sie erst den andern Tag sehn könnte: und sie fühlte sich für diesen Augenblick wie von einer großen Last befreyt. Annette sagte, sie glaubte, daß die Ritter sich aufs neue zum Kriege rüsteten: denn der ganze Hof wäre voll Pferde und Reuter, und sie hätte gehört, daß die übrigen, die schon im voraus gegangen wären, wieder auf dem Schlosse erwartet würden.

Annette hätte lange fortreden können, ohne von Emilien unterbrochen zu werden, die schwei-

gend, und unaufmerksam in Gedanken vertieft da saß, und den ganzen Tag in einer feyerlichen Ruhe hinbrachte, die oft auf eine übermäßige Anstrengung unsrer Seelenkräfte durch Leiden zu folgen pflegt.

So wie die Nacht heran kam, erinnerte sich Emilie an die geheimnißvolle Musik, die sie oft mit einer ihr selbst unerklärlichen Bewegung gehört hatte, und wünschte, daß diese sanften Töne wiederkehren möchten. Die Gewalt des Aberglaubens bemeisterte sich der Schwäche ihrer lange gequälten Seele. Sie blickte mit schwärmerischer Erwartung zu dem Schutzgeist ihres Vaters hinauf und beschloß, Annetten fortzuschicken, um allein auf die Wiederkehr dieser Töne zu warten. Allein es war noch nicht um die Zeit, wo sich die Musik hören ließ, und bemüht, ihre Gedanken von qualvollen Gegenständen abzuziehn, setzte sie sich mit einem der wenigen Bücher, die sie aus Frankreich mitgebracht hatte, nieder. Ihre Seele aber wollte sich nicht zwingen lassen, sie blieb bewegt und unruhig und ging oft ans Fenster, um nach einem Ton zu lauschen. Einmahl glaubte sie eine Stimme zu hören, als aber alles ausser dem Fenster still blieb, schloß sie, daß ihre Fantasie sie getäuscht hätte.

So verstrich die Zeit bis es zwölfe schlug, worauf die fernen Töne, die durch das Schloß summten aufhörten, und tiefer Schlaf über das Ganze zu herrschen schien. Emilie setzte sich ans Fenster, wo sie bald durch sehr ungewöhnliche Töne, welche nicht einer Musik sondern den leisen Klagen einer Person in Schmerzen glichen aus ihrer Träumerey geweckt wurde. Ihr Herz schlug immer heftiger, und sie wurde überzeugt, daß

diese Töne mehr als eingebildet waren. Immer hörte sie von Zeit zu Zeit schwache Klagen und suchte zu entdecken, woher sie kämen. Unter ihr lagen noch verschiedne, lange verschlossen gewesene Zimmer, die an den Wall stießen, und da der Ton aus einem derselben zu kommen schien, lehnte sie sich aus dem Fenster, um zu sehn, ob ein Licht zu bemerken wäre. So viel sie sehn konnte, waren die Zimmer ganz dunkel, allein in einiger Entfernung unten auf dem Wall, schien sich etwas zu bewegen.

Der schwache Schimmer, den die Sterne verbreiteten, setzte sie nicht in Stand, den Gegenstand zu erkennen, doch hielt sie es für eine Schildwache und stellte ihr Licht in eine ferne Ecke des Zimmers, um nicht bey ihren fernern Beobachtungen bemerkt zu werden.

Sie sah immer denselben Gegenstand. Jetzt schlich es am Walle hin, nach ihrem Fenster zu, und sie glaubte, nun eine menschliche Gestalt zu unterscheiden, allein die Stille, womit es sich bewegte, überzeugte sie, daß es keine Schildwache war. So wie es näher kam, war sie unschlüssig ob sie sich zurück ziehen sollte; eine brennende Neugier machte sie geneigt zu bleiben, eine Furcht aber vor einem unbekannten Etwas warnte sie, sich zurückzuziehn.

Indem kam die Gestalt ihrem Fenster gegen über und blieb unbeweglich stehen. Alles blieb still; sie hatte nicht einmahl einen Fuß rauschen gehört, und das Feyerliche dieses Schweigens, mit der geheimnißvollen Gestalt vor ihr, zusammengenommen, machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie das Fenster verlassen wollte, als sie plötzlich die Gestalt zusammenfahren und den

Wall hinunter gleiten sah, worauf sie sich bald in der Dunkelheit der Nacht verlor. Emilie sah noch eine Weile unverwandt auf den Weg, den sie gekommen war, und zog sich dann voll Nachdenken über diese seltsame Erscheinung, in ihr Zimmer zurück. Sie konnte kaum zweifeln, daß sie etwas übernatürliches gesehn hätte.

Als sie wieder mehr zu sich selbst gekommen war, suchte sie eine andre Erklärung herauszubringen. Sie erinnerte sich an verschiednes, was man von Montonis kühnen Unternehmungen ihr gesagt hatte, und es fiel ihr ein, daß dieses vielleicht ein Unglücklicher gewesen wäre, den seine Banditen geplündert und hieher gebracht hätten, und daß vielleicht auch die Musik, die sie zuvor gehört hatte, von ihm käme.

Ein andermahl dachte sie wieder, daß es vielleicht eine Person sey, die Absichten auf das Schloß habe; allein die klagenden Töne widersprachen auch diesem. Sie konnte auf keine Weise herausbringen, wer oder was für ein Wesen es seyn möchte, das in dieser einsamen Stunde umher schlich und in solchen wehmüthigen Tönen seine Klagen aushauchte (denn sie konnte sich von dem Gedanken nicht losmachen, daß die Musik, welche sie so oft gehört, mit dieser Erscheinung zusammenhinge). Die Einbildungskraft trat wieder in ihre Rechte und rief den Glauben an das Übernatürliche hervor.

Indessen nahm sie sich vor, die folgende Nacht zu wachen, um vielleicht Aufklärung ihrer Zweifel zu finden; sie war beynahe entschlossen, die Gestalt anzureden, wenn sie sich wieder zeigen würde.

Drittes Kapitel.

Den folgenden Tag ließ sich Montoni wiederum bey Emilien entschuldigen, die dieses nicht wenig befremdete. Das ist doch sonderbar, sagte sie, sein Gewissen sagt ihm die Absicht meines Besuchs und er verschiebt ihn, um einer Erklärung auszuweichen. Sie war nunmehr beynahe entschlossen, sich ihm in den Weg zu werfen, doch hielt eine gewisse Furcht sie ab.

Gegen Abend kam die zweyte Parthie der irrenden Ritter nach dem Schlosse zurück. Emilie hörte bis in ihr entlegnes Zimmer das laute Jauchzen und Jubelgeschrey, das dem wilden Geschrey der Furien glich, wenn sie ein scheusliches Opferfest feyern. Sie fürchtete sogar, daß sie mit irgend einer barbarischen That umgingen; allein Annette sagte ihr, daß sie nur über den mitgebrachten Raub triumphirten. Dieser Umstand bestärkte sie in den Glauben, daß Montoni wirklich der Hauptmann einer Räuberbande geworden sey, und seine zertrümmerten Glücksumstände durch Beraubung der Reisenden wieder herstellen wollte.

So natürlich auch diese Vermuthung für sie seyn mochte, irrte sie doch zum Theil, denn sie kannte weder den Zustand dieses Landes, noch die Art, wie die häufigen Kriege in demselben geführt wurden.

Mit Rückkehr der Nacht nahm Emilie ihren Platz am Fenster wiederum ein. Der Mond stieg heute hinter den dicken Wäldern auf; und Emilie

versprach sich einen glücklichern Erfolg ihrer Beobachtungen, wenn die geheimnißvolle Gestalt wieder erschiene. Nur war sie aufs neue unschlüssig, ob sie es wagen sollte, sie anzureden, sie fühlte einen unwiderstehlichen Trieb dazu, doch hielt zu gleicher Zeit eine gewisse bange Furcht sie zurück.

Wenn es jemand wäre, der Absichten auf das Schloß hätte, sagte sie, so könnte meine Neugier mir üble Folgen zuziehn, allein die geheimnißvolle Musik und die klagenden Töne, die offenbar von niemand andern herrühren, beweisen daß er nicht mein Feind seyn kann.

Sie dachte darauf an ihre unglückliche Tante, und schaudernd vor Schmerz und Schrecken ergriffen die Bilder ihrer Einbildungskraft ihre Seele mit aller Stärke der Wahrheit und sie glaubte, daß die Gestalt ein Geist gewesen sey. Sie zitterte, konnte kaum Athem hohlen, eine Eißkälte ergoß sich über ihre Wangen und ihre Furcht überwältigte auf eine Weile ihren Verstand. Ihre Entschlossenheit verließ sie, und sie dachte nun nicht länger daran, die Gestalt, wenn sie erschiene, anzureden.

So verstrich die Zeit, die sie am Fenster saß, geschreckt durch Erwartung und durch die Dunkelheit und Stille der Mitternacht. Sie sah nur verworren im Mondlicht Berge und Wälder, einen Haufen Thürme, die den westlichen Flügel des Schlosses bezeichneten und die Terrasse unten, sie hörte keinen Laut ausser von Zeit zu Zeit die Parole der ablösenden Schildwache. Es war spät, sie fühlte sich müde vom Wachen und fing an die Wirklichkeit der nächtlichen Erscheinung zu bezweifeln, doch war ein so lebhafter

Eindruck in ihrer Seele zurückgeblieben, daß sie sich vornahm, die folgende Nacht wieder zu wachen.

Montoni ließ den andern Tag nichts von sich hören; Emilie aber, die mehr als je ihn zu sprechen wünschte, ließ ihn durch Annetten fragen, um welche Stunde er sie vorlassen wollte. Er bestimmte eilf Uhr, und Emilie stellte sich pünctlich ein. Er befand sich mit verschiedenen seiner Officire in dem Sprachzimmer; sie war betroffen und wurde es noch mehr, als er ohne sie zu bemerken, das Gespräch mit seinen Freunden fortsetzte, bis einer von ihnen sich umsah, Emilien erblickte und in einen lauten Ausruf ausbrach. Sie wollte zurückgehn als Montonis Stimme sie aufhielte. „Ich wünschte mit Ihnen zu reden, Signor, wenn Sie bequemere Zeit haben," war alles was sie mit stammelnder Stimme herausbringen konnte.

„Dieß sind Freunde von mir, erwiederte er, sie können alles hören, was Sie mir zu sagen haben."

Emilie wandte sich ohne zu antworten von dem rauhen Blicke der Ritter ab und Montoni folgte ihr durch den Saal in ein kleines Zimmer, dessen Thüre er mit Heftigkeit zuschlug. Wenn sie in sein finstres Gesicht sah, glaubte sie aufs neue den Mörder ihrer Tante vor sich zu sehn, und Entsetzen bemächtigte sich ihrer so sehr, daß sie nicht Sammlung genug behielt, die Ursache ihres Besuchs zu sagen, ja sie getraute sich nicht einmahl Madam Montonis Nahmen zu nennen.

Montoni fragte sie endlich voll Ungeduld, was sie vom ihm verlangte.

Sie sagte ihm nun, daß sie wünschte nach Frankreich zurückzukehren, und um seine Erlaubniß bäthe. Als er sie aber befremdet ansah und nach der Ursache ihrer Bitte fragte, stammelte sie, wurde bleicher, fing an zu zitterten, und wäre beynahe zu seinen Füßen nieder gesunken. Er sah ihre Bewegung mit anscheinender Gleichgültigkeit und unterbrach das Stillschweigen bloß damit, daß er sagte er müsse gehn. Sie wiederhohlte ihre Bitte noch einmahl, und als er sie durchaus abschlug, erweckte Unwillen ihre schlummernden Kräfte.

„Ich kann nicht länger mit Anstand hier bleiben, sagte sie, und ich möchte wohl fragen, mit welchem Rechte Sie mich zurück halten."

„Es ist mein Wille, daß Sie hier bleiben, sagte Montoni und legte die Hand an die Thüre um zu gehn, lassen Sie sich das genug seyn."

Emilie bedachte, daß sie von seinem Willen nicht appelliren konnte, und machte einen schwachen Versuch ihn zu bereden, gerecht zu seyn. So lange meine Tante lebte, Signor, sagte sie mit zitternder Stimme, war mein Aufenthalt nicht unschicklich, jetzt aber, da sie nicht mehr ist, wäre es doch wohl billig, mich abreisen zu lassen.

„Wer hat Ihnen gesagt, daß Madame Montoni todt ist? fragte Er mit forschendem Blick? Emilie besann sich, denn niemand hatte es ihr gesagt und sie wagte nicht des Anblicks in dem Zimmer zu erwähnen, der sie davon überzeugt hatte.

„Wer hat es Ihnen gesagt," wiederhohlte er noch finsterer. „Ach ich weiß es nur zu gut, erwiederte Emilie, erlassen Sie mir die schreckliche Erläuterung."

Sie setzte sich auf eine Bank nieder, um sich aufrecht zu halten. „Wenn Sie wünschen, sie zu sehen, so steht es Ihnen frey. Sie liegt in den östlichen Thurm.“

Er ging fort, ohne ihre Antwort zu erwarten und kehrte wieder zu seinen Gefährten zurück, die über die gemachte Entdeckung scherzen wollten: allein Montoni schien keinen Gefallen an diesem Spaße zu finden und sie veränderten sogleich das Gespräch.

Emilie war durch Montonis letzte Worte so betäubt worden, daß sie gar nicht an seine Erklärung, sie im Schlosse zurück zu behalten, sondern nur an ihre unglückliche Tante dachte, die im östlichen Thurme liegen sollte. Die Überreste seiner Frau so lange unbegraben zu lassen, verrieth eine Fühllosigkeit, deren sie selbst Montoni kaum fähig geglaubt hätte.

Nach einem langen Kampfe beschloß sie, sich seiner Erlaubniß in den Thurm zu gehn, zu bedienen und einen letzten Scheideblick auf die Überreste ihrer unglücklichen Tante zu werfen. Mit diesen Vorsatz ging sie auf ihr Zimmer zurück, und während sie auf Annetten wartete, suchte sie Fassung für den bevorstehenden Anblick zu sammlen. Obgleich sie davor erbebte, fühlte sie doch, daß es ihr in der Folge zur Beruhigung gereichen würde, diese letzte Pflicht erfüllt zu haben.

Annette erschien und da alle ihre Versuche, Emilien von ihrem Vorsatze abzubringen, fruchtlos blieben, ließ sie sich mit vieler Mühe bereden, sie in den Thurm zu begleiten. Nichts auf der Welt aber konnte sie dahin bringen zu versprechen, daß sie mit in das Zimmer des Todes gehn wollte.

Sie verließen nun den Corridor; als sie eben den Fuß der Wendeltreppe erreichten, weigerte sich Annette mit zu kommen, und Emilie ging alleine weiter. Als sie die Spuren von Blut sah, die sie schon jenesmahl bemerkt hatte, erstarben ihre Lebensgeister; sie mußte sich auf den Stuffen niederlassen, und beschloß beynahe, nicht weiter zu gehen. Nach wenig Augenblicken kehrte ihr Muth zurück, und sie verfolgte ihren Weg.

Als sie den Vorsaal erreichte, an welchen das Zimmer stieß, erinnerte sie sich, daß die Thüre verschlossen gewesen war, und fürchtete, es wieder so zu finden, allein sie hatte dießmahl geirrt; die Thüre öffnete sich auf einmahl in ein dunkles, stilles Zimmer, wo sie sich furchtsam umhersah und dann langsam hinein ging, als eine dumpfe Stimme sich hören ließ. Emilie, die weder zu sprechen, noch sich von der Stelle zu bewegen vermochte, gab keinen Laut von sich. Die Stimme sprach wieder, es schien ihr als wenn es die Stimme ihrer verstorbenen Tante wäre; sie stürzte halb ausser sich auf ein Bette zu, daß in einer fernen Ecke stand und zog die Vorhänge auf. Sie sah ein bleiches, abgezehrtes Gesicht. Sie starrte zurück, trat wieder heran und schauderte als sie eine abgezehrte Hand aufnahm, die auf der Decke ausgestreckt lag. Sie ließ sie fallen und sah wieder mit langem, sinnlosen Staunen das Gesicht an. Es war wirklich Madame Montoni, aber so entstellt durch Krankheit, daß man kaum noch eine Ähnlichkeit wahrnahm. Sie lebte noch und schlug ihre schweren Augen zu ihrer Nichte auf.

„Wo sind Sie so lange gewesen, sagte sie dumpf; ich dachte, Sie hätten mich verlassen?“

„Leben Sie wirklich? rief Emilie endlich, oder ist dieß nur eine schreckliche Erscheinung? — Sie erhielt keine Antwort und ergriff wieder die Hand. Dieß ist wirklich Substanz, rief sie, aber es ist kalt wie Marmor. O wenn sie wirklich leben, rief sie in einer Art von Verzweiflung, indem sie die Hand fallen ließ, so reden Sie — reden Sie, damit ich nicht meine Sinne verliere, sagen Sie, daß Sie mich kennen."

„Ich lebe, erwiederte Madame Montoni — ich erkenne Sie für meine Nichte, aber ich fühle daß ich im Begriff bin zu sterben."

Emilie ergriff heftig ihre Hand und weinte laut. Beyde schwiegen einige Augenblicke, Emilie bemühte sich dann, sie zu trösten und fragte, was sie in diesen kläglichen Zustand gebracht hätte.

Als Montoni sie auf den unwahrscheinlichen Verdacht, ihm nach den Leben getrachtet zu haben, in den Thurm bringen ließ, befahl er seinen Leuten das strengste Geheimniß an. Er hatte dabey den doppelten Bewegungsgrund, ihr den Trost von Emiliens Besuchen abzuschneiden, und sich eine Gelegenheit zu sichern, sie insgeheim aus der Welt zu schaffen, wenn sein Argwohn sich bestättigte — er behielt sie unter strenger Wache in den Thurm eingesperrt, und hatte ohne Mitleid und Gewissensbisse in einem heftigen Fieber sie fühllos und verwaist da liegen lassen, bis sie in diesen Zustand gerathen war.

Die Spuren von Blut, die Emilie auf der Treppe fand, rührten von der unverbundnen Wunde eines der Menschen her, die Madame Montoni den Thurm heraufrugen. In der Nacht hatten sie sich begnügt, die Thüre zuzumachen und von

der Wache zu gehn; und deswegen hatte Emilie bey ihrer ersten Nachsuchung den Thurm so still und verödet gefunden.

Als sie damahls versuchte, die Thüre aufzumachen, schlief ihre Tante, und sie schloß aus der tiefen Stille, daß sie nicht mehr lebe. Der Anblick in dem Zimmer über dem Thore war der Leichnam eines Mannes, der in dem letzten Gefecht geblieben war; der nähmliche, den man in des Bedienten Zimmer trug, als sie dort Zuflucht vor dem Lärmen suchte. Dieser Mann hatte einige Tage an seinen Wunden gelegen, und bald nach seinem Tode wurde sein Körper von dem Lager, worauf er starb, hinweggebracht, um in dem Gewölbe unter der Kapelle, durch welche Emilie und Bernardino nach dem Zimmer gingen, begraben zu werden.

Nachdem Emilie tausend Fragen an ihre Tante gethan hatte, ging sie von ihr um Montoni aufzusuchen. Der Zustand ihrer Tante lag ihr jetzt zu sehr am Herzen, als daß sie an die üble Behandlung, die sie sich selbst zuziehn konnte, und an die Unwahrscheinlichkeit, daß er ihre Bitte gewähren würde, hätte denken sollen.

„Madame Montoni ist dem Tode nahe, Signor! sagte sie, sobald sie ihn sah. Ihre Rache wird sie doch nicht bis zum letzten Augenblicke verfolgen! Vergönnen Sie, daß man sie aus diesem wüsten Aufenthalte in ihr eignes Zimmer bringt, und ihr die nothwendige Hülfe leistet."

„Wozu kann das helfen, wenn sie dem Tode so nahe ist, sagte Montoni mit anscheinender Gleichgültigkeit!"

„Dazu wenigstens, um Ihr Gewissen von einem kleinen Theile der Qualen zu befreyen, die

Sie

Sie in ähnlicher Lage einst dulden werden, sagte Emilie in unvorsichtiger Hitze, die ihr Montoni sogleich dadurch fühlbar machte, daß er ihr befahl, ihm aus den Augen zu gehen. Sie vergaß alle Empfindlichkeit! Mitleid mit dem kläglichen Zustande ihrer Tante, die ohne alle Hülfe sterbend da lag, verschlang alles andere Gefühl und sie sparte nicht das demüthigste Flehen, um ihn zum Erbarmen gegen seine Frau zu bewegen.

Er blieb lange verhärtet gegen alles was sie sagte; endlich aber schien das göttliche Gefühl des Mitleids, das aus Emiliens Augen strahlte, sein Herz zu rühren. Sich seiner bessern Gefühle schämend, wandte er sich halb mürrisch, halb erweicht von ihr weg; endlich aber willigte er ein, daß seine Frau in ihr eignes Zimmer gebracht werden, und daß Emilie sie verpflegen sollte. Emilie die eben so sehr fürchtete, daß diese Hülfe zu spät kommen, als daß Montoni seine Erlaubniß zurücknehmen möchte, nahm sich kaum die Zeit ihm zu danken; sie machte eilig mit Annetten das Bette für Madame Montoni zurechte, und brachte ihr eine Herzstärkung, damit ihr schwacher Körper die Bewegung in ein andres Zimmer aushalten könnte.

Sie war kaum in ihr Zimmer gebracht, als ihr Mann den Befehl schickte, sie im Thurme zu lassen; allein Emilie, dankbar froh, daß sie so geeilt hatte, meldete ihm, daß sein Befehl zu spät käme, und daß sie eine zweyte Veränderung nicht überleben würde.

Emilie wich den ganzen Tag nicht von ihrer Tante Seite, außer um ihr die nothwendigen Stärkungen zu bereiten. Madame Montoni nahm sie mit stiller Ergebung an, wiewohl sie zu füh-

len schien, daß es zu spät war, sie zu retten, sie schien auch das Leben nicht mehr zu wünschen. Emilie wartete ihrer mit der zärtlichsten Sorgfalt; sie sah in dem armen Geschöpfe vor ihr nicht mehr die gebietherische Tante, sondern die Schwester ihres geliebten Vaters in einer Lage, die all ihr Mitleid und Güte aufrief. Sie wollte auch die Nacht bey ihr bleiben, allein die Tante verboth dieses durchaus, und bestand darauf, daß sie sich zur Ruhe legen und Annetten bey ihr lassen sollte. Emilie bedurfte wirklich Ruhe, da ihr Körper und Geist so sehr angegriffen waren, doch wollte sie Madam Montoni nicht eher bis nach Mitternacht verlassen, ein Zeitpunct, den die Ärzte für sehr kritisch halten.

Bald nach zwölfe sagte sie ihr traurig gute Nacht und band Annetten ein, ja sorgsam zu wachen und sie zu rufen, wenn es schlimmer würde. Sie war niedergeschlagner als je über den kläglichen Zustand ihrer Tante, deren Genesung sie kaum zu hoffen wagte. Auch für ihr eignes Unglück sah sie kein Ende; eingesperrt in ein entlegenes Schloß, unerreichbar ihren Freunden — wenn sie noch Freunde besaß — ja selbst unerreichbar dem Mitleiden fremder Menschen, und gänzlich in der Gewalt eines Mannes, der zu jeder Handlung fähig war, die Eigennutz oder Ehrgeitz eingeben konnten.

Mit diesen melancholischen Betrachtungen und eben so traurigen Vorahndungen beschäftigt, legte sie sich nicht gleich zur Ruhe, sondern lehnte sich gedankenvoll ans offne Fenster. Die Scene vor ihr von Wäldern und Bergen, die im Mondlichte ruhten, machten einen traurigen Contrast mit dem Zustande ihrer Seele; allein das ein-

same Rauschen dieser Wälder, und die Ansicht auf die schlafende Landschaft, milderte nach und nach die Heftigkeit ihrer Empfindung und stimmte sie zu sanften Thränen.

Sie weinte eine Zeitlang fort, verloren für alles ausser für ein sanftes Gefühl ihres Unglücks. Als sie endlich das Schnupftuch von den Augen nahm, sah sie auf der Terrasse unten die Gestalt starr und unbeweglich ihrem Fenster gegen über stehen. Sie fuhr zurück, und der Schrecken überwältigte eine Zeitlang die Neugier. Endlich ging sie wieder ans Fenster; noch stand die Gestalt da; sie zwang sich, sie zu betrachten, war aber unvermögend zu sprechen; der Mond schien helle, und vielleicht verhinderte sie nur die Bewegung ihrer Seele, das Wesen vor ihr genau zu erkennen. Es stand noch unbeweglich und sie fing an zu zweifeln, ob es wirklich lebendig wäre.

Ihre irrenden Gedanken kehrten nun so weit zurück, sie zu erinnern, daß ihr Licht sie der Bemerkung aussetzte; sie wollte zurückgehen, um es weg zu stellen, als sie die Gestalt sich bewegen, und ihr mit der Hand winken sah. Während sie voll Angst hin staunte wiederhohlte es die Bewegung. Sie versuchte nun zu sprechen; allein die Worte erstarben ihr auf den Lippen und sie ging wirklich vom Fenster weg. Indem hörte sie aussen einen tiefen Seufzer. Sie lauschte aufmerksam ob sie gleich nicht weiter hinaus zu sehen wagte, und der Seufzer wurde wiederhohlt.

Großer Gott, rief sie, was bedeutet das?

Sie horchte aufs neue, aber der Ton ließ sich nicht weiter hören, und sie faßte endlich Muth, wieder ans Fenster zu gehen. Sie sah

dieselbe Erscheinung; es winkte aufs neue und stieß wieder einen tiefen Seufzer aus.

Der Seufzer kam gewiß von einem Menschen, sagte sie. Ich will sprechen. Wer, fragte sie mit schwacher Stimme, wer wandert hier in dieser späten Stunde?

Das unbekannte Wesen richtete den Kopf in die Höhe, starrte aber plötzlich hinweg und glitt die Terrasse herab. Sie beobachtete lange Zeit, wie es schnell im Mondenlicht hinschwand, hörte aber keinen Fußtritt, bis eine Schildwache von der andern Seite des Walls langsam daher schlich. Der Soldat blieb unter ihrem Fenster stehn, sah herauf und rief sie bey Nahmen. Sie wollte sich eilig zurückziehn, allein ein zweytes Rufen bewegte sie zu antworten, und der Soldat fragte sie ehrerbiethig, ob sie etwas hätte vorübergehn sehn. Auf ihre bejahende Antwort sagte er nichts weiter, sondern ging die Terasse herunter; Emilie verfolgte ihn mit den Augen bis er sich in der Ferne verlor. Sie wußte, daß er von der Wache nicht über den Wall hinaus gehn durfte, und beschloß also, seine Zurückkunft zu erwarten.

Bald darauf hörte sie seine Stimme in der Ferne laut rufen; eine noch fernere Stimme antwortete; in demselben Augenblick wurde die Wache abgelöst und passirte die Terrasse. Da die Soldaten mit Eile unter dem Fenster herliefen, rief sie heraus, was vorgefallen wäre, allein sie gingen vorbey, ohne auf sie zu achten.

Emiliens Gedanken kehrten zu der Gestalt zurück. Es kann kein Mensch seyn, der Absichten auf das Schloß hat, dachte sie, sonst würde er sich ganz anders benehmen. Er würde sich nicht so nahe an die Wache wagen, noch sich dem Fen-

ster gegen über stellen, wo er bemerkt werden muß; noch weniger würde er winken, oder einen Laut von sich geben. Aber es kann auch kein Gefangner seyn, wie würde er sonst Freyheit haben, umher zu gehen.

Wenn sie mehr Eitelkeit besessen hätte, so würde sie vermuthet haben, es sey ein Bewohner des Schlosses, der in der Hoffnung sie zu sehen und ihr seine Bewunderung zu erklären unter ihrem Fenster hinschliche, allein ein solcher Gedanke fiel Emilien nie bey, und hätte sie ihn gehabt, so würde sie ihn als unwahrscheinlich verworfen haben, weil die Gestalt die Gelegenheit zu sprechen, unbenutzt vorüber ließ, und sich sogar in dem Augenblick, wo sie redete, schnell entfernte.

Indem sie so nachsann, kamen zwey Schildwachen in eifrigem Gespräch den Wall herauf gegangen. Sie verstand aus einigen Worten, daß einer ihrer Kameraden sinnlos zur Erde gefallen war. Bald darauf kamen drey andre Soldaten langsam von unten die Terrasse herauf, aber sie hörte, nur von Zeit zu Zeit eine tiefe Stimme. So wie sie näher kamen fand sie, daß es die Stimme von dem war, der in der Mitte ging, und wie es schien von seinen Kammeraden unterstützt wurde. Sie rief ihnen aufs neue zu und fragte, was geschehen wäre. Sie standen still, als sie ihre Stimme hörten und sahen herauf. Sie wiederhohlte ihre Frage und erhielt zur Antwort, daß Robert, ihr Kammerad, ohnmächtig geworden sey, und daß sein Geschrey im Fallen einen falschen Lärm verursacht hätte.

„Hat er oft solche Anfälle? sagte Emilie."

„Ja Signora, erwiederte Robert, aber bey

dem was ich sah, hätte wohl der Papst selbst in Ohnmacht fallen sollen."

„Was war es denn? fragte Emilie zitternd."

„Ich kann nicht sagen, was es war, oder was ich sah, oder wie es verschwand, erwiederte der Soldat, dem bey der Erinnerung zu grauen schien."

„Habt ihr euch über die Person erschrocken, der ihr den Wall herunter nachgingt, fragte Emilie, die ihr eignes Schrecken zu verbergen suchte."

„Person! — rief Robert. Es war der Teufel selbst, und dieß ist nicht das erstemahl, das ich ihn gesehn habe."

„Wenn habt ihr ihn denn schon gesehen, sagte Emilie halb lächelnd. Sie fühlte einen zu nahen Antheil an dem Gespräch um es abzubrechen, so abgeschmackt es auch zu werden schien."

„Es mag ungefähr eine Woche her seyn, daß es auch hier auf dem Wall herum spukte."

„Setztet ihr ihm denn nicht nach, als es floh."

„Nein Signora fing ein andrer an. Sebastian und ich waren auf der Wache, und es war alles so still, daß man hätte ein Mäuschen hören können, als plötzlich Sebastian rief: siehst du nichts? ich sehe mich um und mich dünkte, daß sich etwas bey den Kanonen bewegte, weil aber nur Sternenlicht war, konnte ich es nicht unterscheiden. Wir standen ganz still um es zu belauschen, und sahen gleich darauf etwas längs der Schloßmauer aus gerade gegen über hinschleichen.

„Warum ergriffet ihr es dennn nicht?" rief ein Soldat, der bis jetzt noch nicht gesprochen hatte.

„Ja warum hieltet ihr es denn nicht fest, fragte Robert.

„Schade, daß du nicht da warest, antwortete Sebastian. Du hättest es gewiß bey der Kehle ergriffen, wenn es auch der Teufel selbst gewesen wäre. Wir mochten uns nicht solche Freyheit nehmen, weil wir nicht so genau mit ihm bekannt sind als du. Aber wie gesagt, es schlich sich so schnell vorüber, daß wir von unserer Bestürzung nicht zu uns selbst kommen konnten, ehe es fort war; und dann war es umsonst zu folgen. Wir hielten die ganze Nacht beständig Wache, sahen es aber nicht mehr. Den andern Morgen erzählten wirs unsern Kammeraden, was wir gesehn hatten; allein sie wußten von nichts und lachten uns aus. Wir haben seitdem immer aufgepaßt, haben es aber nicht wieder erblickt, bis diese Nacht."

„Wo verlort ihr es doch aus den Augen Freund?"

„Als ich auf die östliche Terrasse kam, sah ich etwas gleich einem Schatten in einiger Entfernung vor mir schweben. Als ich an die Ecke des Thurms kam, wo ich es den Augenblick zuvor gesehen hatte, war es verschwunden. Indem ich noch so da stand, hörte ich plötzlich einen Laut; — es war ein Laut, den ich nicht beschreiben kann. Es war weder ein Seufzer, noch ein Schrey noch etwas, das ich in meinen Leben nicht gehört habe. Was nachher mit mir vorgegangen ist, weiß ich nicht, bis ich mich hier unter meinen Kameraden fand.

„Kommt sagte Sebastian, laßt uns auf unsern Posten eilen — der Mond geht schon unter. Gute Nacht Fräulein," „die heilige Mutter neh-

me euch in ihren Schutz," sagte Emilie, indem sie das Fenster zumachte. Ihre Einbildungskraft war erhitzt, ohne daß ihr Urtheil berichtigt war, und die Schrecken des Aberglaubens bemächtigten sich ihrer aufs neue.

Zehntes Kapitel.

Den andern Morgen fand Emilie Madame Montoni beynahe in demselben Zustande, als den Abend zuvor. Sie hatte wenig geschlafen und der kurze Schlummer hatte sie nicht erfrischt: sie lächelte ihre Nichte an, und schien sich über ihre Gegenwart zu freuen, sprach aber nur wenig und vermied Montoni zu nennen. Er kam bald nachher ins Zimmer, allein seine Frau schien sehr unruhig zu werden, als sie hörte, daß er da wäre. Sie beobachtete ein tiefes Stillschweigen bis Emilie von dem Stuhle an ihrem Bette aufstand, worauf sie mit schwacher Stimme bath, sie nicht zu verlassen.

Montoni kam nicht um seine sterbende Frau zu besänftigen, zu trösten, oder um Verzeihung zu bitten, sondern um noch einen letzten Versuch zu machen, sie zu der Unterschrift zu bewegen, wodurch ihre Güter in Languedoc nach ihrem Tode auf ihn und nicht auf Emilien fallen sollten. Es war ein Auftritt, der von seiner Seite seine gewöhnliche Unmenschlichkeit und von Seite der Madame Montoni einen hartnäckigen

Geist, mit einem schwachen Körper kämpfend, zeigte. Emilie erklärte zu wiederhohltenmahlen ihre Bereitwilligkeit, lieber alle Ansprüche auf diese Güter aufzugeben, als die letzten Stunden ihrer Tante beunruhigen zu lassen. Montoni verließ indessen das Zimmer nicht eher, bis seine Frau, durch den hartnäckigen Streit erschöpft, in Ohnmacht sank. Sie lag so lang fühllos, daß Emilie zu fürchten anfing, der Funken des Lebens möchte erloschen seyn. Endlich erwachte sie wieder, richtete einen matten Blick auf ihre Nichte, deren Thränen auf sie herabfielen und versuchte zu sprechen, allein ihre Worte waren unverständlich, und Emilie fürchtete wieder, sie sterben zu sehn. Sie bekam indeß die Sprache wieder, und nachdem sie sich durch einen Trank gestärkt hatte, sprach sie deutlich und bestimmt über ihre Güter in Frankreich. Sie sagte ihrer Nichte, wo sie einige Papiere, die sie bisher vor Montoni versteckt hatte, finden könnte, und schärfte ihr ernstlich ein, diese Papiere nie aus den Händen zu geben.

Bald nach diesem Gespräch sank sie in einen Schlummer, worin sie bis Abends blieb, und dann sichtlich gestärkt erwachte. Emilie verließ sie keinen Augenblick bis lange nach Mitternacht, und würde auch dann das Zimmer nicht verlassen haben, wenn ihre Tante nicht ausdrücklich darauf bestanden hätte, daß sie sich zur Ruhe legen sollte. Sie gehorchte um so williger; da ihre Kranke sich besser zu befinden schien; sie hinterließ Annetten demselben Auftrag als den Abend zuvor, und zog sich in ihr Zimmer zurück. Aber ihre Lebensgeister waren wach und rege, und da sie es unmöglich fand, zu schlafen, beschloß sie noch

einmahl, auf die geheimnißvolle Erscheinung zu warten, die sie so sehr beschäftigte und beunruhigte.

Es war nun die zweyte Nachtwache, um dieselbe Zeit, wo die Gestalt zu erscheinen pflegte. Emilie hörte die Soldaten einander ablösen und als alles wiederum still war, nahm sie ihren Platz am Fenster ein, und stellte das Licht bey Seite, um nicht von aussen bemerkt zu werden.

In einem dieser finstern Augenblicke sah sie eine kleine Flamme in einiger Entfernung auf der Terrasse sich hin und her bewegen. Indem sie hinsah, verschwand das Flämmchen und da der Mond wider hinter den schweren Gewitterwolken hervorging, richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf den Himmel, wo blaue Blitze von Wolke zu Wolke drangen und still auf die Wälder unten flammten.

Emilie sah wieder auf den Wall, und erblickte von neuem das Flämmchen; es bewegte sich inwärts und bald darauf glaubte sie einen Fußtritt zu hören. Plötzlich aber fing der Donner an zwischen den Bergen zu grunzen, die immer dicker sich thürmenden Wolken verbargen den Mond und ihre röthlichte Schwefelfarbe schien ein heftiges Gewitter zu verkündigen. Mit einem Mahle erschütterte ein heftiger Schlag das ganze Schloß bis in seine Festen; mitten unter dem Aufruhr des Sturms hörte sie eine Stimme; die Thüre ihres Zimmers wurde aufgerissen und Annette trat mit wildem Gesicht herein.

„Die Signora stirbt! rief sie."

Emilie sprang auf und eilte in Madame Montonis Zimmer. Ihre Tante schien in Ohnmacht zu liegen, sie war still und fühllos. Emilie wandte mit einer Stärke der Seele, die dem

Schmerz allen Eingang verschloß, so lange eine höhere Pflicht ihre Thätigkeit aufrief, alle Mittel an, sie wieder ins Leben zu rufen. Allein der letzte Kampf war vorüber; sie war für immer dahin!

Als Emilie fand, daß alle Bemühungen vergebens waren, befragte sie die erstorbne Annette, und hörte, daß Madame Montoni gleich nach ihrem Fortgehn in einen Schlummer gefallen war, worin sie bis wenig Minuten vor ihrem Tode blieb.

„Ich konnte nicht begreifen, sagte Annette, warum die Signora sich gar nicht über den Donner zu erschrecken schien, und ging oft ans Bette um mit ihr zu sprechen; allein sie schien zu schlafen, bis ich sie auf einmahl röcheln hörte."

Emilie vergoß Thränen bey dieser Erzählung. Sie zweifelte nicht, daß diese heftige Veränderung in der Luft diese traurige Catastrophe beschleunigt hätte.

Nach einiger Überlegung beschloß sie Montoni von diesem Vorfall erst am andern Morgen Nachricht zu geben; sie fürchtete, daß er vielleicht einige fühllose Ausdrücke äussern möchte, die sie in der gegenwärtigen Meinung ihres Gemüths nicht würde tragen können. Sie verrichtete mit Annetten allein, die sie durch ihr Beyspiel ermunterte, einige der letzten feyerlichen Pflichten für die Todte, und zwang sich, die Nacht über bey dem Körper der Verstorbenen zu wachen.

Eilftes Kapitel.

Als Montoni den Tod seiner Frau erfuhr und bedachte, daß sie aus der Welt gegangen war, ohne die zur Erfüllung seiner Wünsche so nöthige Unterschrift zu geben, konnte kein Gefühl von Anstand die Ausbrüche seiner Empfindlichkeit im Zaume halten. Emilie vermied ängstlich seine Gegenwart und wachte zwey Tage und Nächte lang beynahe ununterbrochen bey der Leiche ihrer Tante. Das unglückliche Schicksal dieser Armen machte einen tiefen Eindruck auf ihr Herz; sie vergaß alle ihre Fehler, ihr ungerechtes, herrschsüchtiges Betragen gegen sie selbst, und erinnerte sich nur mit zärtlichem Mitleiden ihrer Leiden.

Montoni störte ihre frommen Sorgen nicht; er vermied nicht nur das Zimmer, wo die Überreste seines Weibes lagen, sondern auch den ganzen Flügel des Schlosses, gleichsam als hätte er Ansteckung im Tode gefürchtet. Er schien keine Veranstaltung wegen der Leiche zu treffen, und Emilie fürchtete, daß er dem Gedächtniß ihrer Tante eine neue Schmach zufügen wollte, als am Abend des zweyten Tags Annette ihr sagte, daß das Begräbniß die folgende Nacht vor sich gehn würde.

Sie konnte sicher darauf rechnen, daß Montoni die Leiche nicht begleiten würde, und es war ihr so schmerzhaft zu denken, daß die Überreste ihrer unglücklichen Tante, ohne Freund oder Verwandten in das Grab hinab gleiten sollten, daß sie beschloß, sich durch keine Rücksicht abhalten zu lassen, ihr selbst diese letzte traurige Pflicht

zu leisten. Gewiß wäre sie sonst zurückgeschaudert vor dem Gedanken, in das kalte Gewölbe zu folgen, wohin die Leiche um die stille Stunde der Mitternacht durch Menschen sollte getragen werden, die ihr Gesicht und Betragen zu Mördern stempelte.

Schauernd von Regungen des Schmerzes und Schreckens legte Emilie mit Annetten den Körper zum Begräbniß zurechte. Sie hüllten die Todte in Leinwand, bedeckten sie mit einem Todtenkittel und wachten bis nach Mitternacht, wo sie die Fußtritte der Männer herannahen hörten, die sie in ihr Bett von Erde legen sollten. Emilie konnte kaum ihre Bewegung unterdrücken, als die Thüre aufgerissen wurde und sie beym Schimmer der Fackeln, die sie trugen, ihre düstern Gesichter sah. Zwey von ihnen nahmen ohne zu sprechen den Leichnam auf die Schultern, während die andern mit dem Lichte voran gingen, und stiegen durch das Schloß zu dem Grabe hinab, das im untern Gewölbe der Kapelle innerhalb der Schloßmauern lag.

Sie mußten zwey Höfe nach dem östlichen Flügel des Schlosses durchkreuzen, der an die Kapelle stieß und eben so verfallen war als diese; allein die Stille und Dunkelheit dieser Höfe machte jetzt wenig Eindruck auf Emiliens Seele, die mit noch traurigern Vorstellungen erfüllt war. Sie hörte kaum das tiefe, Unheil verkündende Gekrächze der Nachtvögel, die zwischen den mit Epheu bewachsenen Zinnen der Ruinen hausten, und nahm kaum das Flattern der Fledermäuse wahr, die häufig über ihren Weg kreuzten. Als sie aber die Kapelle betretten hatte, und zwischen den modernden Pfeilern der Säulen hingeschli-

chen war, standen die Träger bey einer Treppe still, die zu einer tiefgewölbten Thüre führte, und nachdem der eine herabgestiegen war, sie zu öffnen, sah sie den dunkeln Abgrund unten — sah den Leichnam ihrer Tante die Stufen herabtragen und unten die Gestalt des Banditen ähnlichen Menschen, der mit einer Fackel da stand, sie zu empfangen — alle ihre Stärke verschwand im Gefühl unnennbaren Schmerzens und Entsetzens. Sie stützte sich auf Annetten, die kalt und zitternd neben ihr stand, und weilte solange auf den obern Stuffen der Treppe, daß der Schimmer der Fackel vor den Pfeilern der Kapelle schwand, und sie die Männer beynahe aus dem Gesichte verlor. Dann erweckte die Dunkelheit — um sie her andre Besorgnisse, das Gefühl von dem, was sie für Pflicht hielt, überwand ihren Widerwillen, und sie stieg in das Gewölbe herab, indem sie dem Echo der Fußtritte und den schwachen Strahlen folgte, die durch die Dunkelheit drangen, bis das Knarren einer fernen Thüre, die geöffnet wurde um den Körper zu empfangen, sie aufs neue schreckte.

Endlich betrat sie das Gewölbe, sah zwischen den Bogen in einiger Entfernung den Leichnam neben einem ofnen Sarge niederlegen, wo ein Priester stand, den sie nicht eher bemerkte bis er den Leichensermon anfing. Sie schlug die Augen auf, und erblickte die ehrwürdige Gestalt des Mönchs, und hörte ihn mit tiefer Stimme, eben so feyerlich als rührend, die Messe für den Todten lesen.

Die Scene, wie sie den todten Körper in die Gruft senkten, könnte nur der dunkle Pinsel eines Dommenichino darstellen. In sanftem Abstich gegen die rauhen Züge und wilde Kleidung

der Condottieri, die ihre Fackeln über das Grab senkten, stand die ehrwürdige Gestalt des Mönches, in ein langes schwarzes Gewand gehüllt: seine Chaputze von dem bleichen Gesicht zurückgeschlagen, auf welchem das schimmernde Licht die Züge tiefen Kummers durch Mitleid gesänftigt, und die wenigen grauen Locken zeigte, welche die Zeit noch auf seinen Schläfen verschont hatte. Neben ihm stand Emiliens sanfte Gestalt, auf Annetten gelehnt; ihr Gesicht halb abgewandt, und von einem dünnen Schleyer beschattet, der über die Schultern herabfiel; ihr sanftes, schönes Gesicht in starren Schmerz, welcher keine Thränen zuließ, versunken, während sie so frühzeitig ihre letzte Verwandte und Freundinn in die Erde senken sah. Der Schimmer der zwischen die Bogen des Gewölbes fiel, wo der aufgerissene Grund die Stellen bezeichnete, wo kürzlich andre Leichen begraben waren, und die Dunkelheit, die das Ganze einhüllte, konnten allein schon die Einbildungskraft des Zuschauers auf noch schrecklichere Gegenstände leiten, als die Scene war, die das Begräbniß der unglücklichen irre geleiteten Madame Montoni darstellte.

Nach geendigtem Sermon betrachtete der Mönch Emilien mit aufmerksamer Befremdung und sah sie an, als wünschte er mit ihr zu sprechen; allein die Gegenwart der Condottieri, hielt ihn zurück. Sie ergoßen sich in Scherzen über seinen heiligen Orden, die Emilien mit Abscheu und Unwillen erfüllten, die er aber stillschweigend ertrug, und nur bath, daß man ihn sicher nach seinem Kloster zurückführen mögte. Als sie den Hof erreichten, gab ihr der Mönch seinen Segen und wandte sich mit einem lange auf ihrem Ge-

sichte verweilenden Blicke des Mitleids hinweg nach dem Portal, wohin einer der Männer ihm leuchtete. Annette nahm einem andern die Fackel ab und ging vor Emilien her in ihr Zimmer. Die Erscheinung des Mönchs und der Ausdruck zärtlichen Mitleids, womit er sie betrachtet hatte, ließ einen tiefen Eindruck bey Emilien zurück; allein sie kannte ihn nicht, und auch Annette konnte nichts weiter von ihm sagen, als daß er zu einem Kloster, einige Meilen weit zwischen den Bergen gehöre.

Emilie brachte einige Tage in gänzlicher Abgeschiedenheit und in einem Zustande der Angst für sich selbst und des Schmerzens um ihre Tante hin. Endlich beschloß sie noch einen Versuch zu machen Montoni zur Einwilligung in ihre Rückkehr nach Frankreich zu bewegen. Sie konnte nicht begreifen, warum er sie zurückzuhalten suchte, allein es war nur zu gewiß, daß er es that, und die durchaus abschlägige Antwort, die er ihr vorhin ertheilt hatte, ließ ihr wenig Hoffnung, daß er nunmehr einwilligen würde. Sie verschob aus Furcht vor seiner Gegenwart die Erwähnung ihrer Bitte von Tage zu Tage und mußte erst durch eine Bothschaft von ihm aus ihrer Unthätigkeit geweckt werden. Sie fing an zu hoffen, daß er jetzt, da ihre Tante nicht mehr lebte, ihr die Freyheit wieder geben wollte, bis sie sich besann, daß die Güter, die so viel Unheil veranlaßt hatten, jetzt ihr gehörten; sie fürchtete nun, daß er irgend einen listigen Plan im Schilde führte, und daß er sie gefangen halten würde, bis es ihm gelänge. Dieser Gedanke statt sie niederzudrücken, weckte ihre schlummernde Stärke auf und sie beschloß, das Vermögen, welches sie willig würde hinge-

hingegeben haben, um ihrer Tante Ruhe zu sichern, sich jetzt durch keine Gewalt abdringen zu lassen. Auch um Valancourts willen beschloß sie diese Güter zu bewahren, da sie ihnen ein gemächliches Auskommen für die Zukunft sichern mußten. Bey diesen Gedanken brach sie in Thränen der Rührung aus und genoß im voraus das Entzücken des Augenblicks, wo sie mit zärtlicher Hingebung ihm sagen konnte, daß sie die seinige sey. Sie sah das Lächeln, das seine Züge erhellte, den zärtlichen Dank, der aus seinen Blicken sprach, und glaubte in diesem Augenblick allem Leiden Trotz biethen zu können, das Montonis Bosheit ihr zu bereiten im Stande war. Sie erinnerte sich nun zum erstenmahl nach ihrer Tante Tode an die Papiere über die bestrittenen Güter, und nahm sich vor, sie zu suchen, so bald sie von Montoni zurückkommen würde.

Sie fand Orsino mit noch einem andern Officier bey ihm; beyde standen um einen Tisch voll Papier, die er zu untersuchen schien.

„Ich ließ sie hohlen, Emilie, sagte Montoni, indem er den Kopf aufrichtete, damit Sie als Zeugen, bey einem Geschäfte, das ich mit meinem Freund Orsino abzumachen habe, gegenwärtig seyn sollten. Ich verlange weiter nichts von Ihnen als daß Sie Ihren Nahmen unter dieß Papier schreiben. Er nahm hierauf ein Papier in die Hand, überlas unverständlich einige Zeilen, und reichte ihr eine Feder hin. Sie nahm sie und war im Begriff zu schreiben, als Montonis Absicht ihr wie ein Blitz durch die Seele fuhr. Sie zitterte, ließ die Feder fallen und weigerte sich zu unterschreiben, was sie nicht gelesen hätte. Montoni that als lachte er über ihre Bedenklich-

keiten, nahm das Papier wieder hin und stellte sich aufs neue als wenn er läse: allein Emilie die ihre Gefahr einsah, und erstaunte daß ihre Leichtglaubigkeit sie beynahe in die Falle gestürzt hätte, weigerte sich durchaus irgend ein Papier zu unterschreiben. Montoni fuhr noch eine Weile fort, sie zu verspotten, als er aber aus ihrer standhaften Weigerung sah, daß sie seine Absicht merkte, stimmte er einen andern Ton an und bath sie, ihm in ein anderes Zimmer zu folgen. Hier sagte er ihr daß er gewünscht hätte, sich selbst so wohl als ihr einen unnützen Streit über eine Sache zu ersparen, wo seine Wille rechtmäßig wäre, und Geboth für sie seyn sollte; er hätte deswegen gesucht, sie lieber zur Erfüllung ihrer Schuldigkeit zu überreden als zu zwingen.

„Als Gemahl der verstorbenen Signora Montoni setzte er hinzu, bin ich der Erbe von allem was sie besitzt; folglich können die Güter, die sie mir zu ihren Lebzeiten verweigerte, mir jetzt nicht länger entzogen werden; ich wollte Sie um ihrer selbst willen, wegen einer thörigten Rede, die sie einmahl in ihrer Gegenwart führte, daß nähmlich diese Güter Ihnen zufielen, wenn Sie stürbe, ohne sie mir zu verschreiben, aus dem Irrthum ziehn. Ich weiß daß Sie mehr Verstand besitzen, als die meisten ihres Geschlechts und zweifle also nicht, daß Sie freywillig nachgeben werden, da Widerstand nichts helfen würde. Sie sind gewiß über eitlen Hang nach weltlichen Gütern, und über Eigennutz hinaus, als daß Sie nach etwas streben sollten, worauf Sie kein Recht haben. — Indeß, fuhr er fort, als er sah daß sie stille schwieg — muß ich Ihnen

doch kund thun, welche Wahl Sie haben. Wenn Sie sich in dieser Sache betragen, wie es recht und vernünftig ist, so werde ich Sie in kurzem sicher nach Frankreich zurückschicken; sollten Sie aber auf dem irrigen Wahne der Signora bestehn, so bleiben Sie meine Gefangne, bis Sie sich eines bessern besinnen.

Emilie antwortete ruhig.

„Ich bin nicht so unerfahren in den Rechten, Signor, daß ich mich durch irgend eine Behauptung sollte irre machen lassen. Das Gesetz spricht mir in dem gegenwärtigen Falle die Güter meiner Tante zu, und meine eigne Hand soll mich nie darum bringen."

„Ich habe mich in meiner Meinung von Ihnen geirrt, erwiederte Montoni mürrisch. Sie sprechen dreist und zuversichtlich über eine Sache die Sie nicht verstehn. Wenn Sie auf diesem Tone beharren, so haben Sie alles von meiner Gerechtigkeit zu fürchten.

„Von Ihrer Gerechtigkeit Signor, erwiederte Emilie, kann ich nichts zu fürchten, sondern nur zu hoffen haben.

„Montoni sah sie verdrießlich an, und schien zu überlegen was er sagen wollte. Ich sehe, daß Sie schwach genug sind, fing er wieder an — den Reden Ihrer Tante Glauben beyzumessen. Es thut mir um Ihrentwillen leid; für mich hat es wenig zu bedeuten; Ihre Leichtgläubigkeit kann nur üble Folgen für Sie selbst haben, und ich bedaure daß Sie mich zwingen, hart mit Ihnen zu verfahren."

„Sie werden vielleicht finden, Signor, sagte Emilie mit sanfter Würde, daß die Stärke meiner Seele der Gerechtigkeit meiner Sache

gleich ist, und daß ich mit Standhaftigkeit dulden kann."

Sie sprechen wie eine Heldinn, sagte Montoni; wir werden sehn, ob Sie auch als eine Heldinn leiden können.

Emilie schwieg und verließ das Zimmer.

Bey dem Gedanken, daß sie um Valancourts willen diesen Widerstand geleistet hatte, lächelte sie zufrieden über das angedrohte Leiden. Sie ging nach dem Orte, den ihre Tante ihr bezeichnet hatte, und fand wirklich die Papiere daselbst. Weil sie aber keinen bessern Ort sie aufzubewahren wußte, legte sie sich wieder hin, ohne den Inhalt zu untersuchen, denn sie fürchtete, beym Durchlesen überrascht zu werden.

Sie ging noch einmahl in ihr einsames Zimmer zurück, und dachte aufs neue an ihr Gespräch mit Montoni und an das Leiden, das ihr vielleicht bevor stehen könnte. Allein seine Gewalt schien ihrer Einbildungskraft nicht so furchtbar als sonst; ein heiliger Stolz war in ihrem Herzen und lehrte sie, sich gegen den Druck der Ungerechtigkeit zu empören; sie fand beynahe einen Ruhm darin um Valancourts willen zu leiden. Zum erstenmahl fühlte sie ihr ganzes Übergewicht über Montoni, und verachtete die Gewalt, die sie bis dahin nur gefürchtet hatte.

Indem sie so nachsinnend da saß, erschallte ein Gelächter von der Terrasse, sie ging ans Fenster und sah zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen drey Damen nach Venedischer Art geputzt, mit verschiednen Herren unten gehen. Sie vergaß sich, so sehr, daß sie ohne darauf zu achten, ob man sie bemerkte, am Fenster blieb, bis der

Zug näher kam. Eine von den Fremden sah herauf und sie erkannte die Züge der Signora Livona, deren Betragen sie in Venedig so sehr bezaubert hatte. Diese Entdeckung verursachte ihr doppelte Freude; es war kein geringer Trost für sie eine Person von so sanften Sitten, und gutem Charakter in ihrer Nähe zu wissen; doch hatte ihre Erscheinung in diesem Schlosse unter den jetzigen Umständen etwas so sonderbares — und daß sie aus freyem Willen hier war, bewies ihre Munterkeit — daß ein sehr peinlicher Zweifel wegen ihres Charakters, in Emilien aufstieg. Allein der Gedanke war ihr so unangenehm und schien ihr so unwarscheinlich, wenn sie sich an das liebenswürdige Betragen der Signora erinnerte, daß sie ihn gleich wieder aufgab.

So bald Annette erschien, erkundigte sie sich näher, und erfuhr, daß die Damen so eben mit zwey Herren von Venedig angekommen wären.

„Vielleicht hat man sie gefangen genommen?“ fragte Emilie. „Gefangen, rief Annette — Gott behüthe sie sind lustig und guter Dinge. Ich erinnere mich ihrer noch recht gut von Venedig her. Die Signora Livona kam ein paarmahl zu uns, wie Sie noch wissen werden, und es hieß damahls, daß der Signor sich mehr aus ihr machte als er sollte. Warum brauchte er sie auch sonst zu meiner gnädigen Frau zu bringen.“

Emilie trug ihr auf, sich ein wenig auf Kundschaft wegen dieser Damen zu legen, und suchte nun das Gefühl ihres eignen Kummers in den idealischen Welten des Dichters zu vergessen; allein sie fand wiederum Ursach, den unwiderstehlichen Einfluß der Umstände auf den Geschmack

und die Kräfte der Seele zu beklagen; sie fand, daß selbst zu einem reinen geistigen Genusse ein ruhiger Geist erfodert wird.

Da sie sich des Abends nicht auf dem Wall herunter zu gehen traute, um nicht dem Angaffen von Montonis rohen Gefährten ausgesetzt zu seyn, so pflegte sie um Luft zu schöpfen, in der Gallerie an ihrem Zimmer auf und abzugehn. Sie hörte hier in der Ferne Töne der Fröhlichkeit und des Gelächters. Es war mehr ein wilder Lärm als gesellige Fröhlichkeit und schien aus der Gegend des Schlosses zu kommen, die Montoni bewohnte. Eine solche Ausgelassenheit, wenige Tage nach dem Tode ihrer Tante, machte einen verhaßten Eindruck auf sie, so wenig es sie auch von Montoni befremden konnte.

Sie glaubte weibliche Stimmen in dem Gelächter zu erkennen, und ihre ärgsten Vermuthungen über die Signora Livona und ihre Gefährten, wurden dadurch bestätigt. Es war sichtlich, daß sie nicht aus Zwang gekommen waren, und sie sah sich in den fernen Wildnissen der Appenninen, von Männern, die sie für nichts bessers als Banditen halten konnte, und ihren nicht minder abscheulichen Gefährtinnen umgeben zwischen Scenen des Lasters, wovor ihre Seele zurückbebte. In diesem Augenblicke, wo die Scenen der Gegenwart und Zukunft vor ihre Einbildungskraft traten, verlor Valancourts Bild seinen Einfluß und ihr Entschluß wurde aufs neue erschüttert. Sie glaubte alle Schreckniße zu sehn, die Montoni ihr bereitete, und schauderte zurück vor der Rache, die er ohne Gewissensbisse, zu nehmen im Stande war. Sie beschloß beynahe, wenn er sie noch einmahl auffodern sollte, die streitigen

Güter ohne Widerstand heraus zu geben, um Freyheit und Sicherheit wieder zu gewinnen; dann aber schlich sich die Erinnerung an Valancourt wieder herbey und stürzte sie in Verwirrung und Zweifel.

Sie blieb in der Gallerie bis der Abend sein melancholisches Zwielicht durch die gemahlten Fenster warf, und die Dunkelheit des eichnen Tafelwerks um sie her vertiefte. —

Durch die gewölbten Hallen und Gänge unten ertönte von Zeit zu Zeit der Nachklang eines schallenden Gelächters, und machte die darauf folgende Stille nur noch schauerlicher. Doch schritt Emilie, die nicht gerne in ihr einsames Zimmer zurückgehn wollte, ehe Annette wieder gekommen war, noch immer die Gallerie auf und ab. Indem sie die Thüre des Zimmers vorbey ging, wo sie einmahl den Schleyer, der einen so schrecklichen Anblick verbarg, aufzuheben gewagt hatte, wurde ihr diese Erinnerung aufs neue gegenwärtig. Sie wurde ihr noch schrecklicher, wenn sie an Montonis letztes Betragen dachte, und sie eilte die Gallerie zu verlassen, so lange sie noch Kraft dazu hatte, als sie eilig etwas hinter sich herkommen hörte. — Sie konnte es für Annetten halten, allein indem sie halb furchtsam sich umsah, erblickte sie durch die Dunkelheit eine lange Gestalt hinter sich, und alle Schrecken jenes Zimmers drangen vor ihre Seele. Gleich darauf fand sie sich von jemands Armen umschlossen und hörte eine tiefe Stimme in ihr Ohr murmeln.

So bald sie zu sprechen oder artikulirte Töne zu unterscheiden im Stande war, fragte sie, wer sie aufhielte.

„Ich bin es, erwiederte die Stimme. Warum erschrecken Sie sich?"

Sie sah dem Unbekannten ins Gesicht, konnte aber bey dem schwachen Licht seine Züge nicht erkennen.

„Wer Sie auch sind, sagte Emilie, mit zitternder Stimme, um des Himmels willen, lassen Sie mich gehn."

Meine reitzende Emilie, warum wollen Sie sich in diesem finstern Winkel einschließen, da unten alles voll Lust und Freude ist? Kommen Sie mit mir in den Saal, wo Sie die schönste Zierde der Gesellschaft seyn werden. Sie sollen den Tausch gewiß nicht bereuen."

Emilie verachtete, zu antworten und suchte stillschweigend sich loszumachen.

„Versprechen Sie mir zu kommen, fuhr er fort, so will ich Sie sogleich loslassen, aber erst müssen Sie mir meine Belohnung geben."

„Wer sind Sie, fragte Emilie mit einem Tone, worin sich Furcht und Unwillen mischten, wer sind Sie, daß Sie meiner so grausam spotten!"

„Warum nennen Sie mich grausam? Ich wollte Sie aus dieser traurigen Einsamkeit zu einem fröhlichen Orte führen. Kennen Sie mich nicht?"

Emilie erinnerte sich nun an einen von den Officieren, die bey Montoni waren, als sie eines Morgens zu ihm kam. Ich danke Ihnen für Ihre gütige Absicht, sagte sie, ohne zu thun, als wenn Sie Ihn verstände, aber ich wünsche nichts mehr als daß Sie mich mir selbst überlassen.

„Reitzende Emilie, sagte er, lassen Sie

diese thörigste Grille der Einsamkeit fahren, und kommen Sie mit mir zu der Gesellschaft, wo Sie die andern Schönheiten verdunkeln werden. Sie, nur Sie allein sind meiner Liebe werth!"

Er wollte ihr die Hand küssen, allein ihr Unwille machte sie stark genug, sich loszureissen und nach ihrem Zimmer zu fliehn. Sie machte die Thüre hinter sich zu, ehe er sie erreichte, und sank ermattet in einen Stuhl, ohne daß sie die Kraft hatte, sich aufzurichten, als sie seine Stimme und seine Versuche die Thüre zu öffnen hörte. Endlich merkte sie daß er fortging, und faßte wieder Muth als ihr plötzlich beyfiel, daß er vielleicht durch die Thüre zu der geheimen Wendeltreppe, die nur von aussen verriegelt war, herein kommen könnte. Sie gab sich alle Mühe, diese Thüre so wie ehemahls zu verwahren. Es schien ihr, daß Montoni seinen Plan der Rache schon angefangen hätte, da er ihr seinen Schutz entzog, und sie bereute ihre Unbesonnenheit, der Macht eines solchen Mannes getrotzt zu haben. Es schien ihr nun durchaus unmöglich, sich im Besitz der Güter zu erhalten, und sie beschloß zur Rettung ihres Lebens, ja vielleicht ihrer Ehre, wenn sie nur diese Nacht glücklich überstände, alle Ansprüche auf das Vermögen ihrer Tante aufzugeben, um nur aus diesem Schlosse fortzukommen.

Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt hatte, wurde sie ruhiger, obwohl sie noch immer ängstlich lauschte, und oft bey einem eingebildeten Geräusch zusammenfuhr.

Sie hatte schon einige Stunden im Finstern gesessen; Annette erschien noch immer nicht und

sie fing an, ernstlich für das Mädchen zu fürchten: da sie sich aber nicht in das Schloß herunter wagte, mußte sie in ihrer Ungewißheit bleiben. Oft schlich sie sich an die Thüre der Wendeltreppe um zu horchen, ob kein Fußtritt heran nahete; alles blieb still, doch beschloß sie, die Nacht über zu wachen und warf sich noch einmahl auf ihr dunkles einsames Lager, daß sie mit ihren unschuldigen Thränen badete. Sie dachte an ihre abgeschiedene Verwandte, an den abwesenden Valancourt und rief sie oft bey Nahmen — die tiefe Stille um sie her, begünstigte ihre schwermüthigen Träumereyen.

Indem sie so da lag, drangen plötzlich die Töne ferner Musik in ihr Ohr; sie horchte aufmerksam und da sie dasselbe Instrument zu erkennen glaubte, das sie vormahls um Mitternacht gehört hatte, stand sie auf und schlich leise ans Fenster, zu welchen die Töne aus einem tiefen Zimmer herauf zu dringen schienen.

Nach wenig Minuten wurde die sanfte Melodie von einer innig bewegten Stimme begleitet, die mehr als eingebildete Leiden zu klagen schien. Es däuchte sie, den süßen, ausgezeichneten Klang schon einmahl gehört zu haben, doch war dieß, wenn nicht Fantasie, gewiß nur schwache Erinnerung. Es schlich sich bey der gegenwärtigen Qual ihrer Seele, wie eine Himmelsmelodie in ihr geängstetes Herz.

Aber in welche Bewegung gerieth sie, als sie mit dem Geschmack und der Einfachheit wahren Gefühls eine von den Volksmelodien ihres Vaterlandes erkannte — auf die sie als Kind so oft mit Entzücken gehorcht, die sie so oft von ihrem Vater wiederhohlen hörte! — Ihr Herz

schmolz bey diesen wohlbekannten Tönen, die sie ausserhalb ihrem Lande zum erstenmahl wieder vernahm, das Gedächtniß vergangener Zeiten kehrte wehmüthig zurück. Die anmuthigen, friedlichen Gefilde Gasconiens, die Güte und Zärtlichkeit ihrer Ältern, die Einfalt ihres frühern Lebens — alle diese Vorstellungen traten vor ihre Seele, und bildeten ein so süßes, glühendes Gemählde, so verschieden von den Gegenständen, Charakteren und Gefahren, die sie jetzt umringten, daß sie den Rückblick nicht tragen konnte, und unter der Bitterkeit ihres Leidens erlag.

Ihre Seufzer wurden tief und krampfhaft; sie vermochte die Melodie nicht länger zu hören, die sie so oft in süße Ruhe gewiegt hatte, und zog sich vom Fenster in einen fernen Winkel des Zimmers zurück. Allein auch hieher drang die Musik: sie hörte das Zeitmas verändern und die folgende Arie lockte sie wieder ans Fenster, denn sie erkannte sie sogleich für die nähmliche, die sie einmahl in dem Fischerhäuschen in Gasconien hörte. Diese Arie, deren Urheber ihr damahls ein Geheimniß war, hatte einen so tiefen Eindruck zurückgelassen, daß sie nie ganz aus ihrem Gedächtniß geschwunden war; und die Art des Vortrags machte es ihr gewiß, so unerklärlich daß auch schien, daß es die nähmliche Stimme sey. Ihre Verwundrung machte bald andern Regungen Platz; wie ein Blitzstrahl schoß ein Gedanke in ihr Herz, der ein Gefolge von Hoffnungen mit sich führte, die alle ihre Lebensgeister neu beseelten. Doch waren diese Hoffnungen so neu, so unerwartet, so kühn, daß sie ihnen nicht zu trauen wagte, wiewohl sie eben so wenig den

Englisches Seminar

Muth hatte, sie fahren zu lassen. Athemlos, überwältigt von abwechselnden Regungen der Hoffnung und Furcht, setzte sie sich am Fenster nieder, stand wieder auf, bog sich heraus, um den Ton näher zu haschen, horchte, zweifelte und glaubte, rief leise den Nahmen Valancourt und sank wieder in den Stuhl zurück.

Freude, Furcht und Zärtlichkeit kämpften in ihrem Herzen — sie wurde nicht müde auf die Töne zu lauschen, aber auf einmahl verstummten Stimme und Instrument.

Sie ging einen Augenblick mit sich selbst zu Rathe, ob sie es wagen sollte zu sprechen; zu ängstlich, um seinen Nahmen zu nennen, und doch zu sehr interessirt um die Gelegenheit zu verscherzen, fragte sie nur aus dem Fenster: Ist das ein Gesang aus Gasconien? Ihr begierieges Warten wurde durch keine Antwort gelohnt, alles blieb still. Ihre Ungeduld stieg mit ihrer Furcht; sie wiederhohlte die Frage; hörte aber keinen Laut ausser dem Pfeifen des Windes zwischen den Zinnen der Thürme. Sie suchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß der Fremde, wer er auch sey, fortgegangen wäre, ehe er ihre Stimme gehört hätte; doch war es möglich, daß er aus Klugheit sich zurückhielt. Diese Betrachtung veränderte auf einmahl ihre Hoffnung und Freude in Schrecken und Schmerz. Denn nur zu wahrscheinlich war Valancourt, wenn er es war, als Gefangner hier. Vielleicht war er mit einigen seiner Landsleute, die in den Kriegen des Landes dienten, auf einem Versuche zu ihr zu dringen, ergriffen worden. Hätte er auch Emiliens Stimme erkannt, so mußte er doch unter diesen Umständen, vielleicht von sei-

nen Wächtern umgeben, sich scheuen ihr zu antworten.

Sie fürchtete nun, was sie vor kurzem so heiß gewünscht hatte; fürchtete zu wissen, daß Valancourt ihr nahe wäre, und war sich selbst nicht bewußt, daß heimlich eine Hoffnung ihn bald zu sehn, mit der Besorgniß für ihn, in ihrem Herzen kämpfte.

Sie blieb im Fenster liegen, bis die Luft kühler wurde und ein hoher Berg im Osten von der Morgenröthe schimmerte: dann legte sie sich vor Angst ermüdet aufs Bette nieder, allein Freude, Zärtlichkeit, Furcht und Zweifel ließen sie die ganze Nacht nicht schlafen.

Sechstes Kapitel.

Den andern Morgen in aller Frühe erschien Annette.

„Diese Nacht sind schöne Dinge im Schlafe vorgegangen, rief sie, so wie sie ins Zimmer trat, in der That schöne Geschichten. Sind Sie nicht Angst um mich gewesen, gnädiges Fräulein?"

„Ich war in Angst um deinet und meinetwillen, erwiederte Emilie, was hielt dich denn ab, zu kommen?" —

Sie brachte aus Annettens verworrner Erzählung so viel heraus, daß Ludovico, um sie

vor den Anfällen der betrunkenen Ritter sicher zu stellen, sie mit Catharinen in ein Zimmer eingesperrt hätte, wo sie sich erst mit Anbruch des Morgens, als die saubre Gesellschaft in Schlaf gefallen war, wieder hervor wagten. Was die Signora Livona betraf, so hatte Annette erfahren, daß sie jetzt zum Range einer förmlichn Maitresse des Montoni erhoben war. „Die beyden andern sind die Maitressen des Signor Verrezzi, und Signor Bertolini, fuhr Annette fort, und der Signor Montoni hat sie alle hieher eingeladen. Er gab gestern ein großes Fest zu ihrem Willkommen, und sie haben Tokajer und Champagner gezecht und gelacht und gesungen, bis das ganze Schloß mit ihnen umlief. Mir schienen es klägliche Töne zu seyn, zumahl so bald nach meiner armen Signora Tode: ich dachte, was sie wohl würde gesagt haben, wenn sie es hätte hören können — aber sie hört es jetzt nicht mehr, die arme Signora, dachte ich!"

Emilie wandte sich ab, um ihre Bewegung zu verbergen, und trug Annetten auf, sich behutsam zu erkundigen, was wohl für Gefangne im Schlosse wären."

„Nun ich recht daran denke, gnädiges Fräulein, glaube ich wirklich, daß Gefangne hier sind: denn ich hörte gestern einen von des Signors Leuten in der Bedientenstube von Ranzion sprechen. Er sagte, es wäre eine schöne Sache für Se. Excellenz, Leute aufzufangen, denn sie wären so gut als Beute wegen der Ranzion. Der andre aber brummte und sagte, es wäre wohl recht schön für den Signor, aber nicht so schön für seine Soldaten, weil die nichts davon bekämen.

Diese Nachricht erhöhte Emiliens Ungeduld

mehr zu wissen, und Annette begab sich sogleich auf den Weg, um sich auf Kundschaft zu legen.

Emiliens zuletzt gefaßter Entschluß, ihre Güter an Montoni abzutreten, machte nun andern Betrachtungen Platz: die Möglichkeit, daß Valancourt ihr nahe seyn könnte, belebte ihren Muth, und sie nahm sich vor, der angedrohten Rache wenigstens so lange zu trotzen, bis sie wüßte, ob er sich wirklich im Schlosse befände. In dieser Stimmung schickte Montoni zu ihr und bath sie zu ihm in den Saal zu kommen; sie folgte zitternd und bemühte sich auf dem Wege dahin ihren Muth durch den Gedanken an Valancourt zu beleben.

Sie fand Montoni allein. „Ich habe Sie rufen lassen, sagte er, um Ihnen nochmahls Gelegenheit zu geben, ihre irrige Äußerungen wegen der Languedocschen Güter zurückzunehmen. Ich lasse mich herab, Ihnen zu rathen, wo ich befehlen könnte. Wenn sie wirklich in der irrigen Meinung stehn, daß Sie ein Recht auf diese Güter haben, so beharren Sie wenigstens nicht darauf. Sie dürften vielleicht zu spät die unglücklichen Folgen dieses Irrthums für Sie erfahren. Reitzen Sie meine Empfindlichkeit nicht länger, und unterzeichnen Sie die Papiere.

Wenn ich kein Recht auf diese Güter habe, erwiederte Emilie, wozu kann es Ihnen den helfen, daß ich Papiere, die sich darauf beziehn, unterzeichne? Wenn das Recht sie Ihnen zuspricht, so muß Ihnen ohne meine Einmischung oder Einwilligung der Besitz davon werden.

Ich will keine Gründe mehr hören, sagte Montoni mit einem Blicke, der sie zittern machte. Ich konnte wohl nichts bessers erwarten, als

ich mich mit einem Gänschen einließ. Aber ich will nicht länger spaßen. Lassen Sie sich die Erinnerung an das, was Ihre Laute für Ihre Thorheit und Hartnäckigkeit büßen mußte, genug seyn. Unterzeichnen Sie die Papiere.

Emiliens Entschluß war für einen Augenblick erschüttert. Sie erschrack vor der Erinnerung, die er rege machte, vor der Rache, die er drohte. Dann aber drang das Bild von Valancourt, der sie so lange geliebt hatte, ihr vielleicht so nahe war, auf sie ein, und flößte ihr zusammenwirkend mit dem Unwillen, den ihr von Kindheit auf jede Ungerechtigkeit eingeflößt hatte, einen edlen wiewohl unbesonnenen Muth ein.

Unterzeichnen Sie die Papiere! sagte Montoni ungeduldiger als zuvor.

„Nimmermehr, Signor! diese Zumuthung würde mir die Ungerechtigkeit Ihrer Forderung beweisen, wenn ich je an meinem Rechte gezweifelt hätte."

Montoni erblaßte vor Ärger; seine bebenden Lippen und flammende Augen ließen sie beynahe die Kühnheit ihrer Rede bereuen.

„So falle denn meine ganze Rache auf sie! rief er mit einem schrecklichen Fluche; und denken Sie nicht, daß sie verzögert werden soll. Weder die Güter in Languedoc noch in Gasconien sollen Ihnen werden; Sie haben gewagt mein Recht in Zweifel zu ziehn; wagen Sie einmahl, meine Macht zu bestreiten! Ich weiß eine Strafe, woran Sie nicht denken! Sie wird schrecklich seyn. Diese Nacht — ja eben diese Nacht." —

„Diese Nacht!" wiederholte langsam eine andre Stimme. Montoni stutzte und sah sich um, schien sich aber zu fassen und fuhr leise fort.

Sie

Sie haben vor kurzen ein schreckliches Beyspiel an Hartnäckigkeit und Unverstand gesehn, doch scheint dies nicht genug gewesen zu seyn, Sie abzuschrecken. Ich könnte Ihnen andre Beyspiele sagen — ich könnte Sie zittern machen bey der bloßen Erwähnung!"

Ein Stöhnen, welches unter dem Zimmer hervorzudringen schien, unterbrach ihn. Er warf einen Blick rund umher. Wuth und Ungeduld flammten aus seinen Augen, doch schien etwas gleich einem Schatten von Furcht über seinen Zügen zu schweben. Emilie setzte sich in einen Stuhl neben der Thüre, denn die verschiedenen Bewegungen die sie gefühlt hatte, überwältigten sie beynahe; allein Montoni schwieg kaum einen Augenblick, er suchte seine Züge in Ordnung zu bringen und fuhr leise aber noch finstrer fort.

„Ich sage, daß ich Ihnen noch andre Beweise von meiner Macht und meiner Denkungsart geben könnte, die Sie noch nicht zu kennen scheinen. Ich könnte Ihnen sagen, daß wenn ich einmahl einen Entschluß gefaßt habe — allein ich vergesse, daß ich mit einem Kinde spreche. Zudem könnte es Ihnen nicht helfen, wenn ich auch noch so schreckliche Beyspiele meiner Rache anführte: Denn wenn Sie gleich auf der Stelle Ihre thörigte Widersetzlichkeit bereuten, so würde das jetzt meinen Unwillen nicht verringern. Ich will Rache sowohl als Gerechtigkeit haben."

Ein neues Stöhnen füllte die Pause seiner Rede. —

„Gehn sie aus dem Zimmer, sagte er, ohne diesen sonderbaren Umstand bemerken zu wollen. Sie wollte aufstehn, konnte sich aber nicht auf den Füßen halten. Furcht und Schrecken über-

wältigten sie und sie sank aufs neue in den Stuhl zurück."

„Gehn Sie mir aus den Augen, rief Montoni. Diese angenommene Furchtsamkeit kleidet der Heldinn schlecht, die meinem Unwillen Trotz biethen wollte."

„Haben Sie nichts gehört, Signor? sagte Emilie zitternd und noch immer unfähig, das Zimmer zu verlassen."

„Ich habe meine eigne Stimme gehört, erwiederte Montoni finster."

„Und weiter nichts? wiederhohlte Emilie, die kaum sprechen konnte. „Schon wieder! Hörten Sie jetzt nichts?"

Thun Sie, was ich Ihnen sage, wiederhohlte Montoni — und was diese Narrenstreiche betrifft, so werde ich bald den Urheber herausbringen."

Emilie stand wieder auf und that sich die äußerste Gewalt an, das Zimmer zu verlassen. Montoni folgte ihr, allein anstatt seine Leute zu rufen, um das Zimmer zu durchsuchen, wie er bey einer ähnlichen Gelegenheit einmahl gethan hatte, ging er auf den Wall.

Emilie blieb auf ihrem Wege nach dem Corridor einen Augenblick an einem offnen Fenster stehn. Sie sah einen Haufen von Montonis Leuten einen fernen Berg herabkommen, und würde kaum darauf gemerkt haben, wenn sie nicht dabey an die unglücklichen Gefangenen gedacht hätte, die sie vielleicht nach dem Schlosse brachten. Endlich erreichte sie ihr Zimmer und warf sich aufs Bette nieder, von den neuen Schrecknissen ihrer Lage zu Boden gedrückt. Ihre Gedanken verwirrten sich; sie konnte ihr Betragen weder

bereuen noch billigen; sie konnte sich nun erinnern, daß sie in der Gewalt eines Mannes war, der keinen Grundsatz kannte als seinen Willen, und die Schreckniße des Aberglaubens, die für einen Augenblick sich ihrer so sehr bemächtigt hatten, wichen jetzt den Besorgniſſen der Vernunft.

Endlich wurde sie durch ein Getöse ferner Stimmen und das Stampfen von Pferden aus ihrer Träumerey aufgeschreckt. Eine plötzliche Hoffnung, daß etwas Gutes auf dem Weg sey, stieg in ihr auf, bis sie sich an den Haufen erinnerte, den sie am Fenster gesehn hatte, und nun vermuthete, daß dieß die Krieger wären, die man, wie Annette sagte, im Schlosse erwartete.

Bald darauf hörte sie Stimmen auf dem Gange erschallen, und horchte ängstlich, ob nicht Annette käme; allein es war alles wieder still, bis auf einmahl das ganze Schloß in Verwirrung und Aufruhr zu seyn schien. Sie trat ans Fenster und sah Montoni mit einigen seiner Officiere von der Mauer herab auf etwas hindeuten. Am andern Ende des Walls standen verschiedene Soldaten um eine Kanone her. Sie blieb beobachtend stehen, ohne sich um das Fortlaufen der Zeit zu kümmern.

Endlich erschien Annette, brachte aber keine Nachricht von den Gefangenen; niemand, sagte sie, hätte davon wissen wollen. Aber hier sind andre schöne Dinge vorgegangen, sagte sie, die übrigen von der Partey sind eben angekommen; sie ritten stampfend einher, als wollten sie den Hals brechen; man wußte nicht, ob der Reuter oder das Pferd zuerst ins Thor kam. Sie haben Neuigkeiten mitgebracht; aber was für Neuigkeiten! daß eine Partey des Feindes, wie sie es

nennen, auf unser Schloß zukommt. So werden also, wie es scheint, alle Diener der Gerechtigkeit uns belagern.

„Gott sey ewig gedankt, rief Emilie, so bleibt mir doch noch eine Hoffnung übrig!"

„Wie Fräulein, Sie wünschen doch nicht in die Hände dieser Leute zu fallen. Ach um Gotteswillen, wenn ich nur eine Minute das grosse Thor öffnen könnte, so sollten mich diese Mauern nie wieder sehn."

Emilie fing diese Worte auf: „Ja wenn du es einen Augenblick öffnen könntest, rief sie, so könnte auch ich noch gerettet werden!"

Sie dachte an die kommende Nacht, indem sie dieß sagte, und ihr wilder Blick erschreckte Annetten mehr als ihre Worte. Sie beschwur ihre Herrschaft, sich deutlicher zu erklären, und es fiel Emilien ein, daß Ludovico vielleicht zu ihrer Flucht behülflich seyn könnte. Sie erzählte Annetten dem Hauptinhalt ihres Gesprächs mit Montoni, beschwur sie aber, gegen niemand ausser Ludovico etwas davon zu erwähnen. „Geh zu ihm Annette, sag ihm, was ich fürchten muß und was ich bereits gelitten habe; aber binde ihm auf die Seele, geheim zu verfahren und keine Zeit zu verlieren. Versprich ihm eine reichliche Belohnung; aber sey schnell, Annette, und vor allem sey vorsichtig — ich werde deine Zurückkunft mit Ungeduld hier erwarten.

Das Mädchen, dessen redliches Herz durch die Erzählung tief bewegt wurde, gehorchte mit äusserster Bereitwilligkeit. Emilie wurde immer bestürzter, je mehr sie über Annettens Nachricht dachte. Ach, sagte sie, was können die Gerichtsdiener gegen eine Festung ausrichten! Doch ver-

muthete sie nach reiferer Überlegung, daß Montonis Bande das Land umher geplündert hätte, daß die Einwohner zu den Waffen geschritten wären, und mit den Gerichtsdienern und einem Haufen Soldaten heranrückten, um mit Gewalt ins Schloß zu dringen. Allein sagte sie, sie kennen seine Stärke und die Größe der Besatzung nicht. Ach ausser der Flucht habe ich nichts zu hoffen.

Obgleich Montoni nicht eigentlich war, wofür Emilie ihn hielt, ein Hauptmann der Banditen, so hatte er doch seine Truppen zu nicht minder kühnen oder barbarischen Unternehmungen angeführt. Sie hatten nicht nur, so oft sich die Gelegenheit darboth, den hülflosen Reisenden angefallen, sondern auch die Landgüter verschiedner Personen geplündert, die so entfernt zwischen den einsamen Gebürgen lagen, daß sie keinen Widerstand leisten konnten. Bey solchen Expeditionen ließen sich die Anführer niemahls erblicken und ihre Leute, die sich zum Theil verkappten, wurden oft für gemeine Räuber, oft für streifende Partheyen des Feindes gehalten, der damahls das Land verheerte. Ohngeachtet sie aber bereits verschiedene Wohnungen geplündert und ansehnliche Schätze nach Hause gebracht hatten, wagten sie doch nur einmahl ein Schloß anzugreifen, wo sie aber herzhaft zurückgeschlagen und von einem Trupp des fremden Feindes, der mit den Belagerten in Bündniß stand, in die Flucht gejagt wurden. Montonis Truppen flohen eilends nach Udolpho, wurden aber so dicht verfolgt, daß sie von einer Anhöhe in der Nachbarschaft des Schlosses den Feind nur eine kleine Strecke weit hinter sich zwischen den Klippen unten erblickten. Bey

dieser Entdeckung eilten sie mit verdoppelter Schnelligkeit um Montoni auf den feindlichen Empfang vorzubereiten, und ihre Ankunft hatte das Schloß in solche Verwirrung und Aufruhr gebracht.

Als Emilie ängstlich einige Nachricht von unten erwartete, sah sie aus dem Fenster einen Haufen Truppen über die benachbarten Anhöhen sprengen, und obwohl Annette kaum fortgegangen war, und einen schweren gefahrvollen Auftrag auszurichten hatte, stieg doch ihre Ungeduld aufs peinlichste. Sie horchte, öffnete die Thüre und ging oft auf den Gang heraus ihr entgegen.

Endlich hörte sie kommen, sah aber, als sie die Thüre aufmachte, nicht Annetten, sondern den alten Carlo! Eine neue Furcht bemächtigte sich ihrer. Er sagte ihr, daß der Signor ihm aufgetragen hätte, sie zu benachrichtigen, daß sie sich anschicken müßte, unverzüglich von Udolpho abzureisen; daß Schloß stände in Gefahr, belagert zu werden und es wären Maulesel bereit, sie und ihre Führer nach einem sichern Orte zu bringen.

„Nach einem sichern Orte! rief Emilie unbedachtsam. Hat denn der Signor so viele Sorgfalt für mich!"

Carlo sah vor sich nieder, ohne Antwort zu geben. Tausend entgegengesetzte Gefühle kämpften in Emilien. Freude, Schmerz, Mißtrauen und Besorgniß erschienen und verschwanden mit Blitzes Schnelligkeit in ihrem Innern. In einem Augenblick schien es ihr unmöglich, daß Montoni diesen Schritt bloß um ihrer Erhaltung willen thun sollte; und es war überhaupt so seltsam, daß er sie aus dem Schlosse schickte, daß sie es

nur der Absicht zuschreiben konnte, den neuen Plan der Rache, die er angedroht hatte, auszuführen. Dann aber schien es ihr wiederum so wünschenswerth, daß Schloß zu verlassen, auf welche Art es auch sey, daß sie sich nur über die Aussicht dazu freuen konnte, bis ihr einfiel, daß vielleicht Valancourt hier seyn könnte. Schmerz und Wehmuth bemächtigten sich nun ihrer und sie wünschte heisser als je, daß sie nicht seine Stimme möchte gehört haben.

Carlo erinnerte sie, daß sie keine Zeit zu verlieren hätte, denn der Feind stände dicht vor dem Schlosse. Emilie bath ihn dringend, ihr zu sagen, wohin sie gebracht würde; er schwieg; auf ihre wiederhohlte Bitte aber sagte er, er glaube, daß sie nach Toscanien gebracht werden sollte.

Nach Toscanien! rief Emilie, und warum dahin?

Carlo antwortete: er wisse weiter nichts, als daß sie in einer Hütte an den Grenzen von Toscanien am Fusse der Apenninischen Gebürge sich aufhalten sollte. Es ist kaum eine Tagereise von hier, setzte er hinzu.

Emilie sagte ihm Lebewohl; er küßte ihr mit Rührung die Hand, und sie packte nun zitternd ihr kleines Reisebündel zusammen. Annette unterbrach sie: O Fräulein, rief sie, es kann nichts geschehen. Der neue Thürsteher, sagte Ludovico, ist noch wachsamer, als Bernardino selbst, und es wäre eben so gut möglich, vor einem Drachen vorüber zu kommen. Ludovico ist eben so niedergeschlagen als Sie; er ist so besorgt um mich, der gute Junge! ach ich werde gewiß das Kanonenfeuer nicht überleben."

Sie fing bitterlich an zu weinen, erhohlte sich aber wieder, als sie hörte, was vorgefallen war, und bat Emilien, sie mitzunehmen.

„Herzlich gerne, wenn der Signor es erlaubt, erwiederte diese. Annette lief fort ohne zu antworten und suchte sogleich Montoni auf, den sie auf der Terrasse unter seinen Offizieren fand, wo sie ihre Bitte anbrachte. Er befahl ihr scharf ins Schloß zu gehn, und schlug ihre Bitte durchaus ab. Annette fuhr indessen fort, nicht nur für sich sondern auch für Ludovico zu bitten, und Montoni mußte sie mit Gewalt zurücktreiben lassen.

Sie kam voll Verzweiflung zu Emilien zurück, die aus dieser abschlägigen Antwort wenig Gutes für sich selbst weissagte. Bald darauf wurde sie in den großen Hof gerufen, wo die Maulthiere mit den Führern auf sie warteten. Emilie versuchte umsonst, die weinende Annette zu trösten; sie blieb dabey, daß sie ihr liebes Fräulein nicht wieder sehn würde. Diese hielt insgeheim ihre Furcht nur für zu gegründet, verbarg aber ihre Empfindung und sagte mit möglichster Fassung dem treuen Mädchen Lebewohl. Annette ließ sich nicht abhalten, ihr bis auf den Hof zu folgen, der mit Menschen, die sich zum Empfang des Feindes rüsteten, angefüllt war. Als sie Emilien auf das Maulthier steigen und mit ihren Begleitern durch das Thor reiten sah, gieng sie ins Schloß zurück und weinte bitterlich.

Emilie fühlte indessen, wenn sie auf die dunkle Schloßhöhe zurückblickte, und keine Mauern mehr um sich sah, die ihre Schritte versperrten, trotz ihrer Ahndung, die plötzliche Freude eines Gefangenen, der sich unerwartet in Freyheit

sieht. Dieses Gefühl ließ ihr nicht zu, unparteyisch an die Gefahren zu denken, die aussen auf sie warteten, sie konnte sich in diesen Augenblicken nur freuen, aus diesen Mauern befreyt zu seyn, die sie mit so bongen Ahndungen betreten hatte.

Wenn sie mit solchen Empfindungen auf die Thürme des Schlosses zurückblickte, die hoch über die Wälder empor stiegen, zwischen welchen sie sich hinwand, so fiel ihr der Fremde, den sie daselbst verhaftet glaubte, aufs neue ein; und Angst und Besorgniß, daß es Valancourt seyn könnte, zog sich wie eine Wolke um ihre Freude. Vielleicht hätte sie von ihren Führern etwas hierüber erfahren können, allein sie getraute sich nicht, sie zu befragen, und wollte lieber eine Gelegenheit abwarten, wo sie mit einem von ihnen allein sprechen könnte.

Bald darauf erscholl eine Trompete schwach in der Ferne. Die Führer standen still, und da der dicke Wald alle Aussicht verschloß, so ritt einer von ihnen auf eine Anhöhe um zu sehen, wie nahe der Feind wäre. Der andre blieb bey Emilien und sie nutzte diese Zeit, um ihm einige Fragen wegen der Gefangenen zu Udolpho vorzulegen. Ugo sagte, es wären verschiedne Gefangne im Schlosse, aber er erinnerte sich weder ihrer Person noch der Zeit ihrer Ankunft genau. Er hatte etwas so saures in seinem Wesen, daß sie glaubte, er würde schwerlich ihre Fragen beantwortet haben, wenn er es auch im Stande gewesen wäre.

Da Bertrand, der andre Mann, jetzt wieder zurückkam, fragte Emilie nicht weiter, und sie ritten in tiefen Stillschweigen fort. Das me-

lancholische Seufzen des Windes zwischen den Fichten, die hoch über die Stuffen wehten, und das ferne Brausen des Stroms mit der wilden Gegend umher, verbreitete eine feyerliche Stimmung über ihre Seele, die aber bald durch das ferne Krachen einer Kanone, das zwischen den Bergen wiederhallte, unterbrochen wurde. Die Töne rollten auf dem Winde hin und wurden immer schwächer und schwächer zurückgegeben, bis sie in dumpfes Murmeln versanken. Dieß war ein Zeichen, daß der Feind das Schloß erreicht hatte, und Angst um Valancourt quälte sie aufs neue. Sie sah mit ängstlichen Blicken nach der Gegend des Schlosses hin, allein die zwischen liegenden Höhen verbargen es vor ihrem Blick — doch sah sie noch die schmale Spitze eines Bergs, der vor ihrem ehemahligen Fenster lag, und richtete ihre Augen dahin, als könnte er ihr sagen, was in der Gegend unter ihm vorgienge.

Das Krachen der Kanonen machte auf Ugo ungefähr einen solchen Eindruck, als der Schall der Trompete auf das kriegerische Pferd. Sein ganzes Feuer wurde hervorgelockt, er wünschte sich in der Mitte des Streits und fluchte über Montoni, der ihn soweit verschickt hatte. Sein Kamerad schien ganz das Gegentheil zu fühlen und mehr zu den Grausamkeiten als zu den Gefahren des Kriegs gemacht zu seyn.

Emilie fragte sie oft wegen des Orts ihrer Bestimmung, konnte aber nur erfahren, was sie schon wußte, daß sie nach einer Hütte in Toscanien gienge; so oft sie von diesem Gegenstande anfieng, glaubte sie auf dem Gesicht dieser Leute einen Ausdruck von Bosheit und List zu sehn, der sie beunruhigte.

Sie waren um Nachmittag aus dem Schlosse gereist. Der Weg führte einige Stunden weit durch entlegene Gegenden, wo kein Blöcken des Schaafs, kein Bellen des Wachthundes die Stille unterbrach; sie waren jetzt zu weit entfernt, um nur den schwachen Donner der Kanonen zu hören. Gegend Abend wandten sie sich zwischen kleinen Bergen, von Cypressen, Fichten und Cederwäldchen verdunkelt, in ein wildes und abgesondertes Thal hinab, das zum Wohnsitz der Einsamkeit, wenn sie je einen solchen hatte, erkohren schien. Emilien däuchte es ein Ort, ganz zum verborgenen Aufenhalt von Banditen gemacht, und sie bildete sich schon ein, sie unter einem hervorragenden Felsen lauern zu sehn, wo ihr Schatten, von der Sonne verlängert, sich über den Weg hinstreckte und den Reisenden vor der Gefahr warnte. Sie schauderte bey dem Gedanken, und da sie ihre Führer anblickte, um zu sehn, ob sie bewafnet wären, glaubte sie in ihnen die Banditen zu erkennen, die sie fürchtete.

Ihre Führer schlugen vor, in diesem Thale abzusteigen, denn die Nacht wird bald einbrechen, sagte Ugo, und denn dürften es die Wölfe gefährlich machen. Dieß war eine Ursache zu neuer Unruhe für Emilien, doch weit geringer, als was sie bey dem Gedanken litt, um Mitternacht in diesen Wildnissen mit zwey solchen Leuten, als ihre Begleiter waren, allein zu bleiben. Dunkle und schreckliche Ahndungen, was Montonis Absicht gewesen seyn konnte, sie dahin zu schicken, ergriffen sie. Sie suchte die Leute zu bereden, nicht still zu halten, und fragte ängstlich, wie weit sie noch zu reisen hätten?

„Noch viele Meilen, erwiederte Bertrand.

Was Sie betrift, Signora, Sie können es mit dem Essen halten, wie sie für gut finden, wir aber wollen eine tapfere Mahlzeit zu uns nehmen, so lange wir noch können. Ich denke wohl wir werden es nöthig haben, ehe wir die Reise zu Ende bringen. Die Sonne geht schnell unter, laßt uns unter jenem Felsen dort absteigen."

Sein Kamerad war es zufrieden. Sie lenkten die Maulesel vom Wege ab, und giengen auf eine von Cedern beschattete Klippe zu, wohin Emilie ihnen in zitternden Schweigen folgte. Sie huben sie von ihrem Maulthiere herab, und nachdem sie sich aufs Gras am Fuße des Felsen niedergelassen hatten, zogen sie ein kleines Mahl aus einem Schnapsacke, wovon Emilie etwas zu zu essen versuchte, um ihre Furcht desto besser zu verhehlen.

Die Ungewißheit hatte ihre Angst über den Gefangenen zu Udolpho so sehr erhöht, daß, da sie es unthunlich fand, mit Bertrand allein darüber zu sprechen, sie ihre Fragen in Ugos Gegenwart erneuerte: allein er gab vor, oder wußte würklich nichts von dem Fremden. Doch fieng er mit Ugo ein anderes Gespräch über den Signor Orsino und die Ursache seiner Verbannung aus Venedig an, wornach Emilie ebenfalls einige Fragen gethan hatte. Ugo schien mit den Umständen dieses traurigen Vorfalls sehr genau bekannt zu seyn, und erzählte einige Dinge, die sie überraschten und stutzig machten, es schien ihr sehr sonderbar, daß jemand um diese Dinge wissen könne, der nicht bey dem Morde selbst gegenwärtig gewesen war.

Ja, wie gesagt, fuhr Bertrand fort, der Signor Orsino ist einer von denen, die sich gerne

selbst Gerechtigkeit nehmen. Ich erinnere mich noch, daß er vor ohngefähr zehn Jahren einmahl einen Streit mit einem Kavalier zu Mayland hatte. Die Geschichte wurde mir damahls erzählt, und ist mir noch frisch im Gedächtniß. Sie stritten über eine Dame, die dem Signor sehr wohl gefiel; allein sie war so verkehrt, den Mayländer vorzuziehn, und trieb es gar so weit, ihn zu heirathen. Dieß brachte den Signor aufs höchste auf, er schwur ihr Rache und brauchte nicht lange auf die Gelegenheit zu warten. Bald nach der Hochzeit machten sie eine Reise nach Padua, ohne zu vermuthen, was ihrer unterweges wartete. Der Kavalier mochte wohl glauben, er würde nicht zur Rechenschaft gefodert werden, und könnte mit seiner Beute so im Triumph davon ziehn, allein es wurde ihm anders gelohnt. Der Weg gieng über einige öde Berge so wie diese, und das war dem Signor gerade Recht zu seiner Absicht. Er paßte auf, wenn sie abreisten und schickte seine Leute mit dem Auftrage, was sie zu thun hatten, nach. Sie hielten sich in der Ferne bis sie ihren Zeitpunkt absahen, und das geschah erst am zweyten Tage der Reise. Der Kavalier schickte seine Leute voraus in die nächste Stadt, um Pferde zu bestellen, des Signors Leute beschleunigten ihren Schritt und holten den Wagen in einem hohlen Wege ein, wo die Bäume verhinderten, das die Leute nicht sehn konnten, was vorging, ob sie gleich nicht weit waren. So wie wir ihnen nahe kamen, schossen wir los, fehlten aber.

Emilie erblaßte bey diesen Worten, doch hielt sie an sich, und er fuhr fort —

Der Kavalier gab den Schuß zurück; allein

er mußte bald vom Pferde herunter, und indem er sich umkehrte, seine Leute zu rufen, wurde er getroffen. In meinem Leben habe ich nicht so was gesehn; er wurde in den Rücken mit drey Dolchen zugleich gestochen. Er fiel und war in einer Minute dahin; die Dame aber entkam, denn die Bedienten hatten das Schiessen gehört, und kamen herbey, ehe sie abgefertigt werden konnte. Bertrand, sagte der Signor nachher —

„Bertrand! rief Emilie von Schrecken erblassend; sie hatte kein Wort von der Erzählung verloren." —

„Sagte ich Bertrand, versetzte er etwas bestürzt. Nicht doch, Giovanni — aber ich habe vergessen, wo ich stehn blieb — ja — Bertrand, sagte der Signor" —

Bertrand fluchte — es thut ja nichts zur Sache, wie er den Menschen nannte, Bertrand, oder Johann oder Peter, das ist ja gleichviel — Sie haben mich ganz aus dem Concept gebracht. Bertrand, sagte der Signor, wenn die andern ihre Pflicht so gut gethan hätten, als du, so würde mir die Dame nicht entgangen seyn. Da nimm, ehrlicher Bursche und laß es dir wohl gehn. „Er gab ihm eine Börse Gold — sry ich wenig genug für den Dienst, den er ihm geleistet hatte" —

„Ja wohl, sagte Ugo, wenig genug — wenig genug. — Emilie athmete kaum. Gleich vom Anfang an hatte der Anblick dieser Leute und ihre Verbindung mit Montoni ihr Mißtrauen eingeflößt: aber als nun der Eine sich gar als einen Mörder verrieth, als sie sich bey anbrechender Nacht unter seine Leitung zwischen wilden, einsamen Bergen sah und kaum wußte, wohin sie

gebracht werden sollte, ergriff sie das entsetzlichste Schrecken, das noch unerträglicher war, weil sie es sorgfältig vor ihren Begleitern verbergen mußte. Wenn sie an Montonis Charakter und an seine Drohungen dachte, so schien es nur zu glaubhaft, daß er sie diesen Menschen übergeben hatte, um sie aus der Welt zu schaffen und sich so ohne weitern Verzug in Besitz der Güter zu setzen, die sie ihm so hartnäckig bestritt. Allein wenn dieß seine Absicht war, warum sollte er sie denn so weit vom Schlosse wegschicken? wenn er aus Furcht entdeckt zu werden, die That nicht daselbst begehn wollte, so wäre ein näherer Ort hinreichend gewesen. Diese Betrachtungen fielen indessen Emilien nicht sogleich ein, zu viele Umstände versetzten sie in einen Schrecken, dem sie nicht Macht hatte zu widerstehen. Sie wagte nicht mit ihren Begleitern zu sprechen; sie zitterte beym Laut ihrer Stimme, und so oft ein Abendstrahl ihre Gesichter erhellte, sah sie mit jedem Blick ihre Furcht bestätigt.

Die Sonne war schon ein Zeitlang untergegangen. Schwere Wolken, deren tiefer Saum mit schwefelichten Karmin gefärbt war, zögerten in Westen und warfen einen röthlichten Schimmer auf die Fichtenwälder, durch die der Abendwind feyerlich hinrauschte. Das dumpfe Sausen drang Emilien ins Herz und machte alle Gegenstände um sie her noch dunkler und schauerlicher. Ihre gegenwärtige Lage schien ihr selbst so unglaublich, wenn sie die Ruhe und Süßigkeit ihrer frühern Tage damit verglich, daß es Augenblicke gab, wo sie sich beinahe für das Opfer schrecklicher Erscheinungen einer zerstörten Fantasie hielt.

Es war nun so dunkel geworden, daß die

Reisenden, die mit langsamen Schritten weiter ritten, kaum ihren Weg unterscheiden konnten. Die Wolken, die von Donner geschwängert schienen, strichen langsam am Himmel hin und ließen von Zeit zu Zeit die zitternden Sterne sehen.

„Wo ist die Fackel, sagte Ugo, es wird dunkel.“ „Noch nicht so dunkel, daß wir nicht unsern Weg finden könnten; erwiederte Bertrand, es ist besser, sie nicht anzustecken, so lange es noch geht: denn wir könnten uns dadurch verrathen, wenn eine feindliche Partey in der Nähe ist.“

Ugo murmelte etwas, das Emilie nicht verstand; sie ritten im dunkeln weiter, während sie beynahe wünschte, daß der Feind sie entdecken möchte: sie konnte von einer Veränderung doch etwas hoffen, da sie sich kaum eine schrecklichere Lage als die gegenwärtige zu denken wußte.

Sie sahen sich endlich genöthigt, die Fackel anzustecken. Sie stiegen ab, halfen Emilien herunter und führten die Maulthiere nach dem Walde, der zur Linken das Thal einfaßte, so wie sie sich diesem Walde nahten, fühlte sie ihre Gefahr nur schäfer. Die tiefe Stille ausser wenn der Wind durch die Zweige strich, die undurchdringliche Finsterniß, die durch den Schimmer der Fackel und durch das plötzliche Leuchten des Blitzes nur sichtbar gemacht wurde, erneuerten ihre Angst. Sie glaubte in diesem Augenblick eine mehr als gewöhnliche Wildheit auf den Gesichtern ihrer Führer zu sehn — ihre erschreckte Fantasie gab ihr ein, daß man sie in diesen Wald führte, um Montonis Willen zu vollbringen. Sie stieß

unwillkührlich einen Seufzer aus, der ihre Begleiter aufmerksam machte. Sie drehten sich schnell nach ihr um, und sie fragte wohin sie sie führten und warum sie nicht in dem offnen Thale blieben, wo es bey dem Gewitter weniger gefährlich wäre als im Walde.

„Nicht doch, sagte Bertrand, wir wissen besser, wo die Gefahr liegt. Sehn Sie, wie sich die Wolken über uns öffnen? Auch laufen wir hier weniger Gefahr gesehn zu werden, wenn einer vom Feinde diesen Weg käme."

„Was fürchtest du dich vor dem Feinde, sagte Ugo verächtlich. Laßt sie kommen, wenn ihrer auch noch so viele wären, als des Signors Schloß halten kann; ich wollte ihnen zeigen, was Fechten ist; dich aber wollte ich in den trocknen Graben werfen, wo du zusehn könntest, wenn ich sie in die Flucht schlüge. Wer wird von Furcht sprechen?"

Bertrand erwiederte mit einem schrecklichen Fluche, daß er solche Scherze nicht liebte, und es erfolgte ein heftiger Streit, der endlich durch den in der Ferne brüllenden Donner gestillt wurde. Die Grundfesten der Erde schienen zu krachen, zwischen den Öffnungen der Bäume zitterte der blaue Blitz über die Erde hin und die Berge jenseits schienen in gelbe Flammen getaucht. Emilie fühlte in diesen Augenblicken vielleicht weniger Furcht vor dem Gewitter als ihre Begleiter, denn andre Schrecken hielten ihre Seele gefangen.

„Ich wollte, wir wären noch im Schlosse, sagte Bertrand. Ich weiß nicht, warum der Signor uns auf diese Reise geschickt hat. Horch wie

UB Rostock

es über uns rasselt — ich möchte wohl bethen, hast du keinen Rosenkranz, Ugo?"

„Das überlasse ich Leuten deiner Art, versetzte Ugo, ich führe ein Schwert."

„Ja es wird dir viel helfen, gegen den Sturm zu fechten," sagte Bertrand.

Ein neuer Donnerschlag, der in zitternden Echos zwischen den Bergen wiederhallte, brachte sie zum Schweigen. Wie er vorüber rollte, schlug Ugo vor, weiter zu gehn. Wir verlieren hier nur Zeit, sagte er; die dicken Zweige des Waldes werden uns eben so gut schützen, als dieser Nußbaum."

Sie führten die Maulthiere wieder weiter zwischen den Bäumen hin über unbetretnes Gras, das ihre knotigten Wurzeln bedeckte.

Endlich schien der Wind den Sturm fortzutreiben, der Donner rollte in der Ferne hin und war nur schwach zu hören. Die Elemente schienen sich zur Ruhe zu legen, sie stiegen allmählig höher und fanden sich bald auf der offnen Spitze eines Berges, eine weite Ebne, die sich im feuchten Mondenlichte ausdehnte, lag zu ihren Füßen; über ihnen der blaue Himmel, der durch die wenigen dünnen Wolken hindurch zitterte, die noch nach dem Sturme verweilten und langsam am Saume des Horizonts hinab sanken.

Emiliens Geister lebten wieder auf, nun sie den Wald verlassen hatte; sie überlegte, daß diese Leute, wenn sie den Auftrag gehabt hätten, sie umzubringen, ihren barbarischen Vorsatz in der einsamen Wildniß, wo der Thäter jedem menschlichen Auge verborgen bleiben konnte, ausgeführt haben würden. Durch diese Betrachtung und durch das ruhige Betragen ihrer Führer aufge-

richtet, konnte Emilie die schlummernden Schönheiten des Thales, in welches sie hinabstiegen, nicht ohne Regung von Wohlgefallen ansehn.

„Dort liegt die See, sagte Bertrand, als hätte er gewußt, daß Emilie die dämmernde Aussicht betrachtete, weiter nach Westen, wir können sie noch nicht sehn.“

Sie wagte nun wieder zu fragen, ob sie dem Orte ihrer Bestimmung nahe wären, und Ugo antwortete, daß sie nicht weit mehr hätten. Nur noch bis zu jenem Nußwalde dort, sagte er; dort bey dem Bache, der im Mondschein funkelt. Ich wollte wünschen, daß ich mich nur einmahl mit einer Flasche guten Weins und einem Stücke Toscaner Schinken da ausruhen könnte.

Emilie faßte neuen Muth, als sie hörte, daß die Reise ihrem Ende so nahe war; sie sah den Wald von Wallnußbäumen in einer offnen Gegend des Thales am Rande des Stroms.

Sie erreichten in kurzem den Eingang des Waldes und wurden zwischen dem schimmernden Laube ein Licht gewahr, das durch ein fernes Fenster einer Hütte schien. Sie schritten längs dem Saume des Bachs fort, wo die überhängenden Bäume die Mondstrahlen ausschlossen, allein ein langer Lichtstrahl fiel aus der Hütte auf seine zitternde dunkle Oberfläche. Bertrand stand zuerst still und Emilie hörte ihn laut an der Thüre klopfen und rufen. So wie sie näher kamen, öffnete ein Mann das kleine Fenster, durch welches das Licht fiel und nachdem er gefragt hatte, was sie wollten, kam er sogleich herunter, führte sie in eine reinliche Bauerhütte und rief seine Frau, um den Reisenden Erfrischungen vorzusetzen. Während dieser Mann leise mit

Bertrand sprach, betrachtete ihn Emilie forschend. Es war ein schlanker aber nicht stark gebauter Bauersmann, der eine gelbe Gesichtsfarbe und einen schlauen, verschlagnen Blick hatte. Sein Gesicht war nicht von der Art, das Vertrauen der Jugend zu gewinnen, und es lag nichts in seinem Betragen, was einen Fremdem für ihn hätte einnehmen können.

Ugo verlangte ungeduldig und mit einem Tone, als wüßte er, daß sein Ansehn hier ganz unbezweifelt sey, ein Abendessen. „Ich erwartete euch zwey Stunden früher, sagte der Bauer, denn ich habe des Signor Montonis Brief erst Abends spät erhalten; meine Frau und ich dachten nicht mehr, daß ihr kommen würdet, und legten uns zu Bette. Wie seyd ihr denn durch den Sturm gekommen?"

„Schlecht genug, erwiederte Ugo, und hier wird es uns nicht besser gehn, wenn ihr nicht fortmacht. Hohlt uns doch Wein und laßt uns sehn, was ihr zu essen habt."

Der Bauer trug ihnen auf was seine Hütte vermochte. — Schinken, Wein, Feigen und Trauben von einer Größe und Wohlgeschmack, wie sie Emilie noch selten gegessen hatte.

Die Frau des Bauern führte sie darauf in ihr kleines Schlafzimmer, wo Emilie verschiedne Fragen wegen Montoni an sie that. Die Frau, die Dorina hieß, gab sehr zurückhaltende Antworten, und gab vor, daß sie von Sr. Herrlichkeit Absicht, Emilien hieher zu schicken, nichts gewußt hätte: doch gestand sie ein, daß ihr Mann davon wäre benachrichtigt worden. Da Emilie sah, daß sie nichts über ihre Bestimmung von ihr herausbringen konnte, schickte

sie Dorina fort, und legte sich zur Ruhe; allein alle Scenen der Vergangenheit und der auf sie wartenden Zukunft traten vor ihre geängstete Seele und verbannten mit dem Ungewohnten ihrer neuen Lage zusammen genommen, den Schlaf.

Siebentes Kapitel.

Als Emilie am andern Morgen ihr Fenster öffnete, wurde sie nicht wenig überrascht durch die Schönheiten, die es umgaben. Weinberge streckten sich längs dem Fuße der Berge, wo die eleganten Villas des Toscanischen Adels oft die Scene schmückten und über Hügel, mit Wäldchen von Oliven, Maulberen, Orangen und Limonien bekleidet, herabhingen.

Die Hütte, welche der Wald vor den heissen Strahlen der Sonne schützte, und die nur ihrem Abendlicht offen lag, war gänzlich mit Weinstöcken, Feigenbäumen und Jasmin bedeckt, deren Blühte an Größe und Wohlgeruch alles übertraf, was Emilie gesehn hatte. Dieß Wäldchen, obgleich Emiliens Fenster beynahe gegenüber, unterbrach die Aussicht nicht, sondern erhöhte vielmehr durch sein dunkles Grün die Wirkung der Perspektive. Für sie war dieser Fleck eine Sommerlaube voll süßer Wohlgerüche, deren Anmuth unmerklich Heiterkeit über ihre Seele ausgoß.

Sie wurde bald von des Bauern Tochter

zum Frühstück herunter gerufen. Mit Vergnügen sah sie das angenehme Gesicht dieses jungen Mädchens, das noch von den reinen Eindrücken der Natur belebt schien, da hingegen die Gesichter der andern Personen mehr oder weniger die schlimmsten Eigenschaften, Grausamkeit, Wildheit, List und Falschheit verriethen; zu der letztern Art von Gesichtern gehörten vorzüglich der Bauer und sein Weib. Maddelina sprach wenig, aber dieß wenige mit einem sanften Tone und mit einer bescheidnen gefälligen Miene, die Emilien einnahm. Sie frühstückte an einem besondern Tische mit Dorina, während Ugo und Bertrand ein Mahl von Toscanischem Schinken und Wein mit ihrem Wirthe vor der Thüre verzehrten. Ugo stand eilends auf, fragte nach seinem Maulesel und Emilie hörte, daß er nach Udolpho zurückkehrte, während Bertrand in der Hütte blieb. — Dieser Umstand beängstigte sie, wiewohl es ihr nicht unerwartet war.

Als Ugo fort war, wollte Emilie in dem Wäldchen spaziren gehn; da sie aber hörte, daß sie ohne Bertrands Begleitung die Hütte nicht verlassen dürfte, zog sie sich in ihr Zimmer zurück, dessen Einsamkeit sie der Gesellschaft der Menschen unten im Hause vorzog. Sie aß auch oben und Maddelina durfte ihr aufwarten. Sie erfuhr aus dem unbefangenen Gespräch dieses Mädchens, daß der Bauer und seine Frau alte Bewohner dieser Hütte waren, die Montoni ihnen zur Belohnung für einen Dienst, den Marco, des alten Carlos Vetter, ihm vor mehrern Jahren geleistet, gekauft hatte. Dieß ist schon so viele Jahre her, Signora, setzte Maddelina hinzu, daß ich nichts mehr davon weiß,

allein mein Vater muß wohl dem Signor einen sehr wichtigen Dienst geleistet haben: denn die Mutter hat oft gesagt, daß diese Hütte das wenigste war, womit er ihn belohnen konnte.

Emilie hörte mit einer quälenden Aufmerksamkeit diese Erzählung an, die ein ungünstiges Licht auf Marcos Charakter zu werfen schien; denn sie konnte kaum zweifeln, daß der Dienst, den Montoni so belohnt hatte, sträflich gewesen sey; und wenn dem so war, so hatte sie nur zu viel Ursache zu glauben, daß man sie aus übler Absicht in seine Hände gegeben hatte. „Hast du niemahls gehört, wie lange es her ist — fragte Emilie, die an Signora Laurentinis Verschwinden aus dem Schlosse dachte, daß dein Vater dem Signor den Dienst leistete, wovon du sprachst?"

„Es war kurz zuvor, ehe er hieher zog, Signora, erwiederte Maddelina und das mögen nun achtzehn Jahre seyn."

Dieß war ohngefähr die Zeit, wo die Signora Laurentini verschwunden seyn sollte, und es fiel Emilien ein, daß Marco vielleicht dabey geholfen hätte, vielleicht gar zu einem Morde gebraucht worden sey. Dieser schreckliche Gedanke versteckte sie in so tiefes Nachdenken, daß Maddelina von ihr unbemerkt, das Zimmer verließ, und sie sich lange keines Gegenstandes um sie her, bewußt war.

Sie blieb allein bis gegen Abend und sah die Sonne den westlichen Himmel hinabsteigen, ihre ganze Pracht von Licht und Schatten auf die Berge werfen, und den fernen Ocean mit seinen steuernden Seegeln bestrahlen, indem sie in die Wellen sank. Jetzt, in der melancholischen Stun-

de der Dämmerung kehrten ihre sanftern Gedanken zu Valancourt hin; sie erinnerte sich aufs neue jedes Umstandes bey der mitternächtlichen Musik, wurde immer fester überzeugt, daß sie seine Stimme gehört hätte und sah mit Empfindungen des Schmerzes und einer wehmüthigen Sehnsucht nach jener dunkeln Wohnung zurück.

Erfrischt durch die kühle, balsamische Luft verweilte sie bis lange nach Sonnenuntergang im Fenster. Um nicht die rauhen Gesichter des Bauern und seiner Frau zu sehn blieb sie ohne Abendessen, und weinte aufs neue über ihre unglückliche gefahrvolle Lage, bey deren Betrachtung der kleine Überrest ihrer Stärke ganz verschwand. Sie wünschte, von der schweren Bürde des Lebens entbunden zu seyn, die sie so lange niedergedrückt hatte, und flehte den Himmel an, sie aus Barmherzigkeit zu ihren Ältern zu nehmen.

Müde von Weinen legte sie sich endlich auf ihre Matratze nieder, und sank in Schlaf; bald aber wurde sie durch ein Klopfen an ihrer Kammerthüre aufgeweckt, und hörte sich bey Nahmen rufen. Bertrands Bild, mit dem Dolch in der Hand, erschien vor ihrer erschreckten Fantasie; sie öffnete weder die Thüre, noch antwortete sie, sondern horchte in tiefem Stillschweigen, bis die Stimme nochmahl leise ihren Nahmen wiederhohlte. Sie fragte, wer da wäre? — ich bin es, Signora, erwiederte die Stimme, die sie nun für Maddelina's erkannte, machen Sie doch auf. Erschrecken Sie nur nicht; ich bin es."

„Und was bringt dich so spät hieher Maddelina? sagte Emilie." —

„Stille, Signora, ums Himmels willen stille; wenn man uns hörte, so würde es mir

übel gehn. Mein Vater und Mutter und Bertrand sind alle zu Bette gegangen, fuhr Maddelina fort, indem sie leise die Thüre zumachte, und näher schlich; und ich habe Ihnen etwas zu essen gebracht, weil Sie nicht zu Tisch herunter gekommen sind. Hier sind einige Feigen und Trauben und ein halber Becher Wein." Emilie dankte ihr, äußerte aber ihre Besorgniß, daß diese Güte ihr Dorinas Unwillen zuziehn würde, wenn sie merkte, daß die Früchte fort wären." Nimm sie zurück, liebe Maddelina, setzte sie hinzu, es wird mir weniger leid thun, sie zu entbehren, als es mir leid thun würde, wenn dir deine Gutherzigkeit Verdruß zuzöge."

O Signora, das dürfen sie nicht fürchten, erwiederte Maddelina, ich legte die Früchte von meiner eigenen Mahlzeit zurück, und es wird mich sehr betrüben, wenn Sie sie nicht annehmen wollen." Emilie wurde durch diesen Beweis von Güte so sehr gerührt, daß sie nicht antworten konnte. Maddelina betrachtete sie stillschweigend; sie mißdeutete die Ursache ihrer Thränen und suchte sie zu trösten. „Weinen Sie nicht so sehr, liebe Signora. Es ist wahr, meine Mutter ist zu Zeiten etwas schlimm, aber es geht bald vorüber, und so ziehn Sie sichs nicht so sehr zu Herzen. Sie schilt mich oft, aber ich habe gelernt, es stillschweigend zu ertragen, und wenn sie ausgescholten hat, schleiche ich mich in den Wald und vergesse alles, wenn ich mein Liedchen singen kann."

Emilie lächelte durch ihre Thränen, nannte Maddelina ein gutes Mädchen und nahm ihr dargebrachtes an. Sie hätte gerne gewußt, ob Bertrand und Dorina von Montoni oder von seinen

Absichten mit ihr gesprochen hätten, allein sie mochte das unschuldige Mädchen nicht zu der Niederträchtigkeit verführen, das geheime Gespräch ihrer Ältern zu verrathen. Als sie fortging, bath sie Emilie, so oft sie dürfte zu ihr herauf zu kommen, Maddelina versprach es und schlich sich leise in ihr Kämmerchen zurück.

Mehrere Tage verstrichen Emilien auf diese Art in ihrem Zimmer; sie sah Maddelina nur bey Tisch, und das sanfte Gesicht und Wesen dieses Mädchens war ihr ein süßerer Trost, als sie seit vielen Monden gekannt hatte. Es gefiel ihr immer mehr auf ihrem angenehmen umlaubten Zimmer, und sie fing an, das Gefühl von Sicherheit darin zu schmecken, das uns an unsre Heimath zu binden pflegt.

Ein schöner Abend, der auf einen schwülen Tag folgte, bewegte Emilien endlich, spatzieren zu gehen, so unangenehm ihr auch Bertrands Begleitung war. Sie verließ mit Maddelinen die Hütte, und Bertrand, der ihnen nachfolgte, ließ sie ihren Weg wählen. Der Abend war kühl und still und sie konnte nicht ohne Entzücken die Gegend umher betrachten. Wie lieblich schien ihr das glänzende Blau, das die ganze obere Region der Luft färbte, und dann tiefer hinwelkend sich im Saffranglanz verlor. Emilie folgte dem Laufe des Stroms bis an die See, die den reinen Glanz der untergehenden Sonne zurückstrahlte, während die Klippen, die über das Ufer ragten, in die letzten Strahlen getaucht waren.

Die See schien in ungestörter Ruhe zu schlummern; ihre Wellen, die murmelnd am Ufer erstarben, flossen mit der sanftesten Bewegung, während die glatte Fläche in gemilderter Schönheit

den Rosenhauch des Westen zurückstrahlte. Emilie dachte, auf den Ocean hinblickend, an Frankreich und an vergangne Zeiten, und wünschte, o wie sehnsuchtsvoll und vergebens! daß seine Wellen sie nach ihrer fernen Heimath tragen möchten.

„Ach! dieses Schiff, sagte sie, welches so stattlich mit seinen schlanken Seegeln dahin gleitet, geht vielleicht nach Frankreich! Glückliches, glückliches Fahrzeug! — Sie sah mit warmer Empfindung darauf hin, bis das Grau der Dämmerung die Entfernung verdunkelte, und es vor ihrem Blick verschleyerte. Das melancholische Geräusch der Wellen zu ihren Füßen nährte die Zärtlichkeit, die ihr Thränen entlockte; es war das einzige Geräusch, was sie hörte, bis ein Chor von Stimmen durch die Luft drang. Sie stand still, wünschte mehr zu hören, fürchtete aber bemerkt zu werden, und sah sich zum erstenmahl nach ihrem Beschützer Bertrand um, der in kurzer Entfernung in Gesellschaft eines andern ihnen folgte. Durch diese Bemerkung aufgemuntert, ging sie den Tönen näher, die hinter einer Klippe, die über das Ufer hervorragte, aufzusteigen schienen. Die Musik machte eine plötzliche Pause und gleich darauf sang eine weibliche Stimme eine Art von Gesang. Emilie beschleunigte ihre Schritte, und sah hinter dem Felsen zwey Gruppen von Bauern. Die eine saß unter dem Schatten, die andre stand am Rande der See um das Mädchen, das singend einen Blumenkranz in der Hand hielt, den sie ins Wasser werfen zu wollen schien.

Emilie hörte mit aufmerksamer Verwunderung ein Lied an die Nymphe des See, in einer

reinen schönen Toscanischen Mundart gesungen und von einigen ländlichen Instrumenten begleitet. Die Herumstehenden wiederhohlten die letzten Worte, der Blumenkranz wurde ins Wasser geworfen und das Chor verstummte.

Was bedeutet dieß, Maddelina, sagte Emilie, von dem süßen Taumel erwachend, worin die Musik sie gewiegt hatte. Es ist heute Festabend, erwiederte Maddelina, wo die Bauern sich mit allerley Zeitvertreiben zu belustigen pflegen.

Aber es war die Rede von einer Seenymphe. Was haben diese guten Leute mit Seenymphen zu thun?

O Signora, versetzte Maddelina, die Emiliens Verwundrung unrecht verstand, niemand glaubt an solche Dinge, aber unsre alten Lieder singen davon, und wenn wir fröhlich sind, bringen wir den Nymphen Lieder und werfen Kränze in die See.

Sie trugen einen kurzen Rock von hellgrüner Farbe, mit einer Borte von weisser Seide: die weiten Ermeln waren auf den Schultern mit Bändern und Blumen aufgebunden. Auch ihr Haar, das in Locken um den Nacken fiel, war mit Blumen durchflochten, und ein kleiner Strohhut, etwas hinterwärts und auf eine Seite gesetzt, gab der ganzen Gestalt ein muntres, schalkhaftes Ansehn. Nachdem das Lied zu Ende war, näherten sich verschiedne Mädchen Emilien, luden sie ein, sich zu ihnen zu setzen und bothen ihr und Maddelinan, die sie kannten, Trauben und Feigen an.

Emilie nahm ihre Höflichkeit an, und fand Gefallen an der Anmuth und Grazie, die in ihren Wesen herrschte und ihnen ganz natürlich

zu seyn schien. Bertrand näherte sich bald darauf und wollte sie eilig wegführen, allein ein Bauer reichte ihm eine Flasche und foderte ihn auf zu trinken; eine Versuchung, der Bertrand selten wiederstehn konnte.

„Laßt die jungen Frauenzimmer tanzen, mein Freund, sagte der Bauer, indeß wir die Flasche leeren. Sie wollen eben anfangen. Spielt lustig Bursche! rührt die Trommeln und Pfeifen."

Sie spielten lustig auf und die jüngern Bauern stellten sich in einen Kreis, zu welchem Emilie sich gern gesellt haben würde, wenn ihre Kräfte ihrer Neigung gleich gewesen wären. Maddelina trippelte mit leichten Schritten und Emilie vergaß ihr eignes Leiden, indem sie der Fröhlichkeit anderer zusah.

Bertrand befand sich so wohl bey seiner ersten Flasche, daß er sich gerne gefallen ließ, noch die zweyte anzubrechen, und es war spät, ehe Emilie, nicht ohne Besorgniß, nach der Hütte zurückkehrte.

Nach diesem Abend ging sie öfter mit Maddelinen aus, aber nie ohne Bertrands Begleitung, und ihre Seele wurde nach und nach so ruhig als ihre Lage es zuließ. Die Ruhe, worin man sie leben ließ, machte ihr Hoffnung, daß man sie nicht aus übler Absicht hieher geschickt hätte, und hätte sie nicht den Gedanken gehegt, daß Valancourt vielleicht jetzt ein Einwohner des Schlosses wäre, so würde sie gewünscht haben, in dieser Hütte zu bleiben, bis sich eine Gelegenheit darböthe, in ihr Vaterland zurückzukehren. Nur blieb ihr die Ursache, warum Montoni sie nach Toscanien geschickt hatte, ein Räthsel, sie

konnte sich nicht einbilden, daß er diesen Schritt aus Rücksicht für sie gethan hätte.

Sie hatte schon eine ganze Zeit in der Hütte gelebt, ehe ihr einfiel, daß sie bey ihrer plötzlichen Abreise aus Udolpho die Papiere ihrer verstorbnen Tante vergessen hatte; allein sie suchte sich mit der Hoffnung zu beruhigen, daß Montoni diese Papiere an dem finstern Orte, wo sie lagen, nicht finden würde.

Achtes Kapitel.

Wir kehren nun auf einen Augenblick nach Venedig zurück, wo der Graf Morano unter gehäuften Unglück litt. Kurz nach seiner Ankunft in diese Stadt war er auf Befehl des Senats verhaftet worden, und sah sich ohne zu wissen, weswegen man ihn in Verhaft hatte, an einen Ort gebracht, wo die emsigsten Nachforschungen seiner Freunde ihn nicht ausfinden konnten. Er konnte den Feind, der ihn in dieß Unglück gestürzt hatte, nicht errathen, wenn es nicht Montoni war. Auf diesen fiel sein Verdacht nicht nur mit Wahrscheinlichkeit, sondern mit Recht.

Montoni hatte bey Gelegenheit des vergifteten Bechers den Grafen in Verdacht gezogen; da er aber den nothwendigen Beweis nicht herbeyschaffen konnte, so nahm er seine Zuflucht zu andern Mitteln der Rache. Er ließ durch eine Person, auf die er sich verlassen zu können glaubte,

einen Anklagebrief in die Denunzie secrete, oder Löwen Rachen werfen, die in einer Gallerie von des Dogen Pallaste als Aufenthältniß für anonyme Anklagen gegen Übelgesinnte angebracht sind. Da bey solchen Gelegenheiten der Ankläger nie mit dem Angeklagten confrontirt wird, so kann man ohne Strafe oder Entdeckung zu fürchten seinen Feind fälschlich anklagen und eine ungerechte Rache befriedigen. Daß Montoni zu einem so teuflischen Mittel seine Zuflucht nahm, um einen Mann zu Grunde zu richten, den er in Verdacht hatte, ihm nach dem Leben getrachtet zu haben, kann nicht befremdend seyn. Er beschuldigte den Grafen in dem Briefe, den er zum Werkzeuge seiner Rache brauchte, übler Absichten gegen den Staat, die er mit aller möglichen Glaubhaftigkeit darzustellen wußte. Der Senat, bey dem damahls ein Verdacht beynahe für Beweis galt, verhaftete den Grafen auf diese Anklage und warf ihn, ohne ihm nur einen Wink wegen seines Verbrechens zu geben, in eines der geheimen Gefängnisse, die das Schrecken der Venetianer waren und in welchen oft Menschen schmachteten und starben, ohne von ihren Freunden entdeckt zu werden.

Morano hatte mehrere Mitglieder des Senats persönlich beleidigt; einigen hatte seine Lebensart, andern wieder sein Ehrgeiz ihn verhaßt gemacht; und es war nicht zu erwarten, daß Nachsicht die Strenge eines Gesetzes mildern sollte, wovon nur seine Feinde dispensiren konnten.

Montoni war indessen Gefahren von anderer Art ausgesetzt. Sein Schloß war von Truppen belagert, die um den Sieg zu erlangen, alles wagen zu wollen schienen. Die Festung aber war ihrem

Angriff zu stark, und die tapfre Vertheidigung der Besatzung sowohl als die kärgliche Nahrung in diesen wilden Gebürgen setzte sie bald in die Nothwendigkeit, die Belagerung aufzuheben.

So bald Montoni sich wieder im ruhigen Besitz von Udolpho sah, schickte er Ugo nach Toscanien, um Emilien zu hohlen, die er in dieser Hütte sichrer geglaubt hatte, als in einem Schlosse, das damahls in Gefahr stand, vom Feinde eingenommen zu werden. So wie es auf Udolpho wieder ruhig war, wünschte er, sie wieder unter seinem Schutze zu sehn, und gab Ugo den Auftrag, sie mit Bertrand zurück zu bringen. Emilie sagte der guten Maddelina ungern Lebewohl.

Sie verließen gegen Mittag die Hütte, und es war schon lange Abend, ehe sie die Gegend von Udolpho erreichten. Es war Mondschein, aber er ließ sich nur zu Zeiten sehn, denn der Himmel war umwölket, und sie ritten bey dem Scheine der Fackel, die Ugo trug, schweigend fort. Emilie dachte über ihre Lage nach und Bertrand und Ugo genossen im voraus die Annehmlichkeit einer Flasche Weins und eines guten Feuers, denn sie hatten seit einiger Zeit die Verschiedenheit zwischen den warmen Himmelsstrich von Toscanien und der scharfen Luft dieser höhern Regionen empfunden. Emilie wurde endlich durch den fernen Klang der Schloßglocke die sie nicht ohne einen gewissen Schauder hörte, aus ihrer Träumerey geweckt. Noch ein Schlag und noch einer folgte, und starb in dumpfen Nachhall zwischen den Gebürgen. Ihrer trauernden Einbildungskraft kam es als das Schlagen einer Todtenglocke vor, die eine wichtige Periode für sie abmaaß.

Sie ritten das Thal hinab, und bald sah

sie

sie die alten Mauern und vom Monde beleuchteten Thürme über den Wald hervorragen. Hoffnung und Schrecken stritten in ihrem Herzen: es war Montonis Aufenthalt; allein vielleicht umschloß er auch Valancourt; und sie konnte sich diesen Gedanken nicht denken, ohne daß Freude und Hoffnung in ihrem Herzen auflebten.

Die Schloßglocke schlug zwölfe, und es erscholl eine Trompete. „Was bedeutet diese Trompete? fragte Emilie, das ist eine neue Gewohnheit." — Es ist nur eine alte, Fräulein, die wir wieder eingeführt haben; man bedient sich ihrer immer in Kriegszeiten. Wir haben sie seit der Belagerung alle Nacht erschallen lassen.

Sie waren nun ans Thor gekommen, wo Bertrand ein Licht durch ein kleines Fenster schimmern sah. Er rief laut, und der Soldat, der heraus sah, fragte: wer da! „Ich bringe euch hier einen Gefangenen, sagte Ugo; macht das Thor auf, und laßt uns herein."

„Hah! seyd ihr es! rief der Soldat — Ich werde sogleich bey euch seyn." Emilie hörte ihn die Treppen herunter kommen und die schwere Kette fallen; er riegelte eine kleine Thüre auf, und hielt die Lampe niedrig, um ihnen den Weg nach dem Thore zu zeigen: sie sah sich noch einmahl unter dem dunkeln Bogen und hörte die Thüre zumachen, die sie auf immer von der Welt abzuschließen schien. Sie waren nun über den zweyten Hof gegangen, und erreichten die Thüre der Halle, als der Soldat ihnen gute Nacht wünschte, und zu seinem Posten zurückeilte. Emilie überlegte bey sich, wie sie wohl Montoni zu sehn vermeiden, und sich unbemerkt in ihr altes Zimmer schleichen könnte; denn sie schauderte vor

dem Gedanken, ihn oder jemand von seiner Partey um diese Stunde zu treffen. Es war ein solcher Lärm im Schlosse, daß Ugo einigemahl an die Thüre der Halle klopfte, ohne gehört zu werden.

Endlich erschien Carlo; Emilie bath ihn, ihr sogleich Anneten mit einem Lichte auf die große Gallerie zu schicken, wo sie auf sie warten wollte, und ging dann mit eiligen Schritten nach der Wendeltreppe zu, während Bertrand und Ugo, die mit Ungeduld nach einem Abendessen und einem warmen Kaminfeuer verlangten, mit der Fackel dem alten Carlo in das Bedientenzimmer folgten. Emilie suchte bey dem schwachen Strahle, der von der oben hängenden Lampe auf die Bogengänge dieses großen Saals herabfiel, ihren Weg nach der Wendeltreppe zu finden. Einmahl schien es ihr, als wenn sie einen tiefen Ton aus dem dunkeln Gange hinter ihr hörte; sie drehte sich um, und glaubte etwas Glänzendes sich bewegen zu sehn; es war in diesem Augenblicke unmöglich, sich von ihrer Furcht loszumachen, und sie schlich leise einige Stuffen weiter herunter.

Da Annette noch nicht erschien, glaubte Emilie, daß sie zu Bette gegangen wäre, und daß niemand sie aufwecken wollte: die Aussicht, die sie nun vor sich hatte, die Nacht im dunkeln an diesem oder einem andern eben so verwaisten Orte zuzubringen, denn sie wußte, daß es unmöglich war, sich im Dunkeln durch alle die Wirkelgänge nach ihrem Zimmer zu finden, preßte ihr Thränen aus.

Indem sie so da saß, glaubte sie aufs neue einen seltsamen Ton aus der Gallerie zu hören;

sie horchte und wagte kaum zu athmen, allein das immer stärker werdende Geräusch von unten verschlang jeden andern Laut. Bald darauf hörte sie Montoni und seine Gefährten in den Saal stürzen; sie schienen sehr betrunken zu seyn, und ihren Schritt nach der Wendeltreppe zu richten. Es fiel ihr nun ein, daß sie diesen Weg nehmen mußten; sie vergaß alle Schrecknisse der Gallerie, stürzte eilig hinein, um sich in einen Winkel zu verbergen, bis die Herren fort seyn würden.

Sie tappte mit ausgestreckten Händen in dem Gange hin, und hörte noch immer die Stimmen von Personen, die unten an der Treppe im Gespräche zu seyn schienen. „Ach! sagte sie zu sich selbst, sie wissen bereits um meine Ankunft, und Montoni selbst ist gekommen, mich aufzusuchen. In dem Zustande, worin er jetzt ist, kann er nun eine entsetzliche Absicht haben.“ Sie erinnerte sich an den Auftritt im Corridor, am Abende vor ihrer Abreise aus dem Schlosse. „O Valancourt! rief sie, ich muß dich also für immer aufgeben. Montonis Ungerechtigkeit noch länger Trotz zu biethen, würde nicht Stärke, sondern Unbesonnenheit seyn!“ Die Stimmen unten wurden immer lauter; sie unterschied Varezzi und Bartolini unter den übrigen; allein, die wenigen Worte, die sie auffing, machten sie nur noch ängstlicher. Das Gespräch schien sie selbst anzugehn; sie horchte, und fand, daß man über sie stritt: jeder schien auf ein vorhergegangenes Versprechen von Montoni zu pochen, der anfangs sie beruhigen und überreden zu wollen schien, zu ihrem Weine zurückzukehren. Endlich wurde er des Streits müde, sagte ihnen, sie müßten sich vergleichen, so gut sie könnten, und

wollte mit den übrigen wider in das Zimmer, das sie verlassen hatten, zurückgehen. Verazzi hielt ihn auf: wo ist sie, Signor, rief er ungeduldig — sagen Sie uns, wo sie ist. „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich es nicht weiß, erwiederte Montoni, der etwas betrunken zu seyn schien; wahrscheinlich ist sie in ihr Zimmer gegangen." — Verazzi und Bartolini ließen nun von ihren Fragen ab, und liefen mit einander nach der Wendeltreppe, während Emilie, die bey ihrem Gespräche so stark gezittert hatte, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte, mit neuen Kräften begeistert schien, so wie sie ihre Schritte hörte. Sie lief mit der Schnelligkeit eines Rehes durch die dunkle Gallerie; aber ehe sie noch das Ende erreicht hatte, sah sie schon das Licht, welches Bartolini trug, an der Wand flammen. Beyde erschienen und verfolgten sogleich Emilien. In diesem Augenblicke strauchelte Bartolini, den seine Ungeduld unvorsichtig machte, und fiel der Länge nach hin. Die Lampe fiel mit ihm, und verlosch sogleich; Verazzi, ohne sich um die Lampe zu bekümmern, bediente sich dieses Vortheils, den ihm der Zufall über seinen Nebenbuhler gab, und folgte Emilien; dieser aber hatte das Licht einen von den Seitengängen der Gallerie gezeigt, und sie eilte sogleich hinein. Verazzi konnte nun eben den Weg, den sie genommen hatte, erkennen, und folgte ihr nach; allein der Laut ihrer Tritte verschwand bald in der Ferne; da er weniger in diesen Gängen bekannt war, mußte er sehr behuthsam gehen, um nicht eine von den Treppen herunter zu fallen, die in den Gängen dieses alten Schlosses so häufig waren. Dieser Seitengang führte Emilien endlich in den Corri-

dor, der an ihr Zimmer stieß, und da sie keinen Fußtritt mehr hinter sich hörte, stand sie still, um Athem zu schöpfen, und zu überlegen, was sie thun sollte. Sie hatte diesen Weg nur genommen, weil es der erste war, der ihr in die Augen fiel, und nun sie das Ende erreicht hatte, war sie eben so verlegen, als zuvor. Sie wußte nicht, wohin sie gehn, oder wie sie ihren Weg im Dunkeln weiter finden sollte; nur das sah sie ein, daß sie nicht in ihr Zimmer gehn durfte, weil man sie da gewiß zuerst suchen würde, und ihre Gefahr wurde mit jedem Augenblicke größer, da sie in der Nähe desselben verweilte. Doch war sie so sehr erschöpft und athemlos, daß sie einige Minuten stehn bleiben mußte. Indem sie so da stand, sah sie ein Licht durch eine Thüre an der Gallerie schimmern, und errieth aus der Lage daß es die Thüre zu dem geheimnißvollen Zimmer war, wo sie die Entdeckung gemacht hatte, deren sie sich noch immer nicht ohne Entsetzen erinnerte. Es befremdete sie sehr, in diesem Zimmer und um diese Stunde ein Licht zu sehn, und sie fühlte ein plötzliches Entsetzen, das ihr nicht zuließ, ihre Augen wieder dahin zu richten. Sie erwartete beynahe, die Thüre langsam öffnen und einen schrecklichen Gegenstand erscheinen zu sehen. Längs dem Gange war nichts zu sehn und zu hören, und sie vermuthete, daß Verazzi zurückgegangen wäre, um Licht zu hohlen. Er mußte in kurzem wieder kommen; und sie überlegte von neuem, welchen Weg sie nehmen, oder vielmehr, welchen Weg sie im Dunkeln finden könnte.

Ein schwacher Strahl schimmerte noch immer durch die Thüre, aber ihr Grausen vor je-

nem Zimmer war so groß, daß sie nicht über sich vermogt haben würde, sich in seine Geheimnisse zu wagen, wenn sie auch versichert gewesen wäre, ein Licht darin zu finden. Sie hohlte noch immer schwer Athem, und stand an die Wand gelehnt, als sie eine Stimme ganz nahe hörte. Sie hatte Gegenwart des Geistes genug, an sich zu halten, und erkannte im nächsten Augenblicke, daß es Varezzis Stimme war, der mit sich selbst zu sprechen schien, ohne zu wissen, daß sie da wäre. „Die Luft ist frischer hier, sagte er; dieß muß der Corridor seyn." Vielleicht gehörte er zu den Helden, die muthiger einem Feinde als der Dunkelheit entgegen gehn, und suchte seinen Muth durch den Ton seiner eignen Stimme zu stärken. Genug, er wandte sich zur Rechten, und schlich vorsichtig nach Emiliens Zimmer; er schien zu vergessen, daß sie im Finstern selbst in ihrem Zimmer ihm leicht ausweichen konnte, und blieb, wie ein Betrunkner, hartnäckig auf der Idee, die sich einmahl seiner Einbildungskraft bemeistert hatte.

Sobald sie ihn fortgehen hörte, verließ sie ihren Platz, und schlich leise nach dem andern Ende des Ganges, entschlossen, sich dem Zufalle zu überlassen, und den ersten Ausgang, den sie finden könnte, zu nehmen; allein ehe sie noch dazu kam, fiel ein Licht auf die Wand der Gallerie, und sie sah Varezzi nach ihrem Zimmer vorüber gehn. Sie machte sich geschwind in einen Gang zur linken, ohne, wie sie glaubte, bemerkt zu werden; gleich nachher aber schimmerte ein anderes Licht am fernern Ende des Gangs, und setzte sie in neues Schrecken. Unschlüssig, was sie machen sollte, erblickte sie zu ihrer großen Freu-

de Annetten, und eilte ihr entgegen; allein ihre Unvorsichtigkeit beunruhigte Emilien aufs neue: — sobald sie ihre Herrschaft erblickte, stieß sie ein Freudengeschrey aus, und es vergingen einige Minuten, ehe sie dahin gebracht werden konnte, zu schweigen, oder Emilien loszulassen, die sie feurig in ihre Arme schloß. Als es Emilien endlich gelang, ihr ihre Gefahr begreiflich zu machen, eilten sie nach Annettens Zimmer, das in einem andern Flügel des Schlosses lag. Keine Furcht konnte indessen Annetten zum Schweigen bringen. „O, theures Fräulein, rief sie, was habe ich unterdeß ausgestanden! ich glaubte, ich würde Sie in meinem Leben nicht wieder sehn!" „Still, sagte Emilie, die wieder ein Geräusch zu hören glaubte; um Gottes willen sey stille, bis wir in deinem Zimmer sind." Sie erreichten es endlich; Annette verriegelte die Thüre, und erzählte nun Emilien, die sich aufs Bette gesetzt hatte, nach ihrer langweiligen Art Alles, was indessen vorgegangen war. Indem sich Emilie auf die Matratze niederlegen wollte, glaubte sie wieder ein Geräusch auf dem Gange zu hören. Annette suchte sie zu überreden, daß es nur der Wind wäre, als sie deutlich Fußtritte an der Thüre unterschieden. Annette sprang auf, allein Emilien bath sie dringend, zu bleiben, und horchte in ängstlicher Erwartung. — Endlich rief es Annetten bey Nahmen. — Heilige Jungfrau! rief sie, es ist Ludovico! — Sie stand auf, um die Thüre zu öffnen; allein Emilie hielt sie zurück, bis sie gewiß seyn würde, ob er allein wäre. Endlich sprach Annette durch die Thüre mit ihm, und hörte, daß er gekommen wäre, um nach ihr zu sehn, und sie wieder einzuschließen. Emilie

fürchtete gehört zu werden, wenn sie länger durch die Thüre spräche; sie ließ Annetten aufmachen, und sah einen jungen Menschen hereintreten, dessen offne Gesichtsbildung die günstige Meinung bestättigte, der seine Sorgfalt für Annetten ihr bereits beygebracht hatte. Sie bath ihn um seinen Schutz, wofern Verazzi dieß nöthig machen sollte, und Ludovico erboth sich, die Nacht in einem alten Zimmer, nicht weit von dem ihrigen, zuzubringen, und sobald es nöthig wäre, ihr zu Hülfe zu kommen.

Emilie wurde durch dieses Anerbiethen sehr beruhigt, und Ludovico ging auf seinen Posten, während sie noch einmahl auf ihrem Lager zu ruhen versuchte. Allein ein Heer von Vorstellungen drang auf sie ein, und verscheuchte den Schlaf.

Den andern Morgen hatte Emilie ein langes Gespräch mit Ludovico; sie erfuhr verschiedne Umstände wegen des Schlosses, und erhielt Winke von Montonis Absichten, die ihre Unruhe sehr vermehrten. Sie äußerte Ludovico ihre Verwunderung, daß er selbst im Schlosse bliebe, da er doch die Gefahr seiner Lage einzusehen schien; und er antwortete, daß es auch nicht seine Absicht wäre, noch lange zu verweilen. Sie wagte hierauf ihn zu fragen, ob er ihr nicht zur Flucht aus dem Schlosse behülflich seyn könnte. Er versicherte sie seiner Bereitwilligkeit; stellte ihr aber die Schwierigkeit des Unternehmens und ihre Gefahr vor, wenn Montoni sie einhohlte, ehe sie über die Berge wären. Doch versprach er, aufmerksam auf jeden Umstand zu seyn, und auf einen Plan zu denken.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357/phys_0112
DFG

Emilie vertraute ihm nun Valancourts Nahmen an, und trug ihm auf, sich zu erkundigen, ob sich ein Gefangener dieses Nahmens im Schlosse befände. Kaum war er fort, als Montoni, der sich nun von dem Rausche der vergangenen Nacht erhohlt hatte, sie rufen ließ. „Sie sind die vergangene Nacht nicht in ihrem Zimmer gewesen, sagte er, wo waren sie denn?" Emilie sagte ihm die Ursache, und bath ihn, sie in Zukunft vor ähnlichen Auftritten zu schützen. „Sie kennen die Bedingungen meines Schutzes, sagte er, wenn Ihnen wirklich daran liegt, so werden Sie ihn sich zu erhalten wissen."

Diese offne Erklärung, daß er sie nur unter gewissen Bedingungen beschützen wollte, während sie als Gefangne im Schlosse bliebe, ließ Emilien fühlen, wie nothwendig es war, ihm unverzüglich zu willfahren; doch fragte sie erst, ob er sie ohne Aufschub wollte abreisen lassen, wenn sie ihre Ansprüche auf die Güter fahren ließe. Er versprach es aufs feyerlichste, und legte ihr sogleich ein Papier zur Unterschrift vor.

Sie war eine Zeitlang unvermögend zu unterschreiben; ihr Herz wurde von kämpfenden Regungen zerrissen, dann sie war im Begriffe, das ganze Glück ihrer Zukunft aufzugeben — die Hoffnung hinzugeben, die sie in so vielen Stunden der Widerwärtigkeit aufrecht gehalten hatte.

Montoni wiederhohlte sein Versprechen, sagte, daß seine Zeit edel wäre, und — sie unterschrieb. Sobald es geschehen war, fiel sie in ihren Stuhl zurück, erhohlte sich aber bald, und bath ihn, die nöthigen Befehle zu ihrer Abreise zu geben, und ihr Annettens Begleitung zu er-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357/phys_0113
DFG

lauben. Montoni lächelte. „Sie sollen reisen, aber es braucht nicht jetzt gleich zu geschehn. Erst muß ich im Besitze der Güter seyn, dann mögen Sie in Gottes Nahmen nach Frankreich zurück gehn."

Die überlegte Niederträchtigkeit, womit er sein feyerliches Versprechen brach, traf Emilien eben so empfindlich, als die Überzeugung, daß sie ein fruchtloses Opfer gebracht hatte. Sie fand keine Worte, um auszudrücken, was sie fühlte, und wußte auch, daß es vergebens seyn würde. Sie sah Montoni verächtlich an; er drehte sich um und bath sie, sich in ihr Zimmer zu begeben; allein sie sank kraftlos in einen Stuhl, und seufzte, ohne Worte oder Thränen zu finden.

„Warum hängen Sie diesem kindischen Schmerze nach? sagte er. Suchen Sie sich zu fassen und geduldig zu ertragen, was nicht zu ändern ist. Sie haben kein wirkliches Übel zu beklagen; seyn Sie geduldig, Sie werden schon nach Frankreich kommen. Jetzt aber gehn Sie auf ihr Zimmer.

„Ich getraue mir nicht an einen Ort zu gehn, sagte sie, wo ich vor einem Überfalle des Signor Barezzi nicht sicher bin." „Habe ich nicht versprochen, Sie zu schützen?" sagte Montoni. — „Freylich haben Sie es versprochen," erwiederte Emilie stockend. — „Und ist mein Versprechen nicht genug?" setzte er finster hinzu. — „Wenn sie sich auf ihr voriges Versprechen erinnern, Signor! sagte Emilie zitternd, so werden Sie selbst bestimmen, ob ich mich auf dieses verlassen kann." „Wollen Sie mich also dahin bringen, zu erklären, daß ich Sie nicht beschützen will? sagte Montoni mit stolzem Unwil-

len. Wenn Sie das befriedigen kann, so will ich sogleich Ihnen willfahren. — Gehn Sie auf Ihr Zimmer, ehe ich mein Versprechen zurücknehme; Sie brauchen dort nichts zu fürchten.“

Emilie verließ das Zimmer und ging langsam in den Vorsaal. Hier beflügelte die Furcht, Barezzi oder Bartolini zu treffen, ihre Schritte, und sie erreichte, so schwach sie auch war, noch einmahl ihr Zimmer. Nachdem sie sich furchtsam umgesehen hatte, verriegelte sie die Thüre und setzte sich ans Fenster. Sie suchte sich zu überreden, daß Montoni wirklich die Absicht hätte, sie nach Frankreich zurück zu schicken, sobald er ihr Vermögen gesichert haben würde; doch setzte sie ihre vorzüglichste Hoffnung auf Ludovico, dem sie zutraute, daß er sich ihrer Sache eifrig annehmen würde, so wenig er sich auch von dem Ausgange zu versprechen schien. Eins aber freute sie. Sie war mehrmals im Begriff gewesen, Valancourts zu erwähnen, und seine Befreyung, wenn er wirklich hier gefangen wäre, zur Bedingung ihrer Unterschrift zu machen. Hätte sie es gethan, so würde Montoni ihn wahrscheinlich mit neuer Härte behandelt, und um sichrer zu seyn, ihn lebenslang in Gefangenschaft behalten haben.

So verstrich der traurige Tag, wie sie schon mehrere zugebracht hatte. Als die Nacht heran kam, würde sie sich nach Annettens Zimmer begeben haben, wenn nicht ein besondres Gefühl sie trotz ihrer Furcht in diesem Zimmer zurückgehalten hätte. — Die Nacht war stürmisch. Die Zinnen des Schlosses schienen im Winde zu wanken, und dumpfe Töne, die oft das schwermüthige Herz in Gewittern und unter Scenen der Verheerung täu-

schen, schienen durch die Luft zu dringen. Emilie hörte, wie sonst, die Schildwache auf ihren Posten gehn; sie sah aus dem Fenster und bemerkte, daß die Wache verdoppelt war; eine Vorsicht, die ihr nothwendig genug schien, wenn sie den verfallnen Zustand der Wälle betrachtete. Die wohl bekannten Schritte der Soldaten, der Ton ihrer fernen Stimmen, die mit dem Winde kamen und wieder verschwanden, riefen ihr die Empfindungen zurück, womit sie vormahls diese Töne hörte, und veranlaßten eine Vergleichung zwischen ihrer gegenwärtigen und vergangnen Lage. — Sie suchte die Thüre der Wendeltreppe wie gewöhnlich mit Möbeln aus dem Zimmer zu verwahren; allein diese kleine Verschanzung schien ihr jetzt nicht hinlänglich gegen Verazzi, und sie betrachtete mehrmahls einen großen, schweren Kasten der in einer Ecke stand, mit dem Wunsche, daß sie und Annette stark genug seyn möchten, ihn fortzurücken. Unwillig, daß das Mädgen so lange ausblieb, schürte sie ihr Caminfeuer an, um das Zimmer etwas freundlicher zu machen, und setzte sich mit einem Buche nieder, das ihre Augen durchliefen, während ihre Gedanken sich mit Valancourt und mit ihrem eignen Unglück beschäftigten. Indem sie so da saß, glaubte sie in einer Pause des Windes Musik zu hören; sie eilte ans Fenster, aber das Brausen des Windes unterdrückte jeden andern Laut. Als der Wind sich legte, unterschied sie in der tiefen Stille, die darauf folgte, deutlich die süße Berührung einer Laute. Zitternd vor Hoffnung und Furcht bog sie sich heraus — in den Zimmern herrschte eine athemlose Stille, die sie von unten die zärtlichen Töne der Laute vernehmen ließ, die sie schon

vormahls gehört hatte, und mit ihnen eine klagende Stimme, die aber bald im Winde verschwand, der so heftig blies, daß er die Bäume bis zu den Wurzeln herab bog. Emilie horchte in ängstlicher Erwartung und wiederum erschollen Töne der Laute und dieselbe feyerlich athmende Stimme. Überzeugt, daß diese Töne aus einem Zimmer unter der Erde kommen müßten, lehnte sie sich heraus, um zu sehn, ob Licht da wäre, allein die Fenster lagen so tief in den dicken Mauern des Schlosses, daß sie nicht einmahl den schwachen Strahl sehen konnte, der wahrscheinlich durch die Gitter schimmerte. Sie wagte zu rufen, allein der Wind trug ihre Stimme an das andere Ende der Terrasse und gleich darauf hörte sie wieder die Musik in einer Pause des Sturms. Plötzlich glaubte sie ein Geräusch in ihrer Kammer zu vernehmen; sie zog sich in die Ecke des Fensters zurück, da sie aber gleich darauf Annettens Stimme an der Thüre hörte, vermuthete sie, daß es diese gewesen wäre und ließ sie herein. „Komm leise zu mir ans Fenster, Annette, sagte sie und höre; die Musik ist wieder da. Sie lauschten still, bis die Melodie sich veränderte. Heilige Mutter, rief Annette, das Lied kenne ich nur zu gut! es ist eine französische Arie, eins von den Lieblingsliedern meines Landes. O es ist ein Franzose, der da singt, es kann kein andrer als Herr Valancourt seyn. — „Still Annette, sprich nicht so laut — man könnte uns hören, sagte Emilie. Wer sollte es hören, doch nicht der Chevalier? erwiederte Annette. Ach nein! erwiederte Emilie traurig, der wohl nicht, aber doch sonst jemand, der uns dem Signor verrathen könnte. Aber warum glaubst

du Annette, daß es Valancourt ist? Horch! die Stimme wird lauter — errinnerst du dich dieser Töne? ich wage nicht, meinen eignen Urtheil zu trauen. „Ich habe den Chevalier niemahls singen hören, antwortete Annette, die (wie Emilie) mit großem Mißvergnügen merkte, keine bessern Gründe hatte, zu glauben, daß es Valancourt sey, als daß der Musikus ein Franzos seyn müsse. Bald darauf hörte sie das Lied auf dem Fischerhäuschen, und vernahm ihren eignen Nahmen, der so deutlich wiederhohlt wurde, daß auch Annette ihn verstand. Sie zitterte, sank in einen Stuhl am Fenster, und Annette rief laut. Herr Valancourt! Herr Valancourt! — Emilie suchte sie zum Schweigen zu bringen, allein sie rief lauter als zuvor, und Stimme und Instrument verstummten plötzlich. Emilie horchte eine Zeitlang in ängstlicher Ungewißheit, aber es kam keine Antwort. Das hat nichts zu bedeuten, Fräulein, erwiederte Annette; es ist der Chevalier und ich will mit ihm sprechen. „Nicht doch, sagte Annette; ich will selbst mit ihm sprechen; wenn er es ist, so wird er meine Stimme erkennen und beantworten. „Wer ist derjenige, sagte sie, der um diese späte Stunde singt?"

Es erfolgte ein langes Stillschweigen; sie wiederhohlte die Frage und vernahm einige schwache Töne, die sich in den Sturmwind mischten, allein die Töne waren so fern und verstrichen so plötzlich, daß sie kaum den Schall hören, geschweige denn die Worte unterscheiden, oder die Stimme erkennen konnte. Nach einem Weilchen rief Emilie wieder und hörte wieder eine Stimme, aber eben so schwach als zuvor: Die Tiefe der Fenster trug mehr als die Entfernung bey,

das Verstehen der Worte zu verhindern, wenn man gleich den Ton im Allgemeinen vernahm. Doch schloß Emilie aus dem Umstande, daß die Stimme nur ihr allein geantwortet hatte, es müsse Valancourt seyn und er müsse sie kennen — sie überließ sich einer grenzenlosen Freude. Annette blieb nicht stumm. Sie erneute ihr Rufen; erhielt aber keine Antwort, und da Emilie fürchtete, daß sie sich der Gefahr von der Wache gehört zu werden, aussetzen könnten, ohne Befriedigung ihres Forschens zu erhalten, so bestand sie darauf, daß Annette alles weitere Untersuchen für diese Nacht einstellen sollte. Sie selbst aber nahm sich vor, Ludovico den andern Morgen dringender, als bisher zu befragen. Sie war nur im Stande ihm zu sagen, daß der Fremde noch wirklich im Schlosse wäre und ihm die Gegend, wo er eingesperrt war, zu bezeichnen.

Emilie verweilte mit Annetten noch eine Zeitlang am Fenster, allein alles blieb still; sie hörten weder Laute noch Stimme, Emilie fühlte sich nun eben so überwältigt von unruhiger Freude als zuvor durch das Gefühl ihres Unglücks. Sie hatte bis diesen Augenblick vergessen, daß ein solcher Mensch in der Welt war, und daß noch irgend eine Gefahr ihr drohen könnte; jetzt aber erwachte ihre Unruhe; sie erinnerte sich an den alten Kasten, womit sie die Thüre verrammeln wollte, allein er war so schwer, daß sie beyde ihn nicht aufheben konnten. „Was kann wohl so schweres in diesem alten Kasten seyn, sagte Annette? Emilie antwortete ihr, daß sie ihn vorgefunden und nie untersucht hätte, was darinn seyn möchte." So will ich es untersuchen, Fräulein, sagte Annette, und versuchte den De-

ckel aufzumachen; allein er war durch ein Schloß befestigt, wozu sie keinen Schlüssel hatte, und sie mußte von dem Versuch abstehen. Der Morgen schimmerte jetzt durch die Fenster und der Wind hatte sich gelegt. Emilie sah heraus auf die dunkeln Wälder und hervordämmernden Berge — die ganze Gegend lag in tiefer Stille nach dem Sturm; die Wälder standen ruhig da, und die Wolken, durch welche die Dämmerung zitterte, schienen sich kaum am Himmel zu bewegen. Ein Soldat ging die Terasse auf und ab, und zwey andre waren von der Nachtwache ermüdet, im Schlaf auf die Mauern gesunken. Nachdem sie noch ein Weilchen den Duft der Kräuter, der nach dem Regen aufstieg und die reine Luft eingeathmet hatte, machte sie endlich das Fenster zu, und legte sich zur Ruhe.

Neuntes Kapitel.

Verschiedene Tage verstrichen in Ungewißheit, denn Ludovico konnte nur soviel von den Soldaten herausbringen, daß ein Gefangener sich in dem von Emilien bezeichneten Zimmer befände, und daß er ein Franzos sey, den sie in einem Scharmützel mit einer Partey von seinen Landsleuten gefangen hätten. Emilie blieb in dieser Zeit wenigstens vor Bartolinis und Varezzis Verfolgungen dadurch gesichert, daß sie sich in ihrem Zimmer hielt; nur des Abends wagte sie sich zu Zeiten in den anstoßenden Corridor. Montoni

toni schien sein letztes Versprechen in Ehren zu halten, ohngeachtet er das erste verletzt hatte: denn nur seinem Schutze konnte sie es zuschreiben, daß man sie nicht beunruhigte. Sie fühlte sich in diesem Schutze so sicher, daß sie das Schloß nicht zu verlassen wünschte, ehe sie einige Gewißheit über Valancourt erhalten hätte.

Am vierten Tage gab ihr Ludovico Nachricht, daß er Hoffnung hätte, zu dem Gefangnen zu kommen; denn es hätte gerade ein Soldat die Wache, den er sehr gut kennte. Er wurde in seiner Erwartung nicht betrogen; es gelang ihm unter dem Vorwande, einen Krug Wasser zu tragen, ins Gefängniß zu kommen, obgleich seine Klugheit, die ihn abgehalten hatte, der Schildwache den wahren Bewegungsgrund seines Besuchs zu sagen, ihn in die Nothwendigkeit setzte, sein Gespräch mit dem Gefangnen sehr abzukürzen.

Emilie erwartete seinen Bericht mit Ungeduld. Er hatte versprochen, Annetten in den Corridor zu begleiten, und erschien wirklich, nachdem Emilie einige Stunden mit zitternden Verlangen auf ihn geharrt hatte. „Der Chevalier wollte mir seinen Nahmen nicht anvertrauen, Signora, sagte Ludovico, als ich aber den Ihrigen nannte, schien er vor Freude außer sich zu seyn, obgleich es ihn nicht so überraschte, als ich gedacht hatte." — „Kannte er mich denn?" fragte Emilie.

„Allerdings muß er Sie kennen; ich darf wohl sagen, daß er eine sehr große Achtung für Sie zu haben scheint, ich war so dreist ihm zu sagen, daß auch Sie viel Antheil an ihm nähmen. Er fragte mich darauf wie Sie ins Schloß ge-

kommen wären, und ob Sie mir aufgetragen hätten, mit ihm zu reden. Die erste Frage konnte ich nicht beantworten, wohl aber die zweyte, und er brach darüber in neues Entzücken aus. Seine Freude war so groß, daß ich fürchtete, er möchte sich der Schildwache an der Thüre verrathen."

„Aber wie sieht er aus, Ludovico? unterbrach Emilie, ist er nicht ganz melancholisch und krank bey so langer Gefangenschaft?" — „Von Melancholie habe ich wohl kein Zeichen bey ihm erblickt, Signora; so lange ich bey ihm war; er schien mir in der fröhlichsten Stimmung zu seyn, die ich je bey einem Menschen sah. Sein ganzes Gesicht schwamm in Freude, und darnach zu schließen, müßte er sich sehr wohl befinden; gefragt aber habe ich ihn nicht."

„Hat er inchts an mich bestellt," fragte Emilie. — „O ja, Signora, und noch ausserdem — antwortete er, indem er in den Taschen suchte. Ich habe es doch nicht verloren! fuhr er fort. Der Chevalier sagte, er würde gerne schreiben, wenn er Dinte und Feder hätte; so aber war er im Begriff, mir eine lange Bestellung aufzutragen, als die Wache ins Zimmer trat. Doch hatte er mir vorher dieses gegeben." Ludovico zog ein Miniaturgemählde hervor, das Emilie mit zitternder Hand empfing; es war ihr eignes Bildniß, dasselbe, welches ihre Mutter auf so sonderbare Art in der Fischerhütte zu La Vallée verlor.

Thränen der Freude und Zärtlichkeit drangen ihr in die Augen, während Ludovico fortfuhr. „Sagen Sie Ihrem Fräulein, sagte der Chevalier, als er mir das Gemählde gab, daß

dieß mein Gefährte und Trost bey allem Unglück gewesen ist. Sagen Sie ihr, daß ich es an meinem Herzen getragen habe, und es ihr als Pfand einer Zärtlichkeit schicke, die nie ersterben kann — daß ich es nicht um den Reichthum von Welten aus den Händen geben würde, außer an sie — und daß ich mich jetzt nur in der Hoffnung davon trenne, es bald wieder aus ihren Händen zu empfangen. Sagen Sie ihr — in diesem Augenblicke, Signora, trat die Schildwache herein, und er konnte nichts weiter sagen. Vorher aber hatte er mich gefragt, ob ich ihm nicht eine Zusammenkunft mit ihnen verschaffen könnte. Ich antwortete ihm, daß ich die Schildwache wohl schwerlich dazu bewegen würde; allein er meinte, das hätte nicht so viel zu bedeuten, als ich wohl glaubte; ich möchte ihm nur erst ihre Antwort bringen, so würde er mir mehr darüber sagen.

„Ludovico, wie kann ich Sie doch für ihre Mühe belohnen! sagte Emilie, aber ich bin jetzt so unvermögend! Wann können Sie den Chevalier wieder sprechen?" Das ist ungewiß, Signora; es hängt davon ab, wer zunächst die Wache hat. Es sind nur zwey unter den Soldaten, die ich um Eingang in das Gefangenzimmer zu bitten mir getraue."

„Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, Ludovico, fuhr Emilie fort, wie viel mir daran liegt, daß Sie den Chevalier bald wieder sehen. Sagen Sie ihm, ich hätte das Gemählde mit solchen Empfindungen als er es wünschen könnte, empfangen. Sagen Sie ihm, ich hätte viel gelitten, und litt noch immer — sie hielt inne. — Aber darf ich ihm sagen, daß Sie ihn zu sehn

wünschen, Signora? — Allerdings! — Aber wenn, Signora und wo? — Das muß von Umständen abhängen, erwiederte Emilie. Zeit und Ort müssen sich nach der Gelegenheit richten! —

„Sie können diese Umstände gegen den Chevalier erwähnen, sagte Emilie, und es seinem Urtheil und der Gelegenheit überlassen. Sagen Sie ihm, daß mein Herz unverändert ist; aber vor allen Dingen suchen Sie so bald es möglich ist, zu ihm zu kommen. Ludovico versprach es und wünschte ihr gute Nacht. Emilie legte sich nieder, aber nicht um zu schlafen. Die Freude erhielt sie jetzt eben so wach, als vormahls der Schmerz. Montoni und sein Schloß waren aus ihrem Gedächtnisse verschwunden und ihre Fantasie wanderte noch einmahl in Gefilden ungetrübter Glückseligkeit.

Es verstrich eine Woche, ehe Ludovico das Gefängniß wieder besuchte: die Wache traf diese Zeit über Leute, denen er nicht traute, und er fürchtete, Aufsehn zu erregen, wenn er den Gefangenen zu sehn verlangte. Endlich benachrichtigte er sie, daß er den Chevalier wieder besucht, und daß dieser ihm gesagt hätte, er könnte sich sicher auf eine Schildwache verlassen, die ihm schon mehr Gefälligkeit erzeigt und ihm versprochen hätte, ihn die folgende Nacht, wenn Montoni und seine Ritter bey ihrem Gelage im Schlosse säßen, auf eine halbe Stunde heraus zu lassen. Sebastian weiß wohl, daß er keine Gefahr dabey läuft, setzte Ludovico hinzu, denn der Chevalier müßte es wunderlich anfangen, wenn er durch die eisernen Gitter und Thore des Schloß-

ses kommen wollte. Der Chevalier bath mich inständig, sogleich zu Ihnen zu gehen, Signora, und Sie zu beschwören, daß Sie ihm erlauben möchten, Sie diese Nacht zu sehn, wenn es auch nur auf einen Augenblick wäre. Die Stunde, sagte er, könne er nicht bestimmen; es müsse von Umständen abhängen; (wie Sie selbst auch gesagt haben) den Ort aber möchten Sie selbst anzeigen, da sie wüßten, welcher der sicherste für sie wäre.

Der Corridor war indessen der einzige Ort, den sie zu besuchen wagte, weil sie an jedem andern Montonins Gäste zu treffen fürchtete, und es wurde also ausgemacht, daß der Chevalier sie um die Stunde, welche Ludovico am sichersten finden würde, daselbst treffen sollte. Emilie brachte die Zeit bis dahin in einem Aufruhr von Hoffnung und Freude, Angst und Ungeduld hin. Sie zählte die Schläge der großen Glocke und horchte auf die Schritte der Schildwache wenn sie sich ablöste, nur um sich zu freuen, daß wieder eine Stunde vorüber war. „O Valancourt! rief sie, ist es denn wahr, daß ich nach allem, was ich gelitten habe, nach unsrer langen, langen Trennung, nachdem ich schon geglaubt hatte, dich nie wieder zu sehn, dir jetzt so nahe bin! — O ich habe Schmerz, Angst und Schrecken ertragen. Laß mich jetzt, gütiger Himmel! nicht unter der Freude erliegen!"

Endlich schlug die Glocke zwölf. Sie öffnete die Thüre um zu hören, ob sich etwas im Schlosse rührte, allein nur der ferne Schall vom Gelächter und Ausgelassenheit hallte schwach durch den Gang wieder. Sie vermuthete daß der Signor und seine Gäste beym Gelage säßen. Sie

sitzen nun gewiß fest für die Nacht, und Valancourt wird bald hier seyn." Sie machte leise die Thür zu, ging oft ans Fenster, und horchte, allein es blieb alles still. Annette war geschwätzig, wie immer; allein Emilie hörte kaum was sie sagte — mit einem Mahle ertönte die Laute, die Stimme sang zärtliche Töne der Liebe und ging dann zu einer feyerlichen Melodie über.

Bald darauf hörte sie Fußtritte im Corridor — es war der leise, schnelle Schritt der Hoffnung. Sie konnte sich kaum aufrecht halten — als sie aber die Thüre öffnete, um Valancourt entgegen zu gehn, sank sie in die Arme eines Fremden. Seine Stimme, sein Gesicht überzeugten sie sogleich und sie sank ohmächtig dahin.

Als sie wieder erwachte, fand sie sich von dem Fremden unterstützt, der mit einem Gesicht voll unaussprechlicher Zärtlichkeit und Angst über sie hing. Sie hatte nicht den Muth, zu antworten, oder zu fragen — sie brach nur in stumme Thränen aus und machte sich aus seinen Armen los. Der Ausdruck seines Gesichts verwandelte sich in Bestürzung und Unmuth, und er wandte sich fragend zu Ludovico. Annette gab bald die Nachricht, die Ludovico nicht geben konnte. „O mein Herr, rief sie schluchzend, Sie sind nicht der andre Chevalier. Wir erwarteten Herrn Valancourt zu sehn, aber das sind Sie nicht. O Ludovico, wie konntest du uns so hintergehn! mein armes Fräulein wird sich nie wieder zufrieden geben!" — Der Fremde gerieth in die äußerste Bewegung; er wollte sprechen, aber die Worte fehlten ihm.

Plötzlich trocknetr Annette ihre Thränen und sprach mit Ludovico. „Aber vielleicht, sagte sie,

da dieß nicht der andre Chevalier ist, so ist vielleicht der Chevalier Valancourt noch unten." Emilie richtete sich auf. — „Nein, erwiederte Ludovico, Herr Valancourt ist nicht unten und war niemahls unten, wenn nicht dieser Herr es ist. Wenn Sie die Güte gehabt hätten — sagte er den zu Fremden, mir Ihren Nahmen anzuvertrauen, so würde dieß Mißverständniß nicht entstanden seyn. „Freylich nicht! erwiederte der Fremde in gebrochnem italienisch und mit niedergeschlagenen Wesen, allein es war mir von äußerster Wichtigkeit, daß mein Nahme vor Montoni verborgen blieb. Madame, setzte er hinzu, indem er Emilien französisch anredete, wollen Sie mir erlauben mich zu entschuldigen? darf ich Ihnen allein meinen Nahmen und den Umstand, der mich zu diesem Irrthum verleitet hat, sagen? Ich bin aus Frankreich! — Ich bin Ihr Landsmann! Wir treffen uns in fremdem Lande!" — Emilie suchte sich zu fassen, doch stand sie bey sich an. Endlich bath sie Ludovico, ein wenig bey Seite zu gehen, behielt aber Annetten da, und sagte dem Fremden, daß ihr Mädgen nur wenig italienisch verstände, und daß sie ihn ersuchte, sich in dieser Sprache auszudrücken. — Er sagte mit einem tiefen Seufzer: „Sie sind mir nicht fremd, Madame, obgleich ich das Unglück habe, Ihnen unbekannt zu seyn. Mein Nahme ist Dupont; ich bin ein Franzose, aus Gasconien, Ihrem Geburtslande, und habe Sie lange bewundert — warum soll ich es verhehlen — habe Sie lange geliebt. „Er hielt einen Augenblick inne. Meine Familie ist Ihnen wahrscheinlich nicht unbekannt, wir wohnten nur wenige Meilen von la Vallée und ich habe zuweilen

das Glück gehabt Sie auf ihren Besuchen in der Nachbarschaft zu sehn. Ich will Sie nicht mit der Wiederhohlung beleidigen, welchen Eindruck Sie auf mich machten; wie gerne ich in den Gegenden ging, die Sie zu besuchen pflegten; wie oft ich in Ihrem Fischerhäuschen verweilte, und den Umstand betrauerte, der mich damahls abhielt, meine Liebe zu erklären. Ich will nicht erzählen, wie ich der Versuchung unterlag, und mich eines Schatzes bemächtigte, der mir unaussprechlich werth war — ein Schatz, den ich vor wenigen Tagen Ihrem Bothen mit ganz andren Erwartungen als meine jetzigen, anvertraute. Ich schweige von allen diesen Dingen, denn ich weiß, daß sie mir nichts helfen können — lassen Sie mich nur um Ihre Vergebung und um das Gemählde flehen, das ich so unbesonnen zurückgab. Mein Verbrechen ist meine Strafe gewesen, denn das Gemählde, welches ich entwandte, hat nur beygetragen, eine Leidenschaft zu nähren, welche die Qual meines Lebens ausmachen wird."

Emilie unterbrach ihn. „Ich überlasse es Ihrer eignen Rechtschaffenheit, mein Herr, zu bestimmen, ob ich nach dem, was Sie von Hrn. Valancourt gehört haben, Ihnen das Gemählde zurück geben darf. Ich denke, Sie werden eingestehen, das dieß nicht Großmuth, ja, erlauben Sie mir hinzuzusetzen, daß es Ungerechtigkeit gegen mich selbst seyn würde. Ihre gute Meinung von mir, muß mir schmeichelhaft seyn, aber — das Mißverständniß dieses Abends macht es unnöthig mehr hinzuzusetzen. —

„Ja wohl Madame; — ach ja wohl! sagte der Fremde — und fuhr nach einer langen Pau-

se fort. — Erlauben Sie mir wenigstens, Ihnen meine Uneigennützigkeit zu beweisen, da ich Ihnen meine Liebe nicht beweisen darf. Würdigen Sie mich, meine Dienste anzunehmen. Aber ach! was für Dienste kann ich Ihnen anbiethen! ein Gefangner, ein Leidender wie Sie! Aber so theuer mir auch meine Freyheit ist, möchte ich doch nicht halb die Gefahren darum wagen, denen ich gerne entgegen gehn will, um Sie aus diesem Abgrunde des Lasters zu befreyen. Nehmen Sie die dargebothnen Dienste eines Freundes an; verweigern Sie mir nicht die Befriedigung, wenigstens versucht zu haben, Ihren Dank zu verdienen.

„Sie verdienen ihn schon jetzt, sagte Emilie. Der Wunsch verdient meinen wärmsten Dank. Aber verzeihen Sie mir, daß ich Sie an die Gefahr erinnere, die mit der Verlängerung dieses Gespräches für Sie selbst verbunden ist. Ihre freundschaftlichen Bemühungen mögen gelingen oder nicht, so wird mir doch der Gedanke ein großer Trost seyn, daß ich einen Landsmann habe, der mich so großmüthig beschützen wollte. —

Nach diesen Worten hörte Emilie ein Geräusch auf ihrem Zimmer und sah die Thür der Wendeltreppe offen und einen Mann hereindringen. „Ich will dich lehren sie zu unterdrücken, rief der Fremde, indem er in den Gang trat und einen Dolch zog, womit er nach du Pont zielte. Dieser war unbewaffnet, er bog sich zurück um dem Stoß auszuweichen, und sprang dann auf Verazzi zu, (denn dieser war es) dem er den Dolch aus der Hand wand. Während sie mit einander rangen, lief Emilie, der Annette folgte, weiter in den Gang, um Ludovico zu rufen;

allein er war die Treppe heruntergegangen, und indem sie, unschlüssig was sie thun sollte, weiter ging, erinnerte ein Geräusch, das aus dem Saal zu kommen schien, sie an ihre Gefahr. Sie ließ Annetten weiter gehn, und kehrte nach der Stelle zurück, wo dû Pont und Verazzi noch um den Sieg kämpften. Des erstern Rache war zugleich ihre eigene, allein auch ohne diese Rücksicht, würde sein Betragen sie für ihn interessirt haben, wenn sie auch nicht Verazzi gehaßt und gefürchtet hätte. Sie warf sich auf einen Stuhl und beschwur die Kämpfenden, keine weitere Gewalt zu gebrauchen, bis endlich dû Pont den Verazzi auf die Erde warf, wo er von der Heftigkeit seines Falls betäubt, liegen blieb. Sie bath nun dû Pont sich aus dem Zimmer zu retten, ehe Montoni oder seine Partey heran käme; allein er weigerte sich, sie unbeschützt zu lassen, und während Emilie, mehr für ihn, als für sich selbst besorgt, fortfuhr ihn zu bitten, hörten sie jemand die geheime Wendeltreppe herauf kommen.

„O Sie sind verloren, rief sie, das sind Montonis Leute! — dû Pont antwortete nicht, sondern unterstützte Emilien, während er mit festem Blick die Erscheinung der Kommenden erwartete, aber im nächsten Augenblick kam Ludovico ganz allein zum Vorschein. Er sah sich schnell im Zimmer um. — Folgen Sie mir, sagte er, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist; wir haben keinen Augenblick zu verlieren.

Emilie fragte, was geschehen wäre, und wohin sie gehn sollte.

„Ich kann mich jetzt unmöglich mit der Erzählung aufhalten" Signora, erwiederte Ludovico, fliehn Sie! fliehn Sie!

Sie folgte ihm, von Herrn du Pont begleitet, die Treppe herunter, längs einem gewölbten Gange, als ihr plötzlich Annette einfiel. „Sie erwartet uns unten, Signora, sagte Ludovico, beynahe athemlos vor Eile: die Thore waren den Augenblick offen, weil eben eine Partey von den Bergen herab kam, allein ich fürchte, sie werden wieder zugemacht seyn, ehe wir sie erreichen. Durch diese Thüre Signora, sagte er, indem er die Lampe niedrig hielt. —

Emilie folgte ihm, noch heftiger zitternd, als zuvor, da sie jetzt gehört hatte, daß ihre Flucht aus dem Schlosse von dem gegenwärtigen Augenblicke abhinge. Dupont unterstützte sie und suchte ihr Muth einzusprechen.

„Leise, Signora, sagte Ludovico, diese Gänge hallen durchs ganze Schloß wieder."

„Nehmen sie sich in Acht mit dem Licht, sagte Emilie, Sie gehn so schnell, daß der Wind es auslöschen wird."

Ludovico öffnete nun eine andere Thüre, wo sie Annette fanden, und sie stiegen nun zusammen ein paar Stuffen herab in einen Gang, der, wie Ludovico sagte, ringsum den innern Schloßhof in den äussern führte. So wie sie weiter kamen, wurde Emilie durch einen verwornen Lärm beunruhigt, der aus dem innern Hofe zu kommen schien. „Nicht doch; Signora, sagte Ludovico, unsre einzige Hoffnung ruht auf diesen Lärm, während daß Signors Leute mit den neu angekommenen Menschen beschäftigt sind, können wir vielleicht unbemerkt durchs Thor kommen. Aber still, fuhr er fort, als sie sich der kleinen Thüre näherten, die in den äussern Hof führte, wenn Sie einen Augenblick hier verweilen wollen, so

werde ich zusehn, ob das Thor offen und der Weg sicher ist. Löschen Sie doch das Licht aus, Signor, wenn sie mich reden hören, sagte er zu Düpont, dem er die Lampe hingab, und halten Sie sich ganz still."

Er ging leise auf den Hof, und sie warteten ängstlich an der Thüre. Keine Stimme ließ sich in dem Hofe hören, wo er ging, obgleich viele Stimmen aus dem innern Hofe erschallten. Wir werden bald jenseits der Mauern seyn, sagte Düpont leise zu Emilien; halten Sie sich nur noch ein Weilchen Madame, es wird alles gut gehn."

Bald aber hörten Sie Ludovico laut sprechen, und noch eine andere Stimme mit ihm. Düpont löschte auf der Stelle die Lampe aus. „Ach es ist zu spät, rief Emilie, was wird aus uns werden!" Sie horchten weiter, und wurden gewahr, daß Ludovico mit einer Schildwache sprach; Emiliens Hündchen, das ihr nachgelaufen war, hörte auch die Stimmen, und fing an zu bellen. Der Hund wird uns verrathen, sagte Düpont, ich will ihn halten. — Ich fürchte er hat uns schon verrathen, erwiederte Emilie. Düpont nahm ihn dennoch, sie merkten wiederum auf, was aussen vorging, und hörten Ludovico sagen: „Ich will indessen das Thor bewachen!"

„Warte nur noch eine Minute, erwiederte die Schildwache, so kannst du die Mühe ersparen: die Pferde werden nur dort herum nach den Ställen aussen gebracht, und dann werden die Thore zugemacht und ich kann von meinem Posten gehn." Die kleine Mühe macht mir nichts aus Kamerade, sagte Ludovico, du wirst mir ein andresmahl wieder einen Gefallen thun. Geh,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357/phys_0132
DFG

geh und hohle den Wein, die Schurken werden ihn sonst aussaufen.

Der Soldat besann sich und rief den Leuten im zweyten Hofe laut zu, warum sie die Pferde nicht schickten, damit die Thore könnten zugemacht werden: allein sie waren zu sehr beschäftigt, um auf ihn zu achten, wenn sie ihn auch gehört hätten.

„Ja, ja, sagte Ludovico, die verstehn das Ding besser — sie theilen den Wein unter sich, wenn du warten willst, bis die Pferde herauskommen, so kannst du nur warten bis der Wein getrunken ist. Ich habe mein Theil schon gehabt, aber da du dich so wenig darum bekümmerst, so will ich gehn, und deines dazu trinken."

„Halt! halt! nicht so geschwind, rief der Soldat, so warte denn einen Augenblick, ich werde gleich wieder da seyn."

Der Soldat gab ihm das Gewehr und lief in den Hof — Ludovico eilte nach der Thür, wo Emilie war. Sie folgte ihm ohne Verzug ans Thor, und er bemächtigte sich zweyer Pferde, die aus dem innern Hofe herbey gekommen waren, um ein dürftiges Futter von dem Grase zu suchen, das zwischen der Mauer hervorwuchs.

Sie kamen ungehindert durch die Schreckenspforten und nahmen den Weg, der zwischen dem Walde herabführte, Emilie, Herr Dupont und Annette zu Fuß und Ludovico auf dem einen Pferde, während er das andre am Zaume führte. So bald sie zusammen traffen, wurden Emilie und Annette hinter ihre zwey Beschützer aufs Pferd gehoben, Ludovico führte den Weg an, und sie sprengten so schnell davon, als die aufgerissene Strasse und das schwache Mondlicht es zuließ.

Emilie war durch diese plötzliche Abreise in solches Erstaunen gesetzt, daß sie kaum wußte, ob sie wachte; sie zweifelte noch immer, ob sie davon kommen würden; denn ehe sie noch den Wald verließen, hörten sie rufen und sahen Lichter flattern. Dupont peitschte sein Pferd, und brachte es mit Mühe zum schnellern Laufen.

Er gab seinem Pferde einen Hieb; sie sprengten im vollen Galloppe davon, und als sie wieder zurücksahen, waren die Lichter so ferne, daß man sie kaum unterscheiden konnte, und die Stimmen waren ganz in Stille versunken. Sie mäßigten nun ihren Schritt, und gingen über ihren Weg zu Rathe. Es wurde ausgemacht, daß sie nach Toscanien gehn und das Mittelländische Meer zu erreichen suchen wollten, wo sie sich leicht nach Frankreich einschiffen könnten.

Sie befanden sich nun auf dem Wege, den Emilie mit Ugo und Bertrand gemacht hatte; aber Ludovico war der einzige unter ihnen, der mit der Gegend bekannt war. Er sagte, daß ein kleiner Nebenweg sie mit weniger Beschwerden nach Toscanien bringen würde, und daß sie nur wenig Meilen bis zu einer kleinen Stadt hätten, wo sie sich mit den nothwendigen Bedürfnissen zur Reise versehn könnten.

Sie ritten nun langsam und in tiefen Schweigen; denn sie waren kaum von dem Erstaunen wieder zu sich gekommen, worin dieses plötzliche Entkommen sie versetzt hatte. Emilie dachte mit Hoffnung an Valancourt und an Frankreich, und würde mit Freuden daran gedacht haben, wenn nicht die ersten Begebenheiten dieses Abends ihre Lebensgeister zu sehr niedergedrückt hätten, um ihr jetzt ein so lebhaftes Gefühl zu-

zulassen. Indessen war sie allein der einzige Gegenstand von Düponts schwermüthigen Nachsinnen; doch mischte sich in seine Traurigkeit ein süßes Bewußtseyn ihrer Gegenwart, ungeachtet sie kein Wort zusammen sprachen.

Auf solche Art mit ihren verschiedenen Gedanken beschäftigt, ritten sie über eine Stunde stillschweigend fort; nur von Zeit zu Zeit that Düpont einige Fragen wegen des Weges, oder Annette machte eine Bemerkung über Gegenstände, die sie nur undeutlich in der Dämmerung sahen. Endlich sahen sie Lichter an der Seite eines Berges, und Ludovico zweifelte nicht, daß sie aus dem Städtchen kämen; seine Gefährten, durch diese Versicherung beruhigt, versanken wieder in Stillschweigen. Annette war die erste, die es unterbrach. Heiliger St. Peter! rief sie, wo sollen wir Geld zur Reise bekommen. Ich und mein Fräulein haben keinen Schilling, Dank sey es der Sorgfalt des Signors.

Diese Bemerkung verursachte eine ernsthafte Überlegung, und eine eben so ernstliche Verlegenheit. Düpont war beynahe alles Geldes beraubt worden, als man ihn gefangen nahm, und das übrige hatte er der Schildwache gegeben, die ihn aus dem Gefängnisse ließ. Ludovico, dem es seit einiger Zeit schwer wurde, seinen Lohn zu bekommen, hatte kaum so viel, um die Zeche in der nächsten Stadt zu bezahlen.

Es blieb ihnen indessen nichts anders übrig, als weiter zu reisen, und dem Glücke zu vertrauen. Sie verfolgten ihren Weg durch e nsame Wildnisse und dunkle Thäler, wo das überhängende Laub bald das Mondlicht zuließ, bald versteckte. Diese Wildnisse schienen kaum von ei-

nes Menschen Fuß betreten zu seyn. Selbst der Weg, den sie ritten, schien dieser Vermuthung kaum zu widersprechen; das hohe Gras und andere Gewächse zeigten, wie selten der Schritt eines Reisenden hierher verirrte.

Endlich hörten sie in der Ferne das schwache Geläut einer Schäferglocke; bald darauf blöckten Heerden, und sie wußten nun, daß sie nahe bey einer menschlichen Wohnung waren.

Das Morgenlicht, das nun im Horizonte schimmerte, zeigte ihnen schwach in einiger Entfernung am Abhange eines Hügels, der unter den geöffneten Augenliedern des Morgens hervorzublicken schien, die gesuchte Stadt, welche sie bald erreichten. Nicht ohne Mühe fanden sie ein Haus, das ihnen Obdach für sich und ihre Pferde geben konnte; und Emilie wünschte, daß sie nicht länger verweilen möchten, als nöthig war, um auszuruhen. Ihr Aufzug erregte einige Verwunderung; sie war ohne Hut: denn sie hatte in der Eile nur ihren Schleyer übergeworfen. Sie bedauerte nun doppelt den Mangel des Geldes, ohne welches es unmöglich war, sich dieses nothwendige Stück des Anzugs zu verschaffen.

Ludovico fand bey näherer Untersuchung, daß seine Börse nicht einmahl für den Augenblick zureichte. Düpont wagte endlich, sich dem Wirthe, dessen Gesicht offen und ehrlich war, offenherzig anzuvertrauen. Er unterrichtete ihn von ihrer Lage, und bath, daß er ihnen zur Fortsetzung ihrer Reise behülflich seyn möchte. Als der Wirth hörte, daß sie aus Montonis Gefangenschaft entwischt waren, den er zu hassen nur zu viel Ursache hatte, war er sehr bereit, ihnen zu will-

willfahren. Allein er konnte nichts weiter thun, als ihnen frische Pferde bis zur nächsten Stadt geben, da er selbst zu arm war, um ihnen Geld vorzuschießen, und sie beklagten aufs neue ihre Armuth, als Ludovico, der seine müden Pferde unter einen Schoppen geführt hatte, ganz ausgelassen für Freude herein trat. Beym Absatteln des einen Pferdes hatte er einen kleinen Mantelsack gefunden, der ohne Zweifel die Beute eines von den Condottieri enthielt, die der Besitzer unter den Sattel versteckt hatte, ohne beym Zechen seines Weins darauf zu achten, daß ihm das Thier auf den andern Hof lief.

Beym Überzählen des Geldes fand Düpont, daß es mehr als hinreichend war, sie alle nach Frankreich zu bringen, wohin er Emilien zu begleiten beschloß; denn so viel Vertrauen er auch in Ludovicos Rechtschaffenheit setzte, konnte er doch den Gedanken nicht ertragen, ihm allein die Sorge für ihre Reise zu überlassen; — vielleicht hatte er auch nicht Entschlossenheit genug, sich das gefährliche Vergnügen, um sie zu seyn, zu versagen.

Sie gingen nun zu Rathe, nach welchem Seehafen sie ihren Weg richten sollten, und Ludovico, der am besten in der Geographie des Landes bewandert war, sagte, daß Livorno der nächste bedeutende Hafen wäre. Düpont wußte, daß kein Hafen in ganz Italien besser für ihre Absicht seyn könnte, weil von dortaus beständig Schiffe von allen Nationen auslaufen; und es wurde also beschlossen, sich dahin zu begeben.

Emilie kaufte sich einen kleinen Strohhut, nach Art der Bäurinnen von Toscanien, und einige andre nothwendige Bedürfnisse für die Rei-

se; sie tauschten ihre müden Pferde mit andern um, und traten ihren fröhlichen Weg an. In der Ferne von Osten, sah Emilie Florenz, dessen Thürme im glänzenden Horizonte emporstiegen; nach Westen öffnete sich das Thal in die Gewässer des Mittelländischen Meers, das man in der weiten Ferne und durch eine bläulichte Linie, die sich am Horizonte zeigte, und durch den leichten Dunst, der nun eben den obern Äther färbte, erkannte.

Mit vollem Herzen begrüßte Emilie die Wellen, die sie nach ihrem Vaterlande zurück tragen sollten; doch war der Gedanke daran mit einem gewissen Schmerze begleitet; sie hatte dort keine Heimath mehr, die sie aufnehmen, keine Verwandte, die sie bewillkommen konnten; sie ging, gleich einer verlaßnen Pilgrinn, über den traurigen Ort zu weinen, wo er, der ihr Vater war, begraben lag. Auch konnte es ihr Gemüth nicht erheitern, wenn sie bedachte, wie lange es noch dauern würde, bis sie Valancourt sähe, der mit seinem Regimente in einer entfernten Gegend von Frankreich stand, und daß sie nur mit ihm zusammenkommen würde, um Montonis gelungene Niederträchtigkeit zu bedauern; doch machte sie schon der Gedanke glücklich, wieder in einem Lande mit Valancourt zu seyn, hätt' sie auch gewußt, daß sie ihn nie wieder sehn würde.

Die drückende Mittagshitze nöthigten die Reisenden, sich nach einem schattigten Platze umzusehen, wo sie einige Stunden ruhen könnten; die Gebüsche, die einen Überfluß an milden Trauben, Himbeeren und Feigen hatten, versprachen ihnen Erfrischungen genug. Der Weg führte

bald in ein Wäldchen, dessen dickes Laub die Sonnenstrahlen gänzlich ausschloß, und wo eine aus dem Felsen springende Quelle der Luft Kühlung gab. Nachdem sie abgestiegen waren, und die Pferde ins Gras geführt hatten, liefen Annette und Ludovico ins Gebüsch, um Früchte zu pflücken, und kamen bald mit einer reichlichen Ladung zurück. Die Reisenden setzten sich unter dem Schatten einer Fichte auf dem Rasen nieder, der von Wohlgerüchen duftete, und verzehrten ihre kleine Mahlzeit.

Emilie und Dupont wurden nach und nach still und nachdenkend; Annette aber war ganz Freude und Gesprächigkeit, und Ludovico war froh, ohne die ehrerbiethige Entfernung, die er seiner Gesellschaft schuldig war, zu vergessen. Nach geendigter Mahlzeit bath Dupont Emilien, die schwülen Stunden zu verschlafen; auch ihren beyden Leuten rieth er dasselbe an und sagte, er wolle indessen wachen; Ludovico aber wünschte ihm die Mühe zu ersparen, und Emilie und Annette, von der Reise ermüdet, versuchten zu ruhen, während er Wache stand.

Als Emilie, durch den Schlummer erfrischt, erwachte, fand sie die Schildwache auf dem Posten eingeschlafen, und Dupont wachend, aber in tiefsinnige Schwermuth versunken. Da die Sonne noch zu hoch stand, um weiter zu reisen, und da auch Ludovico, nach aller Beschwerde und Ermüdung, des Schlafs bedurfte, so ergriff Emilie diese Gelegenheit, den Dupont zu fragen, durch welchen Zufall er Montonis Gefangner geworden sey. Erfreut, daß sie ihm diese Theilnahme bewies, und daß er dadurch Gele-

genheit erhielt, von sich selbst zu sprechen, befriedigte er ihre Neugier auf der Stelle.

„Ich kam im Dienste meines Landes nach Italien. Unsre Partey wurde bey einem kleinen Scharmützel zwischen den Bergen mit Montonis Leuten in Unordnung gebracht, und ich mit einigen meiner Gefährten gefangen genommen. Als ich erfuhr wessen Gefangener ich war, fiel mir der Nahme Montoni auf; ich erinnerte mich, daß Madame Chevon, Ihre Tante, einen Italiener dieses Nahmens geheirathet hatte, und daß Sie mit nach Italien gegangen waren. Doch erfuhr ich erst einige Zeit nachher mit Gewißheit, daß dieses der nähmliche Montoni war, und daß Sie, Madame, sich unter einem Dache mit mir befanden. Ich will Sie nicht durch die Beschreibung betrüben, was ich bey dieser Entdeckung empfand. Ein Soldat theilte sie mir mit, den ich soweit für mich gewonnen hatte, daß er mir manche Freyheiten verstattete, worunter eine sehr wichtig für mich, und etwas gefährlich für ihn selbst war. Nur weigerte er sich durchaus, einen Brief, oder nur eine Nachricht von mir an Sie zu bringen; denn er fürchtete, entdeckt zu werden, und Montonis Rache auf sich zu ziehn. Doch setzte er mich in Stand, Sie mehr als einmahl zu sehn. Sie scheinen sich darüber zu verwundern, Madame; aber ich werde mich Ihnen erklären. Meine Gesundheit und Lebensgeister litten ausnehmend durch den Mangel an Luft und Bewegung, und ich erhielt endlich so viel von dem Mitleiden oder Geitz dieses Menschen, daß er mir Mittel verschaffte, auf der Terasse spatzieren zu gehn."

Emilie horchte jetzt mit sehr ängstlicher Aufmerksamkeit auf Düponts Erzählung und er fuhr fort.

„Er wußte wohl, daß er keine Flucht aus dem Schlosse von mir zu befürchten hatte, das streng bewacht wurde, und dessen nächste Terasse über einem steilen Felsen hing: er zeigte mir auch, fuhr Dupont fort, eine verborgne Thüre in der Wand des Zimmers, wo ich eingesperrt war, die in einem in der dicken Mauer eingehauenen Gang führte, der sich weit durch das Schloß zog, und einen Ausgang in einen dunkeln Winkel des östlichen Walles hatte. Ich habe nachdem erfahren, daß viele solche Gänge in den ungeheuren Mauren dieses Gebäudes angebracht sind, die ohne Zweifel dazu dienen sollen, in Kriegszeiten die Flucht zu erleichtern. Durch diesen Gang schlich ich mich oft im Dunkeln der Nacht auf die Terasse, wo ich mit äußerster Behutsamkeit ging, um nicht meine Schritte der weiter entfernt stehenden Schildwache zu verrathen. Auf einer von diesen mitternächtlichen Wanderungen sah ich Licht in einem Fenster, unmittelbar über der Thüre meines Gefängnisses. Es fiel mir ein, daß Sie in diesem Zimmer seyn könnten, und ich stellte mich in der Hoffnung Sie zu sehn, Ihrem Fenster gegen über.

Emilie erinnerte sich an die Gestalt, die vormahls auf der Terasse erschienen war, und ihr soviel Unruhe gemacht hatte. Sie waren also derjenige Herr Dupont, rief sie, welcher mir soviel Angst verursachte? Meine Lebensgeister waren damahl so geschwächt durch langes Leiden, daß sie durch jede Berührung ausser Fassung gebracht wurden.

Es dauerte einige Zeit, fuhr Düpont fort, ehe ich Gelegenheit bekam, wieder heraus zu gehen, denn ich konnte mein Gefängniß nur verlassen, wenn mein Vertrauter die Wache hatte, doch erfuhr ich aus einigen Fragen, daß Ihr Zimmer wirklich über den meinigen war. — Ich sah Sie ohne daß ich wagte zu sprechen. Ich winkte mit der Hand und Sie verschwanden plötzlich — jetzt vergaß ich meine Behutsamkeit; ich brach in Klagen aus und Sie erschienen wieder. Sie sprachen; ich hörte den wohlbekannten Laut Ihrer Stimme, und in dem Augenblick würde meine Vorsicht mich wieder verlassen haben, wenn ich nicht zu gleicher Zeit den Schritt eines Soldaten gehört hatte. Ich flog, aber er wurde mich gewahr und kam so dicht hinter mir her, daß ich mich einer seltsamen List bedienen mußte, um mich zu retten. Ich kannte den Aberglauben dieser Leute und stieß ein seltsames Geschrey aus in der Hoffnung, daß mein Verfolger es für etwas übernatürliches halten und mir nicht weiter nachsetzen würde. Zu gutem Glück gelang es mir, der Mann war wie es schien, Anfällen von Schwachheit unterworfen, und sein Schrecken zog ihm eine Ohnmacht zu, während welcher ich entwischte. Die Gefahr, der ich entgangen war und die verdoppelte Wachsamkeit der Soldaten hielt mich nachher ab, auf die Terasse zu gehen; allein in der Stille der Nacht bediente ich mich oft einer alten Laute, die mir ein Soldat verschaffte, und begleitete sie mit meiner Stimme; zuweilen, ich will es nur gestehn, in der Hoffnung, von Ihnen gehört zu werden; allein erst vor wenigen Abenden wurde diese Hoffnung belohnt. Ich glaubte eine Stimme im Winde mich

rufen zu hören, doch fürchtete ich zu antworten, um nicht von der Wache an der Thüre gehört zu werden. Hatte ich recht in meiner Vermuthung Madame? Waren Sie es, die sprachen? —

„Ja, sagte Emilie, mit einem unwillkürlichen Seufzer, Sie hatten ganz recht!“ —

Dupont merkte, daß diese Frage eine schmerzhafte Erinnerung in ihr erregte, und veränderte das Gespräch. — Bey meinen Wanderungen durch die unterirrdischen Gänge, sagte er, hörte ich einmahl eine sehr sonderbare Unterhaltung. Montoni und seine Gefährten schienen in einem Zimmer zu seyn, das nur eine sehr dünne Wand hatte, die noch dazu an einigen Stellen verfallen war, und ich konnte deutlich hören, was sie sagten. Montoni erzählte die seltsame Geschichte der Signora, seiner Vorgängerinn im Schlosse. Er erwähnte allerdings einige sehr sonderbare Umstände, sein Gewissen mag entscheiden, ob sie sich wirklich so verhalten. Sie haben gewiß Madame, die Gerüchte gehört, die er von dem geheimnißvollen Verschwinden dieses Frauenzimmers auszubreiten gesucht hat. „Allerdings habe ich davon gehört, erwiederte Emilie, allein Sie scheinen daran zu zweifeln.“

„Ich habe immer daran gezweifelt, versetzte Dupont, allein einige Umstände, deren Montoni erwähnte, dienten sehr zur Bestärkung meines Verdachts. Ich wurde beynahe überzeugt, daß er ein Mörder sey — ich zitterte für sie, und zwar um so mehr, da ich die Gäste Ihres Nahmens auf eine Art erwähnen hörte, die ihrer Ruhe drohte. Da ich wußte, daß die ruchlosten Menschen oft am abergläubigsten sind, versucht ich, ob ich nicht ihr Gewissen rühren, und sie von

der Begehung des Verbrechens, das ich fürchtete, zurückschrecken könnte. Ich hörte genau auf Montoni und bey den auffallendsten Stellen seiner Geschichte stimmte ich ein, und wiederhohlte mit verstellter dumpfer Stimme seine Worte.

Aber fürchteten Sie nicht entdeckt zu werden? sagte Emilie. „Nein, ich wußte, daß Montoni mich nicht in das Zimmer, welches auf den geheimen Gang stieß, würde gesperrt haben, wenn er von diesem Gange gewußt hätte. Die Gesellschaft schien eine Zeitlang nicht auf meine Stimme zu achten, gerieth aber endlich in solche Unruhe, daß sie das Zimmer verließ — ein anders Mahl habe ich — o Gott, mit welcher unaussprechlichen Bewegung! Sie selbst in einem Gespräch mit Montoni belauscht. O Fräulein! wie fühlte ich da meine Ohnmacht, keine andere Waffen für Sie gebrauchen zu können!"

Herr Dupont und Emilie sprachen noch lange von Montoni, von Frankreich und von dem Plan ihrer Reise. Emilie sagte ihm, daß sie die Absicht hätte, sich in ein Kloster in Languedoc zu begeben, wo sie vormahls mit vieler Güte behandelt worden sey, um von dort aus an ihren Vetter Hrn. Quesnell zu schreiben, und ihm von ihrer Aufführung Nachricht zu ertheilen. Sie wollte dort bleiben, bis sie wieder im Besitz von La Vallée wäre, wohin sie zurückkehren zu können hoffte: denn Dupont sagte ihr, daß die Güter, um welche Montoni sie zu betrügen gesucht hätte, nicht ganz verloren wären, und wünschte ihr aufs neue Glück zu ihrer Flucht von Montoni, der ohne Zweifel willens gewesen war, sie auf Zeitlebens fest zu halten.

Sie plauderten fort, bis die Sonne im Westen unterging, Düpont weckte Ludovico auf und sie begaben sich wieder auf die Reise.

Sie ließen sich bey Mondenlicht in einer Fähre über den Arno setzen und hörten, daß Pisa nur einige Meilen den Fluß herunter läge: sie wünschten nun in einem Boote dahin zu gehen, weil es aber unmöglich war, sich eines zu verschaffen, so mußten sie sich mit ihren müden Pferden auf den Weg machen. So wie sie der Stadt näher kamen, erweiterte sich das Thal in eine große Ebene, mit Weinbergen, Korn, Oliven und Maulbeerwäldchen geschmückt: allein es war spät, ehe sie die Thore erreichten. Emilie hörte mit Verwunderung geschäftige Tritte und die Töne musikalischer Instrumente; sie sah die Strassen voll lebhafter Gruppen und dünkte sich beynahe wieder in Venedig zu seyn. — Damahls erinnerte sie Düpont, daß er vielleicht dort ein Schiff, daß nach Frankreich ginge, treffen und sich den Weg nach Livorno ersparen könnte. Allein alles Nachfragen war vergebens, und sie mußten ihrem alten Plane getreu bleiben. Sie legten sich nach der Ermüdung des Tages frühzeitig zur Ruhe und standen den andern Morgen bey guter Zeit auf, ohne sich dabey zu verweilen, die berühmten Alterthümer des Orts, oder das Wunderwerk seines hängenden Thurms in Augenschein zu nehmen. Ihr Weg führte sie in den kühlern Stunden durch ein reitzendes Land, reich von Wein, Korn und Öhl. Die Appenninnen nicht länger schreckhaft oder groß, senkten sich hier in die Schönheit einer waldigten und ländlichen Gegend herab, Emilie sah indem sie herab ritten,

mit Entzücken auf Livorno und seinen geräumigen Hafen hin, der mit Schiffen angefüllt, und mit diesen schönen Hügeln gekrönet war.

Herr Düpont eilte gleich nach ihrer Ankunft nach dem Hafen, wo er von verschiedenen französischen Schiffen hörte; eines sollte in wenig Tagen nach Marseille absegeln, von wo sie sich leicht ein andres Schiff verschaffen konnten, um über den Schlund von Lyon nach Narbonne zu gehen, an dessen Küste nur wenige Meilen von der Stadt entfernt, das Kloster lag, wohin Emilie sich zurück zu ziehen wünschte. Er beredete sogleich mit dem Kapitain die Überfahrt nach Marseille, und Emilie hatte die Freude zu hören, daß ihre Reise nach Frankreich ausgemacht war. Ihre Seele war nun von der Angst vor Verfolgung befreyt, und die angenehme Hoffnung, ihr Vaterland wieder zu sehen, das Land, welches Valancourt einschloß, gab ihr einen Grad von Heiterkeit, wie sie seit dem Tode ihres Vaters kaum geschmecket hatte. Düpont erfuhr ebenfalls zu Livorno, das sein Regiment nach Frankreich eingeschifft sey; eine Nachricht, die ihn sehr freute, denn er konnte nun ohne sich Vorwürfe zu machen, oder die Mißbilligung seines Commendanten zu fürchten, Emilien dahin begleiten. Er untersagte sich in diesen Tagen aufs strengste sie durch eine Erwähnung seiner Leidenschaft zu belästigen und obgleich sie ihn nicht liebte, konnte sie ihm doch ihre Achtung und ihr Mitleid nicht versagen. Er suchte sie mit den schönen Gegenden um die Stadt zu unterhalten, und sie gingen oft am See-Ufer und an den lebhaften Hafen spazieren, wo Emilie sich mit der Ankunft und

dem Abgange der Schiffe amüsirte, an der Freude der Ankommenden Theil nahm, und oft eine sympathetische Thräne des Kummers mit den Scheidenden weinte.

Zehntes Kapitel.

Wir kehren nun wieder nach Languedoc und zu dem Grafen von Villefort zurück, dem das Gut des Marquis de Villeroi, in der Nähe des St. Claren Klosters zufiel. Man wird sich erinnern, daß dieses Schloß unbewohnt war, als St. Aubert mit seiner Tochter in die Gegend kam, und daß der erste in große Bewegung gerieth sich so nahe bey Chateau le Blanc zu sehen, ein Ort, von welchem nachher der gute alte la Voisin einige Winke fallen ließ, die Emiliens Neugier in Bewegung setzten.

Im Jahre 1584, zu dessen Anfange St. Aubert starb, gelangte Franz Beauveau, Graf de Villefort zum Besitz des Gebäudes und der großen Güter von Chateau le Blanc in der Provinz Languedoc am Ufer des Mittelländischen Meeres. Dieses Gut, welches seit einigen Jahrhunderten seiner Familie zugehört hatte, fiel jetzt beym Absterben seines Vetters, des Marquis von Villeroi, auf ihn. Der Marquis war ein Mann von strengen Sitten und zurückhaltendem Wesen, und diese Eigenschaften sowohl als sein Posten, der ihn oft ins Feld rief, hatten alle Vertraulichkeit mit seinem Vetter, dem Grafen von Villefort ver-

hindert. Sie hatten sich mehrere Jahre lang wenig gesehn und der Graf erhielt die erste Nachricht von seinem Absterben zugleich mit den Instrumenten, die ihn in den Besitz von Chateau le Blanc setzten; allein er wollte erst das Jahr darauf dieses Schloß besuchen, und den Sommer daselbst zubringen. Die Gegenden um Chateau le Blanc drangen oft mit den erhöhten Farben, welche eine warme Einbildungskraft den Eindrücken jugendlicher Freuden gibt, vor seine Erinnerung: er hatte vor vielen Jahren, noch zu Lebzeiten der Marquise und in dem Alter, wo die Seele den Eindrücken von Freude und Fröhlichkeit ganz empfänglich ist, diesen Ort besucht.

Das Schloß war viele Jahre lang vom verstorbenen Marquis ganz verlassen und nur von einem alten Verwalter und seiner Frau bewohnt worden, die es sehr in Verfall gerathen ließen. Es unter seiner Aufsicht wieder ausbessern zu lassen, war eine Hauptsache, warum der Graf die Sommermonathe in Languedoc zubrachte, und weder die Vorstellungen, noch die Thränen der Gräfinn, denn bey dringenden Veranlassungen konnte sie weinen, waren im Stande, seinen Entschluß zu erschüttern. Sie machte sich also gefaßt, dem Befehle, den sie nicht hintertreiben konnte, zu gehorchen und die fröhlichen Gesellschaften von Paris, wo ihre Schönheit allgemein anerkannt wurde, und den Beyfall erhielt, worauf ihr Verstand nur schwache Ansprüche geben konnte, mit dem dunkeln Kanapee der Wälder, der einsamen Größe der Berge, dem Feyerlichen gothischer Hallen und langer Gänge, auf welchen nur der einsame Fußtritt eines Bedienten, oder der abgemessene Klang der großen Glocke wie-

derhallte, zu vertauschen. Sie suchte diese traurige Aussichten durch den Gedanken an die fröhliche Weinlese in den Weinbergen von Languedoc, wovon sie so viel hatte erzählen hören, zu erheitern; aber ach! auch dort bewegten sich keine leichten Sylphengestalten nach der fröhlichen Melodie Pariser Tänze und der Anblick eines plumpen Bauerfestes konnte einem Herzen wenig Vergnügen machen, in welchem selbst die Gefühle gewöhnlicher Menschenliebe längst unter dem Verderben des Luxus erstickt waren.

Der Graf hatte einen Sohn und eine Tochter, Kinder erster Ehe, die er nach dem südlichen Frankreich mitzunehmen dachte. Heinrich, ein Jüngling von zwanzig Jahren, stand in französischen Diensten, und Blanka, die noch nicht achtzehn Jahre alt war, mußte bisher in einem Kloster leben, wohin sie gleich nach ihres Vater zweyter Heirath gebracht wurde. Die gegenwärtige Gräfinn, die weder Talente noch Neigung besaß, der Erziehung Ihrer Schwiegertochter vorzustehn hattte zu diesem Schritte gerathen, und die Furcht vor ihrer höhern Schönheit machte, daß sie seitdem alles anwandte, um den Zeitpunct von Blankas Entfernung zu verlängern: es gereichte ihr daher zu großer Kränkung, daß der Graf auch hierin ihr wiedersprach. Doch tröstete sie sich einigermaßen mit dem Gedanken, daß die Schatten des Landes der Gräfinn Blanka Schönheit wenigstens auf eine Zeitlang vor dem Auge des Publicums verbergen würden.

Blankas Herz schlug hoch vor Entzücken bey der Aussicht von Neuheit und Freyheit, die vor ihr lag. Ihre Ungeduld stieg, so wie die Zeit ihrer Abreise näher kam, und die letzte Nacht, in

der sie alle Glockenschläge zählte, schien ihr die längste, die sie jemahls erlebt hatte. Endlich dämmerte das Morgenlicht; die Frühglocke ertönte; sie hörte die Nonnen aus ihren Cellen herab kommen, und sprang von einem schlaflosen Kissen auf, um den Tag zu begrüßen, der sie aus dem strengen Kloster hinaus in eine Welt einführen sollte, wo sie sich die Freude immer lächelnd, die Güte immer gesegnet dachte, wo mit einem Worte nichts als Freude und Wohlwollen regierte. — So wie sie die Glocke am großen Thore ziehn und gleich darauf Wagenräder rasseln hörte, sprang sie mit klopfendem Herzen an ihr Fenster; und als sie ihres Vaters Wagen im Hofe stehn sah, tanzte sie mit lustigen Schritten durch die Gallerie hin ins Sprachzimmer, wo die Äbtissinn sie erwartete. Die Gräfinn erschien ihr jetzt als ein Engel, der sie zur Glückseligkeit führen sollte. Die Gefühle aber, womit diese sie ansah, stimmten nicht mit den ihrigen überein. Noch nie hatte Blanka ihr so liebenswürdig geschienen, als in diesem Augenblicke, wo ihr Gesicht, von einem Lächeln der Freude beseelt, in der Schönheit glücklicher Unschuld strahlte.

Nach einem kurzen Gespräche von wenig Minuten mit der Äbtissinn, stand die Gräfinn auf, um fortzugehn. Dieß war der Augenblick, den Blanka so begierig erwartet hatte; der Gipfel, von welchem sie herab sah auf das Feenland der Glückseligkeit, und alle seine Zaubereyen überschaute — konnte es also wohl ein Augenblick der Thränen seyn? Und doch war er es. Sie wandte sich mit verändertem und niedergeschlagnem Gesichte zu ihren jungen Gefährtinnen, die weinend gekom-

men waren, ihr Lebewohl zu sagen. Selbst von der Äbtissinn, so stattlich und feyerlich sie auch war, nahm sie mit einer Beklemmung Abschied, die sie nur eine Stunde zuvor unmöglich geglaubt hätte zu fühlen. Wir fühlen immer ein gewisses Widerstreben, selbst von unangenehmen Gegenständen zu scheiden, wenn wir wissen, daß es auf immer ist. — Sie küßte die armen Nonnen, und folgte der Gräfinn mit Thränen von dem Orte, den sie nur mit Lächeln zu verlassen geglaubt hatte.

Bald aber fesselte die Gegenwart ihres Vaters, und die Mannigfaltigkeit von Gegenständen unterwegens, ihre Aufmerksamkeit, und zerstreute den Schatten, den ein zärtlicher Kummer auf ihre Lebensgeister geworfen hatte. Unaufmerksam auf ein Gespräch zwischen der Gräfinn und ihrer Freundinn, Mademoiselle Bearn, saß Blanka in holden Träumereyen versunken, den Wolken nach, die still über die blaue Fläche hinschwammen, jetzt die Sonne verschleyerten, und ihre Schatten längst der fernen Gegend hinstreckend, all' ihren Glanz verhüllten. Die Reise gewährte Blanken unaussprechliches Entzücken; neue Scenen der Natur traten jeden Augenblick vor ihre Augen, und ihre Fantasie wurde mit lebhaften schönen Bildern bereichert.

Am Abende des siebenten Tags erreichten die Reisenden Chateau le Blanc, dessen romantisch schöne Lage Blanken bezauberte. „Welch ein trauriger Ort! rief hingegen die Gräfinn, als der Wagen in die tiefern Schatten des Waldes vor dem Eingange ins Schloß drang. Sie werden doch unmöglich die Absicht haben, Graf,

den ganzen Sommer in diesem wüsten Aufenthalte zuzubringen!"

„Die Dauer meines Aufenthalts wird von Umständen abhängen, Madam! erwiederte der Graf. Dieser wüste Ort wurde von meinen Vorfahren bewohnt."

Der Wagen hielt jetzt vor dem Schlosse, an dessen Thüre der alte Verwalter und die Pariser Bedienten erschienen, die vorausgeschickt waren, um alles zum Empfange ihrer Herrschaft zu bereiten. Lady Blanka sah nun, daß das Haus nicht ganz in gothischem Style gebaut war, sondern daß es Zusätze von neuerer Zeit hatte. Der dunkle große Saal, den sie jetzt betrat, war indessen ganz gothisch, und die reichen Tappeten an der Wand stellten Scenen aus der alten, romantischen Vorzeit dar. Gerne hätte Blanka die schöne Aussicht aus den Fenstern recht lange genossen; allein die Gräfinn, der alles, was sie sah, zuwider war, und die sich nach Ruhe und Erfrischungen sehnte, eilte weiter in ein großes Zimmer, dessen mit Cederholz getäfelte Wände, spitze Fenster und mit dunkeln Cypressen eingelegte Decke eine Dunkelheit gaben, welche der hellgrüne, mit verblichnem Golde befranf'te Sammet der Stühle und Sophas ehemahls zu beleben bestimmt gewesen schien.

Der Graf ging mit seinem Sohne, um sich weiter im Schloße umzusehn; Blanka aber mußte zu ihrem Leidwesen bleiben, und Zeuginn des Unmuths und der übeln Laune ihrer Stiefmutter seyn. Kaum aber hatte die Gräfinn sich mit Mademoiselle Bearn in ihr Schlafzimmer begeben, so eilte Blanka in ein offnes Portico von

leich-

leichter, zierlicher Bauart, das mit weißen Marmor gepflastert und von Pfeilern getragen ward, die in hohen Schwebbogen aufstiegen. Der Mond ging eben über der See auf, und enthüllte allmählig die Schönheiten der Anhöhe, auf welcher sie stand.

„Ich habe in dieser prächtigen Welt so lange gelebt, sagte sie, und nie bis jetzt, einen solchen Anblick gesehn, nie dieses Entzücken erfahren! Jedes Bauermädchen auf meines Vaters Gütern hat von Kindheit auf das Antlitz der Natur gesehn, während ich in einem Kloster von dem Anschaun dieser schönen Gegenstände ausgeschlossen blieb, die bestimmt waren, alle Augen zu bezaubern, alle Herzen zu erwecken. Wie können die armen Mönche und Nonnen die volle Gluth der Andacht fühlen, wenn sie nie die Sonne auf- oder untergehn sahn? Bis diesen Abend wußte ich nicht, was wahre Andacht ist; denn nie sah ich die Sonne unter die weite Erde sinken. Morgen will ich, zum ersten Mahle in meinem Leben, sie aufgehn sehn."

Die alte Dorothee rief sie zum Abendessen ab, bey welcher der Graf wenig sprach, und mit seinen Gedanken abwesend zu seyn schien. Er bemerkte nur, daß der Ort sehr verändert wäre, seit er ihn nicht gesehn.

„Konnte diese Gegend jemahls lieblicher seyn als jetzt?" sagte Blanka. — Der Graf sah sie mit schmerzhaften Lächeln an: „Einst sah ich sie mit mit eben solchem Entzücken als du, erwiederte er. Die Landschaft ist noch dieselbe; aber mich hat die Zeit verändert. Die Illusion, welche das Colorit der Natur belebte, schwindet schnell dahin! Wenn du lebst, meine liebe Blan-

ka, um nach vielen Jahren diesen Ort einmahl wieder zu besuchen, so wirst du dich vielleicht an die Empfindungen deines Vaters erinnern, und sie verstehn.

Blanka schwieg, durch diese Worte gerächet; sie blickte voraus auf den Zeitpunct, dessen der Graf erwähnte, und bey dem Gedanken, daß er dann wahrscheinlich nicht mehr seyn würde, fühlten sich ihre Augen mit Thränen. Sie reichte ihrem Vater die Hand; er lächelte zärtlich, und trat an ein Fenster, um seine Bewegung zu verhehlen.

Eilftes Kapitel.

Am andern Morgen erwachte Blanka lange nach der Stunde, auf die sie sich so sehr gefreut hatte. Doch vergaß sie ihren Verdruß sogleich, als sie das Fenster öffnete, und auf einer Seite die weite See mit ihren hinschwebenden Seegeln und glänzenden Rudern in den Morgenstrahlen schimmern sah.

Sie fand die kleine Gesellschaft bereits im Frühstückzimmer versammelt. Die Heiterkeit eines hellen Sonnenscheins hatte die traurigen Schatten des Tiefsinns aus des Grafen Seele vertrieben; ein freundliches Lächeln schwebte auf seinem Gesichte, und er sprach aufmunternd mit Blanken, deren Herz die Töne zurück gab. Die schöne Natur schien ihren Einfluß auf Alle zu verbreiten. Selbst die Gräfinn ließ sich herab,

die Höflichkeiten ihres Gemahls mit Gefälligkeit anzunehmen.

Bald nach dem Frühstücke zerstreute sich die Gesellschaft; der Graf ging mit seinem Verwalter ins Arbeitszimmer, um Rechnungen durchzusehn; Heinrich eilte ans Ufer, um ein Boot zu besehn, mit dem sie Abends eine kleine Fahrt machen wollten; und die Gräfinn begab sich mit Mademoiselle Bearn in ein Zimmer im neuern Flügel des Schlosses, welches mit äußerster Eleganz aufgeputzt war. Die Fenster stießen auf die See, und ersparten ihr den Anblick der Pyrenäen, die ihr abscheulich schienen.

Gräfinn Blanka eilte indeß, in den milden Waldspaziergängen ums Schloß, ihrer neuen Begeisterung nachzuhängen; unter den Schatten des Waldes verwandelte sich ihre fröhliche Laune allmählig in beschauliches Nachsinnen. Jetzt ging sie mit feyerlichen Schritten unter der Dunkelheit dicht verflochtner Zweige hin, wo noch der frische Thau auf jeder Blume schimmerte, die aus dem Grase hervorsah; dann hüpfte sie mit leichten Schritten über einen Pfad, auf welchen die Sonnenstrahlen fielen, und das zitternde Laub beleuchteten — wo das zarte Grün der Buche, des Acacien und Eichenbaums sich mit dem dunkeln Ceder, Cypresse und Fichte mischten.

Die Gesellschaft kam, in der besten Laune, des Mittags zusammen, die Gräfinn ausgenommen, deren leere Seele von der Langenweile des Müssiggangs überwältigt, sie weder selbst glücklich seyn, noch zur Glückseligkeit Andrer beytragen ließ.

Blankas Fröhlichkeit verschwand, als sie den Rand der See erreichten. Sie sah mit Ängstlichkeit die unermäßliche Wasserfläche an, die in der Ferne nur ihr Entzücken und Erstaunen erregte; und es bedurfte eines raschen Entschlusses, ehe sie ihre Furcht so weit überwand, ihrem Vater in das Boot zu folgen.

Wenn sie schweigend den weiten Horizont übersah, der sich rings um den fernen Rand des Oceans neigte, so unterdrückte eine Regung des erhabensten Entzückens das Gefühl persönlicher Gefahr.

In einiger Entfernung im Walde stand ein Pavillon, der ehemals der Sitz geselliger Fröhlichkeit gewesen war, aber noch immer ein Aufenthalt romantischer Schönheit blieb. Der Graf hatte Coffee und andere Erfrischungen dahin bringen lassen, und die kleine Schiffparthie steuerte jetzt darauf zu, indem sie den Krümmungen des Ufers um manches waldigte Vorgebürg folgte, während die traurigen Töne der Hörner und andrer Blasinstrumente, die von dem Gefolge in einem fernen Boote gespielt wurden, zwischen den Klippen wiederhallten und auf den Wellen starben. Blanka hatte nun ihre Furcht besiegt; eine entzückende Ruhe verbreitete sich über ihre Seele und machte sie stumm: sie fühlte sich zu glücklich, um selbst als Vergleich mit ihrer jetzigen Wonne an das Kloster oder an ihr vergangnes Leiden zu denken.

Auch die Gräfinn fühlte sich weniger unglücklich, als sie sich noch seit dem Augenblick ihrer Abreise aus Paris gefühlt hatte: ihre Seele war jetzt unter einer Art von Zwang; sie fürchtete ihrer verkehrten Laune nachzuhängen und

wünschte sogar, des Grafen gute Meinung wieder zu gewinnen. Er sah mit gemäßigtem Vergnügen und mit wohlwollender Zufriedenheit seine Familie und die umliegende Scene an, während sein Sohn allen Frohsinn der Jugend zeigte, neue Freuden vorausahndete, und die verschwundnen vergaß.

Der Pavillon war so gut als es in der kurzen Zeit möglich war, zur Aufnahme der Gäste bereitet; allein die verblichnen Farben der gemahlten Wände und Decke, und die beschädigte Stickerey der einst prächtigen Möbeln, zeigten, wie lange er vernachläßigt und dem Einfluß der Jahrszeiten überlassen geblieben war. Während die Gesellschaft eine Collation von Coffee und Früchten verzehrte, unterbrachen die Hörner, die im Walde gespielt wurden, wo ein Echo ihre melancholischen Töne versüßte und verlängerte, die Stille der Scene. Dieser Ort schien selbst der Gräfinn Bewunderung zu erregen, oder vielleicht war es nur um des Vergnügens willen, Möbeln und Verzierungen auszudenken, daß sie so lange bey der Nothwendigkeit, ihn auszubessern und auszuschmücken verweilte. Der Graf, der sich nie glücklicher fühlte, als wenn er ihre Seele mit natürlichen und einfachen Gegenständen beschäftigt sah, stimmte in alle Vorschläge bereitwillig ein. Die Mahlerey an den Wänden und an der Decke sollte nur aufgefrischt, die Sophas und Stühle mit hellgrünem Damast überzogen werden; marmorne Statüen von Waldnymphen, mit Körbchen voll lebendiger Blumen auf den Köpfen sollten den leeren Raum zwischen den Fenstern ausfüllen, die bis auf den Fußboden heruntergingen und in jedem Theile des acht-

eckigten Zimmers die mannifaltige Landschaft zuließen.

Erst nach einigen Stunden schifften sie sich wieder ein, und der schöne Abend reizte sie, ihre Fahrt zu verlängern. Eine tiefe Stille war auf das leichte Lüftgen gefolgt das sie hierher getrieben hätte, und die Leute griffen zu ihren Rudern.

Jetzt erblickten sie über die dunkeln Wälder hin einige hohe Thürme, in den Glanz der erlöschenden Strahlen getaucht, und bald darauf hörten sie in der Ferne einen Chor von Stimmen anschwellen.

Was für Stimmen schallen dort durch die Luft, sagte der Graf, indem er sich umher sah. „Es schien mir eine Vesperhymne zu seyn, erwiederte Blanka, die ich oft in meinem Kloster gehört habe."

„Wir sind also nahe bey dem Kloster, erwiederte der Graf. Das Boot lenkte um eine hohe Bucht und das St. Clarenkloster trat am Rande der See hervor, wo die plötzlich sinkenden Klippen einen kleinen Meerbusen bildeten, der beynahe von Wäldern umgeben war, und nur einzelne Theile des Gebäudes sehen ließ. Der Graf ließ das Boot anhalten. Die Mönche sangen eben die Abendvesper, und verschiedne weibliche Stimmen mischten sich in die Melodie, die allmählig sanft aufstieg, bis der hohe Discant und der tiefere Choral in volle und feyerliche Harmonie aufschwollen. Blanka seufzte; Thränen zitterten in ihren Augen und ihre Gedanken schienen mit den Tönen zum Himmel empor zu steigen. Während eine Stille des Entzückens im Boote herrschte kam ein Zug von Mönchen und nachher von weiß verschleyerten Nonnen aus dem Kloster

hervor, und schwebte unter dem Schatten der Wälder hin nach dem Hauptflügel des Gebäudes.

Die Gräfinn unterbrach zuerst das Schweigen.

„Diese traurigen Hymnen und Mönche machen einen ganz melancholisch, sagte sie; die Dämmerung bricht ein; lassen Sie uns zurückkehren ehe es dunkel wird."

Der Graf sah sich um und merkte, daß die Abenddämmerung durch einen herannahenden Sturm beschleunigt war. Im Osten zog sich ein Gewitter zusammen; eine Dunkelheit kam heran und stach gegen den Glanz der untergehenden Sonne ab. Die schreyenden Seevögel schwirrten in schnellen Kreisen auf der Oberfläche der See, und tauchten ihre leichten Schwingen in die Wellen, als sie hinweg flogen, um Zuflucht zu suchen. Die Ruderknechte schlugen hart mit den Rudern, allein der Donner, der jetzt in der Ferne grunzte, und die schweren Tropfen, die auf das Wasser herabträufelten, bestimmten den Grafen, zurück zu fahren und Zuflucht im Kloster zu suchen.

Sobald sie das Boot ans Land gebracht hatten, schickte der Graf einen Bedienten ins Kloster um sich anmelden zu lassen. Sie wurden von der Äbtissinn sehr höflich empfangen und blieben bis das Gewitter ganz vorüber war. Der Abend war still und schön; es war die erste Mondlichtsfahrt, welche Blanka machte, und war ihr unangenehm, sich früher als sie glaubte, wieder im Schlosse zu sehn.

Die Gräfinn, die mehr Ermüdung vorgab, als sie wirklich fühlte, begab sich auf ihr Zimmer, und der Graf ging mit Heinrich und seiner Tochter in den Saal, wo sie noch nicht lange ge-

wesen waren, als der Sturm sich von neuem aufmachte. Sie hörten bald darauf einige Schüsse fallen welche der Graf für ein Nothzeichen irgend eines Fahrzeugs hielt. Er ging an ein Fenster, daß auf die See stieß, allein sie lag in tiefer Dunkelheit und das laute Heulen des zurückgekehrten Sturms verschlang aufs neue jeden andern Laut. Blanka erinnerte sich an eine Barke, die sie in der Ferne gesehn hatte, und trat mit zitternder Angst zu ihrem Vater. Nach wenig Augenblicken hörten sie aufs neue einen Schuß auf dem Winde herbeygetragen und eben so schnell wieder verweht: ein schrecklicher Donnerschlag folgte, und in dem Blitz, der vorherging und über der ganzen Fläche des Wassers zu zittern schien, sahen sie ein Fahrzeug in einiger Entfernung vom Ufer zwischen dem weissen Schaume der Wellen kämpfen. Blanka hing sich mit Blicken voll Schreckens und Mitleids an ihres Vaters Arm. Sein Herz bedurfte keines Antriebs; er sah mit theilnehmender Betrübniß auf die See hin, und fand, daß es unmöglich war, ein Boot zur Hülfe zu schicken. Doch befahl er seinen Leuten, Fackeln auf die Klippen zu tragen, die dem Schiffe zu einer Art von Leuchte dienen oder wenigstens vor den Felsenklippen warnen könnten. Heinrich ging mit, um anzuordnen, wo die Lichter erscheinen sollten; Blanka aber blieb mit ihrem Vater am Fenster, und fing von Zeit zu Zeit einen Schimmer vom Schiffe auf. Bald sah sie mit neu auflebender Hoffnung die Fackeln in der Schwärze der Nacht flammen und einen rothen Schimmer auf die tobenden Wellen werfen. So oft ein neuer Schuß fiel, wurden die Fackeln hoch in die Luft geschwenkt, als beantworteten sie das

Signal und das Schießen wurde sogleich verdoppelt; ohngeachtet der Wind den Ton hinweg trug, glaubte sie doch bey dem Schein der Fackeln das Fahrzeug dem Ufer näher zu sehen.

Jetzt sah man des Grafen Bedienten ab und zu vom Felsen laufen; einige wagten sich beynahe auf die Spitze der Klippen und reichten ihre an langen Stangen befestigten Fackeln hinaus, während andre den steilen, gefährlichen Pfad bis zum Rande der See hinab stiegen und laut den Matrosen zuriefen, deren helles Pfeifen und schwache Stimmen sich von Zeit zu Zeit mit dem Sturme mischten. Ein plötzliches Geschrey von den Leuten auf den Felsen trieb Blankens Angst aufs höchste; allein ihre Ungewißheit wegen des Schicksals der Seefahrer, hatte bald ein Ende, als Heinrich athemlos ins Zimmer stürzte, und meldete, daß das Schiff vor Anker gegangen aber so sehr beschädigt sey, daß man fürchtete es würde von einander bersten, ehe die Passagier sich ausschiffen könnten. Der Graf gab sogleich Befehl, daß seine Boote helfen sollten, sie ans Ufer zu bringen, und daß alle Unglücklichen, die im nächsten Dorfe nicht unterkommen könnten, im Schlosse aufgenommen werden sollten. Unter diesen letzten befanden sich Emilie St. Aubert, Herr Dupont, Ludovico und Annette, die sich zu Livorno eingeschifft, Marseille erreicht hatten und über den Schlund von Lyon gehn wollten, als dieser Sturm sie überraschte. Der Graf nahm sie mit der ihm eignen Güte auf, und ohngeachtet Emilie sogleich nach dem St. Claren Kloster zu gehn wünschte, wollte er ihr nicht erlauben, das Schloß diese Nacht zu verlassen; in der That würden auch die Angst und Ermüdung, die sie ausgestanden

hatten, ihr kaum zugelassen haben, weiter zu gehn.

Der Graf erkannte in Herrn Düpont einen alten Bekannten, und wünschte sich Glück, ihn bey sich zu sehn; auch Emilie wurde unter ihrem Nahmen der Familie des Grafen vorgestellt, dessen gastfreyes Wohlwohlen die kleine Verlegenheit, die ihre Lage verursachte, bald zerstreute. Sie setzten sich zum Abendessen nieder, und Blankens ungekünstelte Guthmüthigkeit, die lebhafte Freude, welche sie über die Rettung der Fremden äusserte, heiterte Emilien allmählig auf, und Düpont, von seiner Angst um sie und um sich selbst befreyt, fühlte den ganzen Abstand zwischen seiner eignen Lage auf einem dunkeln stürmischen Meere und seiner gegenwärtigen in einem heitern Zimmer, wo er Überfluß, Eleganz und Lächeln des Willkommens um sich sah.

Emilie zog sich bald zurück, um die Ruhe zu suchen, deren sie so sehr bedurfte, aber ihr Kopfkissen verweigerte ihr lange den Schlaf. Zu viele Erinnerungen erwachten bey dieser Rückkehr in ihr Vaterland; alles was sie erfahren, was sie gelitten hatte, seit sie es verließ, trat in langer Folge vor ihre Fantasie, und wurde nur durch Valancourts Bild vertrieben. Es machte ihr unaussprechliche Freude sich nach so langer Trennung noch einmahl in demselben Lande mit ihm zu wissen, dann aber stiegen Furcht und Besorgniß in ihr auf, wenn sie bedachte, wie lange Zeit verstrichen war, seit sie nichts von ihm gehört hatte, und was sich indessen alles konnte zugetragen haben! Allein der Gedanke, daß Valancourt nicht mehr, oder wenigstens für sie nicht mehr lebte, war ihr so schrecklich, daß sie kaum

bey der Möglichkeit verweilen konnte. Sie beschloß, ihn den folgenden Tag von ihrer Ankunft in Frankreich zu benachrichtigen, und die Hoffnung, bald zu erfahren, daß er noch unverändert in seiner Zärtlichkeit sey, wiegte sie endlich in Schlaf.

Zwölftes Kapitel.

Die Gräfinn Blanka war so sehr von Emilien eingenommen, daß sie ihren Vater ersuchte, sie zu bitten, noch eine Zeitlang im Schloße zu bleiben, ehe sie ihren Aufenthalt im Kloster nähme. „Sie wissen, liebster Vater, wie glücklich mich eine solche Gesellschaft machen würde! ich habe gar keine Freundinn um mich, mit der ich spatzieren gehn oder lesen könnte; denn Mademoiselle Bearn hält sich nur zu der Mamma.“

Der Graf lächelte über die jugendliche Einfalt, womit sich seine Tochter den ersten Eindrücken überließ; doch freuete er sich im Stillen über das wohlwollende Herz, das sich so leicht in Vertraulichkeit gegen eine Fremde ergießen konnte. Er hatte Emilien aufmerksam beobachtet, und so sehr viel Gefallen an ihr gefunden, als es nur nach einer so kurzen Bekanntschaft möglich war; doch war er so behuthsam in der Wahl einer Freundinn für seine Tochter, daß er sich vornahm, die Äbtissinn im St. Claren Kloster zu besuchen, und nur dann, wenn ihre Nachricht von Emilien mit seinem Wunsche übereinstimmte,

sie einzuladen, eine Weile auf seinem Schlosse zu bleiben.

Emilie war noch zu ermüdet, um den folgenden Morgen beym Frühstücke zu erscheinen; Herr Düpont aber war gegenwärtig, und wurde vom Grafen gebethen, als ein Bekannter und Sohn eines alten Freundes, seinen Aufenthalt im Schlosse zu verlängern. Düpont nahm diese Einladung willig an, weil er dadurch noch länger in Emiliens Nähe blieb; denn ob er gleich keine Hoffnung zu nähren wagte, daß sie jemahls seine Liebe erwiedern würde, hatte er doch für den Augenblick nicht Stärke genug, sie zu besiegen.

Als Emilie sich etwas wieder erhohlt hatte, wanderte sie mit ihrer neuen Freundinn in der Gegend umher, und gerieth dabey in solches Entzücken, als Blanka im Wohlwollen ihres Herzens es gewünscht hatte. Nur schien es Emilien zu ihrer Befremdung, als wenn sie schon ehemahls einige dieser Gegenstände gesehen hätte. Sie erinnerte sich an die Gefilde und Wälder, mit dem funkelnden Bache, durch die sie eines Abends bald nach dem Tode ihres Vaters auf ihrem Wege nach der Hütte gekommen war, und erkannte nun dieses Schloß für das nähmliche, welches sie damahls vermieden, und wovon er einige merkwürdige Winke fallen ließ.

Durch diese Entdeckung mehr betroffen, als sie sich selbst erklären konnte, sann sie einige Zeit stillschweigend nach, und erinnerte sich der Bewegung, welche ihr Vater verrieth, als er sich so nahe bey diesem Gebäude sah, und einiger andern Umstände, die ihr jetzt sehr merkwürdig waren. Auch die Musik, welche sie hier gehört hatte, und wovon La Voisin eine sonderbare

Nachricht gab, fiel ihr ein, und sie wünschte zu wissen, ob sie sich noch hören ließe, und ob der Spieler noch nicht entdeckt sey.

Sie befragte bey ihrer Zuhausekunft die alte Dorothee, mit der sie schon den Abend vorher geplaudert hatte, und hörte, daß die Musik allerdings noch oft zu hören sey, daß man aber den Musikus nie entdeckt hätte. „Hat man denn nie nachgefragt?" fragte Emilie. „Ach gnädiges Fräulein! nachgeforscht genug, aber wer kann einem Geiste nachspüren?"

Emilie lächelte, während Blanka sich neugierig erkundigte; doch fühlte sie sich im Stillen geneigt, mehr an das Wunderbare zu glauben, als sie zu gestehen wagte. Eben jetzt fiel ihr der Anblick in einem Zimmer zu Udolpho, und durch eine seltsame Ideenverbindung auch die beunruhigenden Worte ein, die sie zufällig in den Papieren las, die sie auf Befehl ihres Vaters verbrannt hatte.

„Diese junge Dame, fuhr Dorothee fort, erinnert mich immer an die verstorbene Marquise; sie sah eben so blühend aus, und hatte gerade dieses Lächeln. Die arme Dame, wie sie froh und lustig war, als sie zuerst ins Schloß kam!"

„Und war sie es nachher nicht mehr?" fragte Blanka. Dorothee schüttelte den Kopf, und sah traurig vor sich hin. „Ach! sagte sie nach einer Weile, ich sehe sie noch auf dem Todtenbette vor mir, ich sehe ihren Blick, und erinnere mich da alles, was sie sagte — es war ein schrecklicher Auftritt!"

Und warum war er so schrecklich? fragte Emilie mit Bewegung.

„Ach, liebes Fräulein! ist nicht der Tod immer schrecklich?" — erwiederte Dorothee.

Blanka that noch einige Fragen, die Dorothee unbeantwortet ließ: Emilie sah, daß ihr Thränen in den Augen standen, und suchte ihre Aufmerksamkeit auf etwas anders zu ziehen. Sie sahe den Grafen mit der Gräfinn und Herrn Dupont im Garten, und sie gingen sogleich zu ihnen hinunter.

Sobald der Graf Emilien sah, kam er ihr entgegen, und stellte sie auf eine so freundliche Art der Gräfinn vor, daß sie sich lebhaft an ihren verstorbenen Vater erinnerte. Sie fühlte mehr Dankbarkeit gegen ihn, als Verlegenheit gegen die Gräfinn, die sie indessen mit einem einnehmenden Lächeln empfing, das ihre Launen ihr zuweilen anzunehmen erlaubten, und das jetzt die Folge eines Gespräches schien, welches der Graf über Emilien mit ihr geführt hatte. Was auch der Inhalt gewesen seyn, oder was bey seinem Besuche bey der Äbtissinn vorgefallen seyn mochte, so waren doch Achtung und Wohlwollen in seinem ganzen Betragen gegen Emilien sichtlich, und sie fühlte die süße Empfindung, die aus dem Bewußtseyn entsteht, den Beyfall der Guten zu besitzen.

Ehe sie noch ihre Danksagung für die genossene Gastfreyheit zu Ende bringen und ihren Vorsatz, ohne weitern Aufschub ins Kloster zu gehn, äußern konnte, unterbrach sie der Graf durch die Bitte, ihren Aufenthalt bey ihm zu verlängern. Auch die Gräfinn stimmte so angelegentlich ein, daß sie, ungeachtet ihres Wunsches, ihre alten Freundinnen im Kloster wieder zu sehn, und noch einmahl über ihres Vaters

Grab zu weinen, sichs gefallen ließ, einige Tage im Schlosse zu verweilen.

Doch schrieb sie nun unverzüglich an die Abtissinn, meldete ihr ihre Ankunft zu Languedoc, und ihren Wunsch, als Kostgängerinn im Kloster aufgenommen zu werden. Auch schrieb sie an Herrn Quesnel und an Valancourt, die sie bloß von ihrer Ankunft in Frankreich benachrichtigte; da sie nicht wußte, an welchem Orte der letzte stand, addressirte sie ihren Brief nach seines Bruders Gute in Gasconien.

Gegen Abend gingen Gräfinn Blanka und Herr Dupont mit Emilien nach La Voisins Hütte, der sie sich jetzt mit einem traurigen Vergnügen näherte; denn die Zeit hatte ihren Schmerz um St. Auberts Verlust gesänftigt, wenn sie ihn gleich nicht vernichten konnte, und sie hing mit süßer Melancholie den Erinnerungen nach, welche diese Scene zurück rief. La Voisin lebte noch, und schien so, wie vormahls, den ruhigen Abend eines untadelhaften Lebens zu genießen. Er saß vor der Thüre seiner Hütte, und wartete einige seiner Großkinder, die auf dem Grase vor ihm spielten. Er erkannte Emilien sogleich, und freute sich sehr, sie zu sehen, so wie sie sich freute, zu hören, daß er seit ihrer Abreise niemand von den Seinigen verloren hatte.

Sie getraute sich nicht, das Zimmer, wo St. Aubert gestorben war, zu besuchen, und verließ, nach einem Gespräche von einer halben Stunde mit La Voisin und seiner Familie, die Hütte wieder.

Sie bemerkte in diesen ersten Tagen ihres Aufenthalts zu Chateau Le Blanc oftmahls mit stiller Rührung die stumme aber tiefe Melan-

cholie, die den Düpont zu Zeiten überfiel. Sie bemitleidete die Selbsttäuschung, die seinen Willen zur Abreise entwaffnete, und beschloß, sich zurück zu ziehen, sobald ihre Achtung für den Grafen und die Gräfinn Villefort es zulassen würde. Die Niedergeschlagenheit seines Freundes beunruhigte auch bald den Grafen, und Düpont vertraute ihm endlich das Geheimniß seiner hoffnungslosen Liebe; der Graf konnte ihm nur sein Mitleiden schenken, ob er sich gleich im Stillen vornahm, seiner Bewerbung das Wort zu reden, sobald sich eine Gelegenheit darbiethen würde. Da er Düponts mißliche Lage fühlte, so widersprach er seiner Äußerung, Chateau Le Blanc den folgenden Tag zu verlassen; nur schwach lud er ihn, aber dringend ein, ihn auf längere Zeit zu besuchen, sobald er mit Sicherheit für seine Ruhe zurückkehren könnte. Emilie, die ihm ihre Achtung nicht versagen konnte, trennte sich nicht ohne zärtlichen Regungen von Dankbarkeit und Mitleid von ihm, und er nahm mit einem so sprechenden Ausdrucke von Liebe und Schmerz auf seinem Gesichte von ihr Abschied, daß der Graf sich nur noch wärmer für ihn interessirt fühlte.

Nach wenig Tagen verließ auch Emilie das Schloß; doch mußte sie vorher dem Grafen und der Gräfinn versprechen, ihren Besuch bald zu wiederhohlen. Die Äbtissinn empfing sie mit mütterlicher Zärtlichkeit, und die Nonnen kamen ihr mit allen Beweisen der Achtung und Zuneigung entgegen.

Einige Zeit nach ihrer Ankunft im Kloster erhielt sie eine Antwort von Herrn Quesnel. Er schrieb kalt und steif, wie sie erwartete, äußerte weder Bedauern mit ihren gehabten Unfällen,

noch

noch Vergnügen über ihre Rettung. Auch unterließ er nicht, ihr einen Vorwurf über ihr Betragen gegen den Grafen Morano zu machen, den er noch immer als einen Mann von Ehre und Vermögen zu betrachten schien, und heftig auf Montoni zu schimpfen, unter dessen Superiorität er sich doch bis jetzt immer gebeugt hatte. Über Emiliens Geldangelegenheiten ließ er sich nicht weitläuftig aus. Er erwähnte nur, daß der Pachtungstermin von La Valle beynahe verflossen wäre, und setzte, ohne sie in sein Haus einzuladen, hinzu, daß ihre Lage ihr auf keine Weise erlaubte, daselbst zu wohnen, und daß er ihr wenigstens für jetzt riethe, in dem St. Claren Kloster zu bleiben.

In einer Nachschrift meldete er ihr noch, daß Herr Moteville, in dessen Hände der verstorbene St. Aubert den größten Theil seines Vermögens gelegt hatte, sich mit seinen Gläubigern abfinden, und daß Emilie mehr erhalten würde, als sie vorher erwarten konnte. Er hatte zugleich eine kleine Anweisung auf einen Kaufmann in Narbonne eingelegt.

Die Ruhe des Klosters, und die Freyheit, zwischen den Wäldern und an den Ufern dieser schönen Provinz spatzieren zu gehen, stellte nach und nach Emiliens Heiterkeit wieder her; nur als die Zeit herannahete, wo es möglich war, einen Brief von Valancourt zu erhalten, schlich sich oft eine gewisse Unruhe in ihre Seele ein.

Englisches Seminar Universität Rostock

Dreyzehntes Kapitel.

Gräfinn Blanka vermißte indessen schmerzlich die Gesellschaft ihrer neuen Freundinn, mit der sie gerne ihre Empfindung über die Schönheiten um sie her getheilt hätte. Sie hatte jetzt niemand dem sie sich öffnen konnte, und wurde von Tage zu Tage niedergeschlagner und tiefsinniger. Der Graf, der ihre Unzufriedenheit bemerkte, gab gerne ihren Bitten nach, und erinnerte Emilien an ihren versprochenen Besuch, allein ihre Unruhe über Valancourts Stillschweigen machte sie abgeneigt vor jeder Gesellschaft, und sie würde gerne die Einladung abgelehnt haben, wenn sie nicht gefürchtet hätte, durch eine Verweigerung, von der sie keine Gründe angeben konnte, die Freunde zu beleidigen, auf deren Achtung sie einen so großen Werth setzte. Der freundschaftliche Empfang des Grafen machte ihr Muth, ihm ihre Lage wegen der Güter ihrer verstorbenen Tante anzuvertrauen, und sich seinen Rath zu erbitten. Er zweifelte nicht, daß das Recht für sie entscheiden würde, und erboth sich, in ihrem Nahmen an einen Advocaten zu Avignon zu schreiben, auf dessen Einsicht er sich verlassen konnte. Emilie nahm sein gütiges Anerbieten dankbar an, und würde sich bey der Güte und Freundschaft womit sie hier behandelt wurde, vollkommen glücklich gefühlt haben, wenn sie nur von Valancourts Wohl und unveränderter Neigung überzeugt ge-

wesen wäre. So aber wurde ihre Seele so sehr durch die Besorgniß, daß Valancourt, nicht mehr sey, oder nicht mehr für sie lebe, gequält, daß selbst Blankas Gesellschaft ihr oft unerträglich war; sie saß oft ganze Stunden in ihrem Zimmer allein, wenn die Umstände es ihr ohne Unhöflichkeit zuließen.

In einer dieser einsamen Stunden öffnete sie ein kleines Kästchen, worinn sie Valancourts Briefe nebst einigen Zeichnungen, die sie in Toscanien entworfen hatte, verwahrte. Die letztern hatten keinen Werth mehr für sie, in den Briefen aber hoffte sie mit schwermüthigen Vergnügen die Zärtlichkeit wieder zu finden, die sie so oft getröstet und die Entfernung vergessen gemacht hatte, welche sie von dem Verfasser trennte. Allein ihre Würkung war jetzt verändert; die Zärtlichkeit, welche sie ausdrückten, drang so mächtig an ihr Herz, wenn sie dachte, daß vielleicht Zeit und Abwesenheit sie ausgelöscht hätten, selbst der Anblick der Handschrift rief so viele schmerzhafte Gefühle zurück, daß sie den ersten nicht durchzulesen vermochte, und den Kopf auf dem Arme gestützt, mit Thränen in den Augen da saß, als die alte Dorothee herein kam um ihr zu sagen, daß heute eine Stunde früher als sonst würde gegessen werden. Emilie fuhr zusammen, und legte eilends die Papiere weg, als Dorothee etwas aufnahm, das herausgefallen war, und plötzlich ausrief: „Heilige Marie was ist das!" — sie fiel zitternd auf einen Stuhl nieder, ohne auf Emiliens Frage, was sie denn sähe? zu antworten. „Sie ist es selbst, rief Dorothee aufs neue, ja sie ist es selbst, gerade so sah sie auch vorher aus, ehe sie starb!"

Emilie erschrack immer mehr, und fürchtete, daß Dorothee in einen plötzlichen Wahnsinn gefallen sey; doch drang sie in sie, sich zu erklären.

„Dieses Gemählde, Fräulein, wo haben sie es gefunden? es ist meine seelige Frau!"

Sie legte das Miniaturgemählde auf den Tisch, welches Emilie unter den Papieren ihres Vaters gefunden hatte, und das sie ihn mit so zärtlichen rührenden Thränen benetzen sah. Sie erinnerte sich an sein ganzes Betragen bey dieser Gelegenheit und ihre Bewegung stieg auf einen Grad, der sie aller Kraft beraubte, die Fragen zu thun, vor deren Beantwortung sie zitterte; sie konnte nur so viel herausbringen, ob Dorothee auch gewiß sey, daß dieß Gemählde die verstorbene Marquise vorstelle.

„Ach Fräulein, wie sollte es mich sonst so erschreckt haben, gleich als ich es sah. Ach ich kenne es nur zu gut: dieß sind ihre leibhaften blauen Augen, so sanft und mild! gerade so sah sie aus, wann sie oft tiefsinnig da saß, und sich endlich Thränen über ihre Wangen schlichen: doch kam nie eine Klage über ihren Mund. Gerade dieser sanfte Blick voll stiller Ergebung brach mir das Herz und hat sie mir so unvergeßlich gemacht."

„Dorothee, sagte Emilie feyerlich, die Ursache dieses Schmerzes geht mich vielleicht näher an, als Sie glaubte, und ich bitte Sie inständigst, meine Neugierde nicht länger auf die Folter zu spannen."

Bey diesen Worten erinnerte sie sich an die Papiere, bey welchen sie das Gemählde fand, und zweifelte kaum, daß sie sich auf die Marquise bezogen hatten, und mit diesen Gedanken stieg ein

Zweifel in ihr auf, ob sie weiter nach einer Sache forschen sollte, die ihr Vater so sorgfältig zu verbergen gesucht hatte. So stark auch ihre Neugier war, mehr von der Marquise zu erfahren, würde sie ihr doch gewiß jetzt eben so gut wiederstanden haben, als ehemahls bey den Papieren, wenn sie hätte glauben können, daß solche Dinge, als Dorothee erzählen konnte, in ihres Vaters Verboth begriffen gewesen wären. Da aber das, was diese gute Alte wußte, auch mehrern Personen nicht unbekannt und nicht eigentlich Geheimniß seyn konnte, so trug sie nicht länger Bedenken, die Befriedigung ihrer Neugier zu suchen.

„Ach Fräulein, sagte Dorothee, es ist eine traurige Geschichte, die ich jetzt nicht erzählen kann, aber was sage ich, nein, ich kann sie nun und nimmermehr erzählen. Viele Jahre sind seitdem verstrichen, und ich habe nie mit jemand von der seeligen Marquise reden mögen, außer mit meinem Manne. Er lebte damahls auch in der Familie und erfuhr manche Dinge von mir, die sonst niemand wußte: ich war in ihrer letzten Krankheit immer um sie, und sah und hörte mehr, als der gnädige Herr selbst. Die liebe Heilige! wie geduldig sie war! ich dacht, ich müßte mit ihr sterben!"

„Dorothee, unterbrach sie Emilie, Sie kann sich sicher darauf verlassen, daß kein Wort von dem, was Sie mir sagen wird, über meine Lippen kommen soll. Ich wiederhohle es nochmahls, ich habe besondre Ursachen, nach dieser Sache zu fragen, und will mich aufs feyerlichste verpflichten, nie etwas davon zu äussern!"

„Dorothee sah sie einige Augenblicke stillschweigend an und sagte; Junges Fräulein! dieser Blick spricht mehr für Sie, als Worte: er ist meiner lieben seeligen Herrschaft so ähnlich, daß ich fast glauben möchte, sie vor mir zu sehn. Wenn sie ihre Tochter wären, so könnte Sie mich nicht lebhafter an sie erinnern. Allein das Essen wird aufgetragen seyn, wollen Sie nicht lieber heruntergehn?"

„Wenn Sie mir erst versprochen haben wird, meine Bitte zu gewähren."

„Aber sollten Sie mir nicht von Rechtswegen erst sagen, wie dieses Gemählde in ihre Hände kam, und warum Ihnen diese Sache so sehr am Herzen liegt?"

„Nein Dorothee, erwiederte Emilie ernsthaft, ich habe auch besondere Ursachen, über diese Dinge ein Stillschweigen zu beobachten, wenigstens bis ich mehr weiß; überhaupt kann ich nicht versprechen, daß ich mich je darüber auslassen werde. Vertraue sie auf meine Ehre, und lasse sie dieses den einzigen Bewegungsgrund seyn, meine Bitte zu erfüllen.

„Nun dann Fräulein, erwiederte Dorothee nach einer langen Pause, während welcher sie Emilien starr ansah, Sie bestehn so sehr darauf, und dieß Gemählde und Ihr Gesicht läßt mich glauben, daß Sie Ursach dazu haben — ich will Ihnen trauen und Ihnen Dinge erzählen, die ausser meinen Mann, noch niemand von mir erfahren hat, obgleich viele Leute dergleichen geargwöhnt haben. Ich will Ihnen die Umstände von meiner seeligen Frauen Tode so wohl als auch etwas von meinem eignen Verdacht sagen;

allein erst müssen Sie mir bey allen Heiligen versprechen. —

Emilie unterbrach sie, und versprach ihr feyerlich, niemahls etwas von dem, was sie ihr anvertraute, ohne ihre Einwilligung zu entdecken.

Aber da wird schon zur Tafel geblasen, sagte Dorothee, ich muß gehn.

„Wenn werde ich sie wieder sehn? fragte Emilie."

„Es möchte die Leute neugierig machen, wenn ich am Tage so oft zu Ihnen käme, ich will es also lieber versparren bis auf die Nacht, wenn alles zu Bette ist."

„Gut erwiederte Emilie, vergesse Sie also nicht, heute Nacht!"

„Ach, ich werde es gewiß nicht vergessen, gnädiges Fräulein, nur fürchte ich, daß ich diese Nacht nicht werde kommen können, weil wir die Weinlese feyern, und es lange dauern wird, bis die Leute sich zur Ruhe begeben."

Emilie eilte nun ins Speisezimmer, wo der Graf sie mit der Höflichkeit empfing, die von wahrer Würde unzertrennlich ist, wozu die Gräfinn aber sich selten herabließ, ohngeachtet ihr Betragen gegen Emilien eine Ausnahme von ihrem gewöhnlichen machte.

Gegen Abend ging der Graf mit seiner ganzen Familie, die Gräfinn und Mademoiselle Bearn, welche solche gemeine Vergnügungen verachteten ausgenommen, in den Wald, um dem Feste der Landleute zuzusehn. Der Schauplatz war in einem Thale, wo die sich öffnenden Bäume einen Kreis um den Rasen bildeten; zwischen ihren Zweigen hiengen Weinreben mit reifen Trauben in bunten Kränzen, und unter ihrem

Schatten standen Tische, mit Früchten, Käse, Wein und anderer ländlichen Kost. — Für den Grafen und seine Familie waren Sitze angebracht und in einiger Entfernung standen Bänke für die ältern Bauern: allein wenige von ihnen konnten sich enthalten, dem fröhlichen Tanze beyzutreten, der bald nach Sonnenuntergang anhub, mehrere von sechzig Jahren trippelten eben so munter und leicht als die von sechzehn.

Heinrich bath um Emiliens Hand, allein sie war zu niedergeschlagen, um an einem Feste Theil zu nehmen, welches alles, was sie das Jahr zuvor verloren hatte, wieder in ihr Gedächtniß zurückrief.

Überwältigt durch diese Erinnerungen verließ sie endlich den Ort, und ging langsam in den Wald, wo die leisere Musik, die in der Ferne flötete, die Schwermuth ihrer Seele besänftigte. Der Mond warf ein mildes Licht zwischen das Laub; die Luft war kühl und balsamisch, und Emilie streifte fort, in Gedanken verloren, ohne zu merken wohin, bis sie die Töne weit in der Ferne versinken hörte, und sich allein in einer schauerlichen Stille fand.

Endlich sah sie nahe bey der Allee, durch die Michel an jenem Abend einen Weg nach einem Hause zu finden versuchte, sie war noch eben so wild, und verwirrt als damahls: denn der Graf war so sehr mit andern Verbesserungen beschäftigt gewesen, daß er sich noch nicht um diese große Alle bekümmert hatte, der Weg war noch eben so uneben, und die Bäume mit ihren üppigen Zweigen beladen.

Indem sie so da stand, und sich an die Empfindungen erinnerte die sie damahls gehabt hat-

te, fiel ihr plötzlich die Gestalt ein, die sie zwischen den Bäumen schleichen sah, und die keine Antwort auf Michels wiederhohlten Zuruf gab. Sie fühlte etwas von der Furcht, die sie damahls befiel, denn es war unwahrscheinlich, daß diese tiefen Wälder oft der Aufenthalt von Räubern seyn mochten. Sie kehrte um, und verfolgte eilends ihren Weg nach den Tänzern, als sie Fußtritte aus der Allee heran nahen hörte, sie war noch weit von den Bauern, auf dem grünen Platze, denn sie konnte weder ihre Stimmen noch ihre Musik hören, und beschleunigte daher ihre Schritte, allein man folgte ihr schnell, und da sie endlich Heinrichs Stimme erkannte, ging sie langsam bis er ihr nahe kam. Er äusserte seine Verwunderung sie so weit von der Gesellschaft zu finden, und als sie antwortete, daß das angenehme Mondlicht sie verleitet hätte, weiter zu gehn, als sie anfangs gewollt, entfuhr seinen Gefährten ein Ausruf, und sie glaubte Valancourt sprechen zu hören. Er war es wirklich! und die Zusammenkunft war so, wie man sie sich zwischen zwey so zärtlichen und so lange getrennten Liebenden denken kann.

In der Wonne dieser Augenblicke, vergaß Emilie alles vergangne Leiden, und Valancourt schien vergessen zu haben, daß jemand außer Emilien lebte, während Heinrich ein stillschweigender und erstaunter Zuschauer der Scene blieb.

Valancourt that tausend Fragen, die sie nicht zu beantworten Zeit hatte; sie erfuhr, daß er ihren Brief erst kürzlich erhalten, und sich sogleich nach Languedoc aufgemacht hatte. Als er das St. Claren Kloster erreichte, fand er die Thore bereits verschlossen, und wollte mißmüthig

in sein kleines Wirthshaus zurückgehn, um ihr von da zu schreiben, als er von Heinrich, den er zu Paris gekannt hatte, eingehohlt und zu ihr gebracht wurde.

Emilie kehrte nun mit Heinrich und Valancourt nach dem grünen Platze zurück, wo der letzte dem Grafen vorgestellt, aber wie es ihr vorkam, nicht mit der ihm sonst eignen Freundlichkeit aufgenommen wurde, ohngeachtet sie einander nicht fremd zu seyn schienen. Doch wurde er eingeladen, an dem Vergnügen des Abends Theil zu nehmen, und nach einem kurzen Gespräch mit dem Grafen setzte er sich zu Emilie und sprach ohne Zwang mit ihr. Die Lichter, die zwischen den Bäumen hingen, vergönnten ihr ein vollständigern Anblick des Gesichts, das sie sich in seiner Abwesenheit so oft vorzustellen gesucht hatte; allein sie bemerkte mit einiger Betrübniß, daß es nicht ganz mehr dasselbe war. Es hatte noch allen Geist und Leben, wie vormahls, allein es hatte viel von dem Einfachen und etwas von dem offnen Wohlwollen verloren, wodurch es sich sonst auszeichnete, es war noch immer ein interessantes Gesicht, allein Emilie glaubte zu Zeiten ängstlichen Zwang und Traurigkeit auf seinen Zügen schwellen zu sehn. Oft fiel er in ein plötzliches Nachdenken, das er bald wieder zerstreuen zu wollen schien, dann wieder, wenn er seine Blicke auf Emilien heftete, schien eine gewaltsame Bewegung in seinem Innern vorzugehn. Er fand in ihr noch dieselbe Güte und schöne Simplicität, die ihn bey ihrer ersten Bekanntschaft bezaubert hatte. Die Rosen ihres Gesichts waren etwas verblichen, allein es wurde interessanter als je durch den schwachen Ausdruck

von Melancholie, der sich zuweilen mit ihren Lächeln vermischte.

Sie erzählte ihm auf seine Bitten die wichtigsten Begebenheiten, die sich seit sie Frankreich verließ, mit ihr zugetragen hatten, und Regungen des Mitleids und Unwillens bemeisterten sich seiner abwechselnd, wenn er hörte, was sie von Montonis Bosheit gelitten hatte. Mehr als einmahl, wenn sie von seinem Betragen sprach, das sie eher mit zu gelinden als übertriebenen Farben schilderte, sprang er auf und ging fort, dem Anscheine nach eben so sehr durch innere Vorwürfe als von Unwillen bewegt. Nur ihrer Leiden gedachte er in einigen Worten, die er an sie richten konnte, ohne auf das, was sie so deutlich als möglich von dem Verlust ihrer Güter sagte, zu achten. Zuletzt blieb er in Gedanken versunken und eine geheime Empfindung schien ihn mit Schmerz zu durchdringen. Er verließ sie aufs neue; als er wieder kam, sah sie, daß er geweint hatte und bath ihn zärtlich, sich zu fassen. „Meine Leiden sind nun vorüber, sagte sie: ich bin Montonis Tyranney entgangen, und sehn sie wohl — lassen Sie mich Sie auch zufrieden sehn!"

Valancourt wurde noch heftiger gerührt. „Ich bin Ihrer unwerth Emilie, rief er, ich bin Ihrer unwerth! Emilie erschrack mehr über die Art, wie er diese Worte aussprach, als über ihren Inhalt. Sie heftete einen traurigen, fragenden Blick auf ihn. „Sehn Sie mich nicht so an, sagte er, indem er sich wegwandte, und ihre Hand drückte, ich kann diese Blicke nicht ertragen."

„Ich möchte Sie gerne, sagte Emilie mit sanfter aber gerührter Stimme, um den Sinn Ihrer Worte fragen, allein ich sehe, daß die Frage Sie jetzt beunruhigen würde. Lassen Sie uns von etwas andern sprechen, morgen werden Sie vielleicht ruhiger seyn. Betrachten Sie diese Mondlichtswälder und die Thürme, die dunkel in der Ferne erscheinen. Sie pflegten sonst ein großer Bewundrer schöner Landschaften zu seyn, und ich habe Sie sagen hören, daß die Fähigkeit unter dem Drucke des Unglücks einen Trost aus solchen erhabenen Gegenständen zu schöpfen, den weder Unterdrückung noch Armuth uns rauben kann, der eigentliche Seegen des Unschuldigen sey."

Valancourt war tief gerührt. „Ja, antwortete er, ich hatte einst einen Geschmack für schuldlose und reine Freuden, ich hatte ein unverdorbenes Herz. Er hielt inne und setzte hinzu; erinnern Sie sich noch unsrer Reise in die Pyrenäen?"

„Kann ich sie je vergessen? sagte Emilie."

„O daß ich es könnte! es war die glücklichste Zeit meines Lebens, ich liebte damahls mit Feuer alles was wirklich groß oder gut war. „Emilie brauchte einige Zeit, um ihre Thränen zu unterdrücken und ihrer Bewegung Herr zu werden. „Wenn Sie diese Reise zu vergessen wünschen, sagte sie, so muß es gewiß auch mein Wunsch seyn — aber jetzt ist nicht die Zeit weiter nachzufragen — und doch wie kann ich nur einen Augenblick den Gedanken tragen, daß Sie meine Achtung weniger verdienen als damahls? Ich setze noch immer Vertrauen genug in ihre Aufrichtigkeit, um zu glauben, daß Sie

mir eine Erklärung geben werden, wenn ich Sie darum bitte." „Ja Emilie, sagte Valancourt, ich habe meine Aufrichtigkeit noch nicht verloren; sonst hätte ich meine Bewegung besser verhehlen können, als ich hörte, was Sie litten, mit welcher Tugend, mit welcher Standhaftigkeit, während ich — aber ich will nichts weiter sagen — ich wollte nicht einmahl so viel sagen. — O sagen Sie mir, Emilie, daß Sie diese Reise nicht vergessen wollen! sagen Sie mir nur das, und ich will ruhig seyn. Um alles in der Welt möchte ich die Erinnerung daran nicht hingeben."

„Wie widersprechend ist das! sagte Emilie; aber man könnte uns hören. Meine Erinnerung an die Reise muß von der Ihrigen abhängen. Ich will Sie zu vergessen, oder mich daran zu erinnern suchen, nachdem Sie es thun. Lassen Sie uns zum Grafen gehn." Sagen Sie mir zuvor, rief Valancourt, daß Sie mir die Unruhe, die ich Ihnen verursachte, vergeben, und daß Sie mich noch lieben wollen! — „Ich vergebe Ihnen von ganzem Herzen, erwiederte Emilie. Sie müssen am besten wissen, ob ich fortfahren soll, Sie zu lieben, da Sie wissen, ob Sie meine Achtung verdienen. Für jetzt will ichs glauben. Ich brauche wohl nicht zu sagen, setzte sie hinzu, da sie seine Niedergeschlagenheit bemerkte, welchen Schmerz es mir verursachen würde, das Gegentheil zu glauben. Aber da kommt Blanka, des Grafen Tochter."

Valancourt und Emilie gesellten sich nun zu Blanken, und die Gesellschaft setzte sich bald nachher zu einem Mahle, das unter einem kleinen Zelte zwischen den Bäumen ausgebreitet war, nieder. Einige ehrwürdige alte Pächter des

Grafen setzten sich zu ihnen, und es war ein festliches Mahl für alle, ausser für Emilien und Valancourt. Der Graf lud den letztern nicht ein, ihn aufs Schloß zu begleiten; er mußte also von Emilien Abschied nehmen, und sich in sein einsames Wirthshäuschen zurückziehn. Emilie ging sogleich auf ihr Zimmer, wo sie mit tiefer Angst und Bekümmerniß über sein Betragen und über die Art, wie ihn der Graf aufgenommen, nachdachte. Ihre Aufmerksamkeit war so ganz beschäftigt, daß sie Dorotheen ganz vergaß, bis der Morgen schon angebrochen war. Sie wußte nun, daß die gute Alte nicht mehr kommen würde, und legte sich auf einige Stunden zur Ruhe nieder.

Am andern Morgen traf der Graf Emilien auf ihrem Spaziergange an, und lenkte bald das Gespräch von dem Feste des vergangenen Abends auf Valancourt. „Es ist ein junger Mann von Talenten, sagte er; ich sehe, daß Sie ihn schon sonst gekannt haben." Emilie bejahete es. „Er wurde zu Paris in meinem Hause eingeführt, fuhr der Graf fort, und er gefiel mir anfangs sehr." Er hielt inne, und Emilie zitterte zwischen dem Verlangen, mehr zu erfahren, und der Furcht, dem Grafen zu verrathen, daß sie einen nähern Antheil nähme. „Darf ich fragen, fing der Graf endlich wieder an, wie lange Sie Herrn Valancourt schon gekannt haben?" — Wollen Sie mir vergönnen, Sie um die Ursache dieser Frage zu bitten, so will ich sie auf der Stelle beantworten." „Das ist nicht mehr als billig, erwiederte der Graf. Ich sehe, daß Hr. Valancourt Sie bewundert, und finde das na-

türlich — nur fürchte ich, daß er ein begünstigter Anbether ist."

„Warum fürchten Sie das?" sagte Emilie, die sich vergebens bemühte, ihre Bewegung zu unterdrücken. — „Weil ich ihn ihrer Gunst unwerth glaube," sagte der Graf! — Emilie, in größter Bewegung, bath um eine Erklärung. „Ich will Sie Ihnen geben, sagte er, wenn Sie mir glauben, daß nur eine aufrichtige Theilnahme an ihrer Wohlfahrt mich vermögen könnte, diese Behauptung zu äußern."

„Aber lassen Sie uns unter diese Bäume setzen, sagte er, da er die Bläße ihres Gesichts bemerkte; hier ist ein Sitz. Unsre Bekanntschaft ist zwar kurz, aber doch lang genug gewesen, um mir eine herzliche Achtung für Sie, und eine lebhafte Theilnahme an Ihrer Glückseligkeit einzuflößen. Sie verdienen, glücklich zu seyn, und ich hoffe, daß Sie es auch seyn werden." Emilie stutzte leise, und neigte sich dankbar. — Der Graf schwieg wieder. — „Ich fühle mich nicht in der angenehmsten Lage, fuhr er fort; aber der Gedanke, Ihnen einen wesentlichen Dienst zu leisten, soll jede andre Rücksicht überwiegen. Wollen Sie mir nicht erzählen, wie Sie zuerst mit dem Chevalier Valancourt bekannt wurden, wenn Ihnen der Gegenstand nicht zu empfindlich ist?"

Emilie erzählte ihm nun in aller Kürze, wie sie ihn zuerst auf einer Reise mit ihrem Vater hätte kennen lernen, und bath dann den Grafen inständigst, ihr alles zu sagen, daß er die heftige Bewegung, mit der sie kämpfte, wahrnahm, sie mit einem zärtlichen Blicke des Mitleids betrachtete, und mit sich zu Rathe ging, wie er

seine Nachrichten seiner ängstlichen Zuhörerinn auf die sanfteste Art beybringen sollte.

„Der Chevalier und mein Sohn, sagte er, wurden am Tische eines Officiers mit einander bekannt, wo auch ich ihn kennen lernte, und ihn in mein Haus einlud, so oft es ihm Vergnügen machte, zu kommen. Ich wußte damahls nicht, daß er in Verbindung mit einer Classe von Menschen stand, die eine Schande ihres Geschlechts sind, die vom Raube leben, und ihre Zeit mit unaufhörlichen Ausschweifungen hinbringen. Ich kannte des Chevaliers Familie, und hielt das für genug, ihn in der meinigen einzuführen — aber Ihnen wird nicht wohl, ich werde das Gespräch abbrechen." — „O nein! ich bitte Sie, fortzufahren; ich bin nur bekümmert." — „Nur! sagte der Graf mit Nachdruck; doch will ich fortfahren. Ich erfuhr bald, daß diese Gefährten ihn in eine Lebensart verwickelt hatten, wovon sich loszureißen er weder Kraft noch Willen zu haben schien. Er verlor große Summen am Spieltische; sein Hang dazu wurde immer größer, und er wurde zu Grunde gerichtet. Ich gab seinen Freunden entfernte Winke: aber sie versicherten mich, daß sie ihm vergebens Vorstellungen gemacht hätten, bis sie es müde geworden wären." — „Unmöglich! rief Emilie plötzlich — aber vergeben Sie mir, ich weiß nicht, was ich sagte — haben Sie Nachsicht mit der Bekümmerniß meiner Seele. Aber ich muß doch wirklich glauben, daß der Chevalier Feinde gehabt hat, die ihn nachtheilig darstellten." — „Ich möchte es gerne glauben, erwiederte der Graf, aber ich kann nicht."

Emilie schwieg. Sie erinnerte sich an Valancourts Worte vom Abende zuvor, welche die

Qual

Qual innrer Vorwürfe verriethen, und alles zu bestättigen schienen, was der Graf erzählt hatte. Doch hatte Sie nicht Stärke genug, die Überzeugung anzunehmen. Ihr Herz war bey dem bloßen Verdachte seiner Strafbarkeit von Angst durchdrungen, und sie konnte die Überzeugung davon nicht ertragen.

Nach einem langen Schweigen sagte der Graf: „Ich sehe, daß Sie sich noch nicht überzeugen können, und halte es Ihnen gern zu gut. Es ist nothwendig, daß ich Ihnen einen Beweis meiner Behauptung gebe; allein ich kann es nicht, ohne jemand, der mir sehr theuer ist, in Gefahr zu setzen." „In welche Gefahr? sagte Emilie. Wenn ich sie verhüthen kann, so dürfen Sie sich auf meine Ehre verlassen." — „Auf ihre Ehre gewiß, sagte der Graf; aber auch auf ihre Stärke? Werden Sie den Bitten eines geliebten Anbethers widerstehen können, wenn er in seiner Betrübniß um den Nahmen desjenigen fleht, der ihm sein Glück geraubt hat?" „Ich kann einer solchen Versuchung nicht ausgesetzt seyn, erwiederte Emilie mit bescheidner Würde; denn ich kann einen Mann nicht länger lieben, den ich nicht mehr achten darf. Doch gebe ich ihnen gern mein Wort." Thränen widersprachen zugleich ihrer Behauptung, und sie fühlte, daß nur Zeit und Mühe eine Neigung ausrotten könnten, die auf tugendhafte Achtung zuerst gegründet, und durch Gewohnheit und Hindernisse befestiget war.

„Ich will Ihnen trauen, sagte der Graf; denn Überzeugung ist zu ihrer Ruhe nothwendig, und die können Sie, wie ich sehe, ohne diese

Eröffnung nicht erlangen. Mein eigner Sohn ist nur zu oft ein Augenzeuge von des Chevaliers schlechter Aufführung gewesen; er war nahe dabey, durch ihn verführt zu werden, und hatte sich in der That schon zu manchen Thorheiten verleiten lassen; doch rettete ich ihn von Schuld und Verderben. Urtheilen Sie nun selbst, Fräulein St. Aubert! fuhr er ernsthafter fort, ob ein Vater, der seinen einzigen Sohn durch das Beyspiel des Chevaliers beynahe verloren hätte, nicht aus Überzeugung diejenigen, die er achtet, warnen muß, ihre Glückseligkeit solchen Händen anzuvertrauen. Ich selbst habe den Chevalier im hohen Spiele mit Leuten getroffen, die mich anzusehen schauderte. Wenn Sie noch zweifeln, so will ich Sie an meinen Sohn verweisen."

„Ich kann an dem, was Sie selbst gesehn haben, oder was Sie bekräftigen, nicht zweifeln, erwiederte Emilie schmerzhaft; aber der Chevalier ist vielleicht nur zu einer vorübergehenden Thorheit verleitet worden, die er nie wiederhohlen wird. Wenn Sie seine vorigen Grundsätze gekannt hätten, so würden Sie mir meine Ungläubigkeit zu gute halten."

„Ach! sagte der Graf, daß es doch so schwer ist, zu glauben, was uns unglücklich macht! Aber ich darf Ihnen nicht mit falschen Hoffnungen schmeicheln. Wir alle wissen, wie mächtig das Laster des Spiels ist, und welche Mühe es kostet, eine Gewohnheit zu besiegen. Der Chevalier könnte sich vielleicht auf kurze Zeit bessern, aber er würde bald wieder zurück fallen; denn ich fürchte nicht allein die Macht

der Gewohnheit, sondern auch das Verderbniß seiner moralischen Grundsätze. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß das Spiel nicht sein einziges Laster ist; er scheint einen Hang zu jedem lasterhaften Vergnügen zu haben.“

Der Graf hielt eine Weile unschlüssig inne, während Emilie sich aufrecht zu halten suchte, da sie mit schneidender Unruhe erwartete, was er noch weiter sagen würde. Es erfolgte ein langes Stillschweigen; der Graf selbst war sichtlich bewegt. — Endlich sagte er: „Es würde eine grausame Schonung seyn, wenn ich schweigen wollte. Ich muß Ihnen sagen, daß des Chevaliers Ausschweifung ihn zweymahl in die Gefängnisse von Paris gebracht hat, und daß er endlich durch eine wohlbekannte pariſische Gräfinn befreyt wurde, mit der er noch nachher in Verbindung blieb.“

Er hielt wieder inne, und sah Emilien an; er merkte, daß sie das Gesicht veränderte, und im Begriffe war, von der Bank herunter zu fallen; er fing sie auf, aber sie war in Ohnmacht gesunken, und er rief laut nach Hülfe. Sie waren zu weit vom Schlosse entfernt, um von seinen Leuten gehört zu werden, und er fürchtete, sie allein zu lassen, bis ihm ein nahe gelegener Brunnen einfiel. Sie lebte endlich auf, und fand sich unterstützt, nicht vom Grafen, sondern von Valancourt, der mit tiefer Bekümmerniß über ihr hing, und sie mit einer vor Angst zitternden Stimme anredete. Bey dem Tone seiner wohlbekannten Stimme schlug sie die Augen auf, schloß sie aber sogleich wieder, von einer neuen Schwäche überwältigt.

Der Graf winkte ihm mit finsterm Blicke, sich fortzubegeben; aber Valancourt seufzte tief, und nannte Emiliens Nahmen. Als der Graf seinen Wink wiederhohlte und ihn mit Worten begleitete, antwortete Valancourt mit einem Blicke voll bittern Unwillens, und weigerte sich den Ort zu verlassen, bis sie aufleben würde, oder sie nur auf einen Augenblick der Sorge eines Andern anzuvertrauen. Gleich darauf sagte ihm sein Gewissen, was der Inhalt von des Grafen Gespräch mit Emilien gewesen seyn mochte, und Unwille flammte aus seinen Augen; allein dieser Unwille machte bald einem Ausdrucke tiefen Schmerzes Platz, der den Grafen so sehr rührte, daß er ihn mehr mit Mitleid als mit Empfindlichkeit betrachtete, und der Emilien, als sie erwachte, so tief durchdrang, daß sie in Thränen ausbrach. Sie unterdrückte sie bald, und both alle Entschlossenheit ihrer Seele auf. Sie dankte dem Grafen und Heinrich, mit denen Valancourt in den Garten gekommen war, für ihre Bemühung, und ging nach dem Schlosse zu, ohne weiter auf Valancourt zu achten, dem sie bloß eine kalte Verbeugung machte. Ihr Betragen schnitt ihm tief ins Herz, und er rief leise aus: „Großer Gott! wie habe ich das verdient? wodurch hat man sie so gegen mich eingenommen?“

Emilie beschleunigte ihre Schritte, ohne zu antworten; aber mit steigender Bewegung. „Was hat Sie so außer Fassung gebracht, Emilie! sagte er, indem er noch immer ihr zur Seite ging. Vergönnen Sie mir nur eine Unterredung von wenig Augenblicken; ich flehe Sie an. — O ich bin sehr unglücklich!“

So leise er dieses auch sagte, hörte ihn doch der Graf, der sogleich das Wort nahm. „Sie sehen, daß Fräulein St. Aubert sich jetzt zu übel befindet, um irgend eine Unterredung zu führen."

Es würde ihr weniger schmerzhaft gewesen seyn, Valancourt durch den Tod zu verlieren, oder ihn an eine Nebenbuhlerinn verheirathet zu sehn, als ihn in einem so unwürdigen Zustande zu wissen, der am Ende ihn selbst elend machen mußte, und ihr sogar das Bild ihrer einsamen Stunden raubte, woran ihr Herz so lange gehangen hatte.

Diese schmerzhaften Betrachtungen wurden auf einen Augenblick durch ein Billet von Valancourt unterbrochen, das in sichtlicher Verzweiflung geschrieben war. Er flehte sie darin an, ihn noch diesen Abend, statt morgen früh, vor sich zu lassen; eine Bitte, die sie in solche Unruhe setzte, daß sie außer Stande war zu antworten. Sie wünschte ihn zu sehen; doch schrack sie vor der Zusammenkunft zurück, und unvermögend, selbst einen Entschluß zu fassen, ließ sie dem Grafen um eine kleine Unterredung in seiner Bibliothek bitten, wo sie ihm das Billet zeigte, und ihn um Rath bath. Er meinte, wenn sie sich nur stark genug fühlte, die Zusammenkunft auszuhalten, so würde es zur Erleichterung für beyde gereichen, wenn sie noch diesen Abend vor sich ginge.

„Seine Liebe für Sie, setzte er hinzu, ist ohne Zweifel sehr aufrichtig, und er scheint so tief betrübt; und auch Sie, meine liebe Freundinn, sind so sehr angegriffen, daß es besser ist, wenn die Sache je eher je lieber entschieden wird."

Emilie antwortete ihm, daß er kommen möchte, und suchte nun Kräfte und Fassung zu sammeln, um den herannahenden Auftritt auszuhalten. —

Sie mußte sich gefaßt machen, den gänzlichen Umsturz aller Aussichten zu ertragen, auf die sie bisher mit Entzücken hingeblickt hatte.

Ende des dritten Theils.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357/phys_0190
DFG

Udolphos Geheimnisse.

Vierter Theil.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357/phys_0191
DFG

Erstes Kapitel.

Gegen Abend wurde Emilien endlich gesagt, daß der Graf von Villefort sie zu sehn wünschte. Sie vermuthete, daß Valancourt bey ihm sey, und both alle Entschlossenheit ihres Geistes auf, um zu ihm zu gehen. Als sie aber des Grafen Thür erreichte, überwältigte ihre Bewegung sie aufs neue so sehr, daß sie sich im Vorsaal niedersetzen mußte, um wieder neue Kräfte zu sammeln.

Sie fand Valancourt bey dem Grafen in der Bibliothek. Sie standen bey ihrem Eintritt auf; allein sie wagte es nicht, Valancourt anzusehen, und der Graf zog sich sogleich zurück, nachdem er sie zu einem Stuhle geführt hatte.

Emilie sah starr zur Erde nieder, und fühlte eine Herzensbeklemmung, die ihr nicht zu sprechen erlaubte; kaum vermochte sie Athem zu schöpfen. Valancourt warf sich in einem Stuhle neben sie, und seufzte tief, ohne ein Wort zu äußern; hätte sie die Augen aufgeschlagen, so würde sie die heftige Bewegung gesehn haben, mit welcher er kämpfte.

Endlich sagte er mit bebender Stimme: „ich habe Sie gebethen, mich diesen Abend zu sehn,

um wenigstens von der schrecklichen Qual des Zweifels befreyt zu werden, worin mich ihr verändertes Betragen gestürzt hat. Einige Winke des Grafen haben es mir zum Theil erklärt. Ich sehe, daß ich Feinde habe, Emilie! die mein vergangenes Glück beneideten und geschäftig gewesen sind, es zu Grunde zu richten. Ich sehe ebenfalls, daß Zeit und Entfernung die Neigung geschwächt haben, die Sie einst für mich zu fühlen schienen, und die nun so leicht meiner vergessen kann."

Seine Zunge stammelte bey den letzten Worten, und Emilie, noch weniger als zuvor fähig zu sprechen, blieb stille.

„O, was ist das für eine Zusammenkunft! rief Valancourt, der von seinem Stuhle aufstand und mit schnellen Schritten im Zimmer auf und nieder lief — welch ein Wiedersehn nach so langer, langer Trennung!" — Er setzte sich wieder, und sagte, nachdem er einen Augenblick mit sich selbst gekämpft hatte, in einem festen, aber verzweifelnden Tone: „das ist zu viel; ich kann es nicht ertragen! Emilie, wollen Sie nicht mit mir reden?"

Er bedeckte das Gesicht, um seine Bewegung zu verhehlen, und nahm Emilien bey der Hand, die sie nicht zurückzog. Sie konnte ihre Thränen nicht länger zurückhalten. Er schlug die Augen auf, und als er sah, daß sie weinte, kehrte seine ganze Zärtlichkeit zurück; ein Strahl von Hoffnung schien durch seine Seele zu dämmern; „o Gott! rief er, so fühlen Sie also noch Mitleid, so lieben Sie mich noch? Ja, Sie sinds, Sie sind noch meine Emilie! Lassen Sie mich diesen Thränen trauen!"

Emilie that sich Gewalt an, um ihre Fassung wieder zu erlangen. Sie trocknete schnell die Augen. „Ja sagte sie, ich fühle Mitleid mit Ihnen, ich weine um Sie; aber darf ich mit Zärtlichkeit an Sie denken? Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen noch gestern Abend sagte: ich setzte Vertrauen genug in Ihre Aufrichtigkeit, um zu glauben, daß Sie mir eine Erklärung Ihrer Worte geben würden, wenn ich sie fordere. Diese Erklärung ist nunmehr unnöthig; ich verstehe Ihre Äußerungen von gestern Abend nur zu gut. Aber beweisen Sie wenigstens, daß Ihre Aufrichtigkeit das Zutrauen verdient, womit ich Sie frage; ob Sie sich bewußt sind, noch derselbe achtungswerthe Valancourt zu seyn, den ich einst liebte?"

„Einst liebte! rief er, o derselbe! ewig derselbe!" — Er hielt in äußerster Bewegung inne, und setzte dann mit einer eben so feyerlichen als traurigen Stimme hinzu: — „Nein, ich bin nicht mehr derselbe, ich bin verloren, auf immer verloren — Ihrer unwerth!"

Er verbarg aufs neue das Gesicht. Emilie war zu tief bewegt, um sogleich zu antworten; sie kämpfte um die wehmüthigen Vorbitten ihres Herzens zu überwältigen, und mit der entschiedenen Festigkeit zu handeln, die für ihren künftigen Frieden nothwendig war. Sie fühlte, wie gewöhnlich Valancourts längere Erwartung für ihre Entschlossenheit war, und wünschte ängstlich eine Zusammenkunft zu endigen, die sie beyde foltern mußte. Wenn sie dann aber wieder bedachte daß dieß wahrscheinlich das letzte Mahl war, so erlag alle ihre Stärke, und sie empfand nur Trauer und zärtliche Wehmuth.

„Ersparen Sie mir die Nothwendigkeit, sagte Emilie, indem sie ihre Stärke zusammenraffte, die Umstände zu berühren, die mich zwingen, unsre Verbindung auf immer abzubrechen. Wir müssen scheiden; ich sehe Sie jetzt zum letzten Mahle!"

„Unmöglich! rief Valancourt, aus seinem tiefen Stillschweigen aufgeschreckt. Sie können das nicht ernstlich meinen! Unmöglich können Sie mich auf immer von sich stoßen wollen!"

„Wir müssen uns trennen, wiederhohlte Emilie mit Nachdruck, und zwar für immer. Ihr eignes Betragen hat diesen Entschluß nothwendig gemacht."

„Dieß ist des Grafen Entschluß und nicht der Ihrige, antwortete er stolz; und ich werde ihn fragen, vermöge welcher Gewalt er sich zwischen uns wirft." — Er stand auf und ging in großer Bewegung im Zimmer auf und ab.

„Lassen Sie mich Sie aus diesem Irthum reissen, sagte Emilie, nicht weniger erschüttert. Es ist ganz mein eigner Entschluß, und wenn Sie einen Augenblick über Ihr vergangnes Betragen nachdenken, so werden Sie sehen, daß meine Ruhe ihn erfordert."

„Ihre Ruhe erfordert, daß wir uns trennen! auf ewig trennen! sagte Valancourt. O wie wenig hätte ich das je von Ihnen zu hören erwartet!"

„Und wie wenig hätte ich erwartet, je dieses sagen zu müssen, versetzte Emilie; ihre Stimme schmolz in Zärtlichkeit und ihre Thränen flossen aufs neue. O Valancourt! daß Sie, Sie je aus meiner Achtung sinken mußten!"

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357/phys_0196
DFG

Er schwieg einen Augenblick, überwältigt durch das Bewußtseyn, diese Achtung nicht länger zu verdienen, sowohl als durch die Gewißheit sie verloren zu haben — und bejammerte dann mit den Ausbrüchen des heftigen Schmerzes sein vergangenes Betragen und das Elend, worin es ihn gestürzt hatte — bis er endlich, zu tief von der Vergangenheit und Zukunft ergriffen, in Thränen ausbrach, und nur tiefe, gebrochene Seufzer ausstieß.

Emilie konte seine Qual nicht ungerührt ansehn, und hätte sie nicht alles, was der Graf von Villefort ihr von Valancourts Betragen, von der Gefahr, auf eine durch den Augenblick der Leidenschaft hervorgebrachte Reue zu bauen, gesagt hatte, sich ins Gedächtniß zurückgerufen, so würde sie vielleicht der Zusicherung ihres Herzens getraut, und in der Zärtlichkeit seiner Reue die Fehler seines Betragens vergessen haben.

Valancourt trat wieder zu ihr, und sagte gefaßter: „Es ist wahr, ich bin gefallen, aus meiner eignen Achtung gefallen; aber hätten Sie, Emilie! mich sobald, so plötzlich aufgeben können, wenn Sie nicht schon vorher aufgehört hätten, mich zu lieben, und wenn Sie nicht durch die Absichten, ja ich wage es zu sagen, durch die eigennützigen Absichten eines andern regiert würden? Würden Sie nicht sonst geneigt seyn, meine Besserung zu hoffen, und könnten Sie es wohl sonst ertragen, sich von mir zu entfremden, und mich dem Elende — mich mir selbst zu überlassen? — Emilie weinte laut. — Nein Emilie! nein, Sie könnten das nicht, wenn Sie mich noch liebten. Sie würden Ihr eignes Glück darin finden, das meinige zu retten.“

„Dieser Hoffnung stehen zu viel Gründe entgegen, als daß ich es vor mir selbst rechtfertigen könnte, ihr die Ruhe meines ganzen Lebens anzuvertrauen. Darf ich nicht auch fragen, ob Sie dieses von mir wünschen könnten, wenn Sie mich wirklich liebten?"

„Sie wirklich liebte! rief Valancourt, ist es möglich, daß Sie an meiner Liebe zweifeln können! Doch Sie haben Recht, es zu thun, da Sie sehn, daß ich mehr den Schmerz fürchte, mich von Ihnen zu trennen, als den, Sie mit in mein Verderben zu ziehen. Ja, Emilie ich bin verloren, unwiederbringlich verloren! Ich habe mich in Schulden gestürzt die ich nie tilgen kann! Sein wilder Blick bey diesen Worten ging bald in einen Ausdruck finstrer Verzweiflung über, und Emilie sah, indem sie seiner Aufrichtigkeit ihre Bewunderung nicht versagen konnte, mit unaussprechlichem Schmerz in der Heftigkeit seiner Gefühle und in dem Umfange des Elends, worin sie ihn stürzen konnten, neue Ursachen zu den ängstlichsten Besorgnissen. Nach einigen Minuten schien sie gegen ihren Schmerz zu kämpfen und nach Fassung zu streben, um diese Zusammenkunft zu endigen. „Ich will diese Augenblicke, sagte sie, nicht durch ein Gespräch verlängern, das zu keinem guten Ende abzwecken kann. Leben Sie wohl, Valancourt!"

„Nein, sagte er, sie wild unterbrechend, Sie werden nicht gehn; Sie werden mich nicht so verlassen — Sie werden mich nicht verlassen, ehe meine Seele eine Möglichkeit gefaßt hat, der letzten Befriedigung meiner Verzweiflung, dem Ertragen meines Verlustes zu entgehen." Emilie, durch seinen düstern Blick geschreckt, sagte mit besänftigender Stimme: „Sie haben selbst

eingestanden, daß unsre Trennung nothwendig ist; wenn ich glauben soll, daß Sie mich lieben, so werden Sie das Eingeständniß wiederhohlen." — „Nie — nie — rief er, ich war von Sinnen, als ich dieß sagte. O Emilie! es ist zu viel. Wenn man Sie auch wegen meines Unwerths nicht hintergangen hat, so muß man Sie doch mit List zu dieser Erbitterung gegen mich gebracht haben. Der Graf ist das Hinderniß, das zwischen uns steht, allein er soll es nicht lange bleiben.

„Sie sind in der That ausser sich, sagte Emilie. Der Graf ist nicht Ihr Feind; er ist ein Mann von Ehre und mein Freund; können Sie ihn deswegen als Ihren Feind betrachten?" — „Ihr Freund, fiel Valancourt hastig ein, wie lange ist er Ihr Freund gewesen, daß er Sie so leicht dahin bringen kann, Ihren Geliebten zu vergessen? War er es, der den Herrn Düpont, der, wie Sie sagen, Sie aus Italien begleitete, und wie ich sage, Ihre Neigung gestohlen hat, in Ihre Gunst empfahl? Aber ich habe kein Recht, Sie zu befragen, Sie sind Ihr eigner Herr. Vielleicht wird Düpont nicht lange über mein zertretenes Glück triumphiren!" Emilie, mehr als zuvor durch Valancourts wilde Blicke geschreckt, sagte mit kaum hörbarer Stimme: „Ums Himmels willen, fassen Sie sich doch! hören Sie doch Gründe an. Herr Düpont ist eben so wenig Ihr Nebenbuhler, als der Graf sein Vorsprecher. Sie haben weder einen Nebenbuhler noch einen andern Feind, außer sich selbst. Mein Herz ist von Schmerz zerrissen, der immer wachsen muß, je mehr Ihr verirrtes Betragen mir beweist, daß Sie nicht mehr der Valancourt sind, den ich gewohnt war zu lieben."

Er antwortete nicht, und saß, den Arm auf den Tisch gestützt, und das Gesicht mit beyden Händen bedeckt, da, während Emilie stumm und zitternd da stand, leidend für sich selbst, und doch voll Furcht ihn in diesem Gemüthszustande zu verlassen.

„O Übermaß des Elends! rief er plötzlich aus, daß ich nie mein Leiden bejammern kann, ohne mich selbst anzuklagen; nie mich Ihrer erinnern, ohne mich zugleich der Thorheiten zu erinnern, wodurch ich Sie verloren habe. Warum wurde ich nach Paris getrieben? und warum gab ich Lockungen nach, die mich auf immer verächtlich machen sollten? O! warum kann ich nicht ungestört auf jene Tage der Unschuld und des Friedens, auf die Tage unsrer frühern Liebe zurückblicken!" Die Erinnerung schien sein Herz zu schmelzen, und der Wahnsinn der Verzweiflung löste sich in Thränen auf. Nach einer langen Pause wandte er sich zu ihr, ergriff ihre Hand, und sagte mit sanfter Stime: „Emilie, kannst Du es tragen, daß wir so scheiden? kannst du Dich entschließen, ein Herz hinzugeben, das Dich wie das meinige liebt? ein Herz, das sich zwar verirrt, sehr verirrt hat, aber von dem rechten Wege nicht auf immer verloren ist, so wie es seine Liebe zu Dir ewig nicht verlieren kann." Emilie konnte nur durch Thränen antworten. — „Kannst Du, fuhr er fort, kannst Du vergessen alle unsre vorigen Tage des Glücks und des Vertrauens — wo ich nicht einen Gedanken hatte, den ich Dir hätte verhehlen mögen — keinen Geschmack, keine Freuden, außer in Dir."

O bringen Sie mir nicht die Erinnerung jener Tage zurück, sagte Emilie, wenn Sie mich

nicht

nicht lehren können, die Gegenwart zu vergessen. Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen: könnte ich es, so würden diese Thränen nicht fließen: aber warum erhöhn Sie selbst Ihr gegenwärtiges Leiden dadurch, daß Sie es mit Ihrer ehemahligen Tugend in Vergleichung setzen?"

„Ach, ich könnte vielleicht diese Tugend wieder erlangen, sagte Valancourt, wenn Ihre Liebe, die ihr Nahrung gab, noch unverändert wäre; aber ich sehe nur zu deutlich, daß Sie mich nicht mehr lieben können, sonst würden jene glücklichen Stunden meine Vorsprecher seyn, und Sie könnten nicht ungerührt darauf zurückblicken. Doch, warum quäle ich mich mit der Erinnerung, warum verweile ich noch hier? Bin ich nicht zu Grunde gerichtet? wäre es nicht Raserey, Sie in mein Verderben zu ziehn, wenn auch Ihr Herz noch mein wäre? Ich will Sie nicht länger quälen. Aber ehe ich gehe, setzte er feyerlich hinzu, lassen Sie mich wiederholen, daß ich, was auch mein Geschick sey, was ich auch verdammt seyn mag, zu leiden, Sie stets lieben muß — Sie bis zum Wahnsinn liebe. Ich gehe Emilie! ich verlasse Sie — verlasse Sie auf immer!" Als er diese letzten Worte sagte, zitterte seine Stimme und er warf sich wieder in den Stuhl, aus dem er aufgestanden war. Emilie war unvermögend, das Zimmer zu verlassen, oder ihm Lebewohl zu sagen. Aller Eindruck seiner Vergehungen, seiner Thorheiten selbst war aus ihrer Seele vertilgt, und sie fühlte sich nur von Schmerz und Mitleid durchdrungen.

„Meine Stärke ist dahin, sagte Valancourt endlich. Ich kann nicht einmahl mehr kämpfen, sie zurückzurufen. Ich kann Sie jetzt nicht ver-

lassen, ich kann Ihnen kein ewiges Lebewohl sagen — versprechen Sie mir wenigstens, mich noch einmahl zu sehn."

Emiliens Herz wurde durch diese Bitte erleichtert, und sie suchte sich zu überreden, daß sie es ihm nicht abschlagen dürfte. Sie konnte in dem Augenblicke nicht daran denken, daß sie selbst nur ein Gast in des Grafen Hause war, und daß diesem Valancourts wiederhohlter Besuch nicht angenehm seyn könnte. Sie gewährte seine Bitte unter der Bedingung, daß er weder an den Grafen als Feind, noch an Dupont als Nebenbuhler denken wollte. Er verließ sie darauf mit einem durch diese kurze Frist so sehr erleichterten Herzen, daß er beynahe alles vorige Gefühl seines Unglücks verlor.

Emilie begab sich auf ihr Zimmer, um sich zu sammlen und die Spuren von Thränen zu verwischen, welche die Gräfinn und ihre Favorite zu boshaften Anmerkungen leiten und die Neugier der übrigen Familie auf sich ziehen konnten. Doch fand sie es unmöglich, ihr Gemüth zu beruhigen, aus dem sie die Erinnerung an den letzten Auftritt mit Valancourt und den Gedanken, daß sie ihn morgen wiedersehn würde, nicht vertreiben konnte. Jetzt erschien ihr diese Zusammenkunft schrecklicher, als die erste; denn sein aufrichtiges Geständniß seiner begangenen Fehler und seiner zerrütteten Umstände, die Stärke und Zärtlichkeit seiner Neigung, welche dieses Geständniß verrieth, hatten einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, und ihre Achtung für ihn fing, trotz allem, was sie zu seinem Nachtheil gehört und geglaubt hatte, wiederum zurückzukehren an. Oft schien es ihr unmöglich, daß er sich wirklich der Ver-

gehungen sollte schuldig gemacht haben, die man ihm zur Last legte, und die, wenn auch nicht mit der leidenschaftlichen Heftigkeit seines Temperaments, doch mit seiner Aufrichtigkeit und mit seinem Gefühle im Widerspruch standen. Was für Vergehungen auch zu den Gerüchten über ihn Anlaß gegeben hatten, so konnte sie doch jetzt sie unmöglich für ganz wahr halten, oder glauben, daß sein Herz den Reitzen der Tugend gänzlich verschlossen sey. Sein tiefes Bewußtseyn seiner Fehler schien diese Meinung zu rechtfertigen, und da sie die Unbeständigkeit jugendlicher Neigungen, wenn ihnen Gewohnheit im Wege steht, noch nicht kannte, da sie noch nicht aus Erfahrung wußte, daß Betheuerungen sowohl denjenigen, der sie empfängt, als selbst den, der sie gibt, oft bethören, so würde sie vielleicht den schmeichelhaften Überredungen ihres eignen Herzens und Valancourts Bitten nachgegeben haben, wenn nicht des Grafen größere Klugheit sie zurückgehalten hätte. Er stellte ihr in hellem Lichte die Gefahr ihrer Lage dar; die Gefahr, auf Versprechungen der Besserung zu hören, die eine starke Leidenschaft eingab; er zeigte ihr, wie wenig sie auf eine Verbindung bauen konnte, wo die Möglichkeit des Glücks von der Wiederherstellung gescheiterter Glücksumstände und von der Verbesserung böser Gewohnheiten abhing. Um dieser Gründe willen that es ihm leid, daß Emilie in eine zweyte Zusammenkunft gewilligt hatte; denn er sah vorher, wie sehr ihr Entschluß dadurch erschüttert, und der Sieg ihr erschwert werden mußte.

Ihre Seele war nun so ganz mit ihren eigenen Herzensangelegenheiten beschäftigt, daß sie

die alte Haushälterinn, und die versprochene Geschichte, die ihre Neugier so sehr erregt hatte, ganz vergaß. Dorotheen schien es nicht sehr um die Erzählung zu thun zu seyn; die Nacht kam heran, die Stunden verstrichen, und sie ließ sich nicht bey Emilien sehn. Diese brachte eine traurige, schlaflose Nacht hin; je länger sie ihr Gedächtniß bey den vergangenen Scenen mit Valancourt verweilen ließ, je mehr wankte ihr Entschluß, und sie mußte sich alle Gründe, die der Graf ihr vorgestellt hatte, um ihn zu stärken, und alle Lehren ihres verstorbenen Vaters über die nothwendige Selbstbeherrschung hervorrufen, um bey diesem wichtigsten Vorfalle ihres Lebens mit Würde und Klugheit zu handeln. Es gab Augenblicke, wo alle ihre Stärke sie verließ, und wo das Vertrauen voriger Zeiten mit solcher Macht in sie drang, daß es ihr unmöglich schien, Valancourt je zu entsagen. Seine Besserung schien ihr gewiß, die Gründe des Grafen von Villefort wurden vergessen; sie glaubte gern alles, was sie wünschte, und es schien ihr leichter, jedes andre Übel als eine gänzliche Trennung zu ertragen.

So verstrich die Nacht im ohnmächtigen Kampfe zwischen Neigung und Vernunft, und sie stand am Morgen mit geschwächter, unentschlossener Seele und matten zitternden Körper auf.

Zweytes Kapitel.

Valancourt litt indessen alle Qual der Gewissensbisse und Verzweiflung. Emiliens Anblick hatte alles Feuer seiner ersten Liebe wieder angefacht, das nur durch Abwesenheit und Zerstreuung eines unruhigen Lebens auf kurze Zeit unterdrückt war. Als er beym Empfange ihres Briefes sich nach Languedoc auf den Weg machte, wußte er wohl, daß seine eigne Thorheit ihn ins Verderben gestürzt hatte, und es war keineswegs seine Absicht, dieß vor ihr zu verhehlen. Er beklagte nur, daß seine Fehltritte die Verzögerung seiner Heirath verursachen würden, ohne vorherzusehn, daß diese Nachricht sie bewegen könnte, ihre Verbindung für immer aufzuheben. Von der Aussicht auf diese Trennung überwältigt, und von noch mehr geschärften innern Vorwürfen zerrissen, erwartete er die zweyte Zusammenkunft in einem Seelenzustande, der nahe an Wahnsinn grenzte. Am andern Morgen ließ er sich erkundigen, um welche Stunde er kommen dürfte; sein Billet traf sie bey dem Grafen an, der aufs neue Gelegenheit gesucht hatte, mit ihr über Valancourt zu sprechen; er merkte, wie sehr ihr Gemüthe litt, und fürchtete mehr als je, daß ihre Stärke sie verlassen würde. In der That konnten auch nur seine wiederhohlten Grün-

de sie vor dem Einfluße der Zärtlichkeit, die sie noch immer für Valancourt fühlte, schützen, und sie beschloß, sich gänzlich von ihnen leiten zu lassen.

Die Stunde der Zusammenkunft erschien endlich. Emilie ging ihr wenigstens mit äußrer Fassung entgegen; Valancourt aber war so sehr außer sich, daß er einige Minuten lang nicht sprechen konnte. Klagen, Bitten und Selbstvorwürfe waren die ersten Worte, die er äußerte. Nachher sagte er: „Emilie, ich habe Sie geliebt, ich liebe Sie mehr als mein Leben; aber ich habe mich selbst zu Grunde gerichtet, und doch wollte ich Sie lieber in eine Verbindung, die Ihr Unglück machen mußte, zu verwickeln suchen, als mich der Strafe, die ich verdiene, Ihrem Verluste unterwerfen. Ich bin im Elende, aber ich will nicht länger ein Bösewicht seyn. Ich will Ihren Entschluß nicht durch Bitten einer eigennützigen Leidenschaft zu erschüttern suchen. Ich entsage Ihnen, Emilie, und werde Trost in dem Gedanken finden, daß wenigstens Sie glücklich sind, so elend ich auch seyn mag. Zwar darf ich das Verdienst des Opfers mir nicht zuschreiben; denn ich gestehe frey, daß ich nie über mich vermocht haben würde, Sie aufzugeben, wenn nicht Ihre höhere Klugheit es gefordert hätte."

Er schwieg einen Augenblick, während Emilie die Thränen zu unterdrücken suchte, die ihr in die Augen drangen. Sie wollte reden, vermochte es aber nicht, und er fuhr wieder fort: „Vergeben Sie mir, Emilie, allen Kummer, den ich Ihnen verursacht habe, und wenn Sie ja an den unglücklichen Valancourt denken, so

erinnern Sie sich, daß es sein einziger Trost seyn wird, zu glauben, daß Sie nicht länger durch seine Thorheit unglücklich sind." Thränen überströmten nun ihre Wangen, und war nahe dabey, wieder in seine vorige Verzweiflung zurück zu fallen, als Emilie ihre Stärke aufboth, um eine Unterredung zu endigen, die nur beyder Qual vermehren konnte. Da er ihre Thränen sah, und daß sie im Begriffe war, zu gehn, kämpfte er noch einmahl wider seine eignen Gefühle, um die ihrigen zu besänftigen. „Die Erinnerung an diesen Kummer, sagte er, soll ins künftige mein Schutz seyn. O, niemahls wird Beyspiel oder Versuchung mich wieder zum Bösen hinreissen können, so lange mich der Gedanke erhebt, daß Sie mich würdigen, um mich zu trauern."

Emilie fühlte sich durch diese Versicherung einigermaßen getröstet. „Wirscheiden nun auf immer, sagte sie; aber wenn meine Glückseligkeit Ihnen theuer ist, so erinnern Sie sich stets, daß nichts auf der Welt mehr dazu beytragen kann, als wenn ich glauben darf, daß Sie sich Ihre eigne Achtung wieder erworben haben." — Valancourt ergriff ihre Hand, seine Augen schwammen in Thränen, und das Lebewohl, das er ihr sagen wollte, erstarb in Seufzern. Nach wenig Augenblicken sagte Emilie, schwer Athem schöpfend und mit gebrochener Stimme: „Leben Sie wohl, Valancourt, möchten Sie glücklich seyn!" Sie wiederhohlte ihr Lebewohl, und wollte ihre Hand zurückziehen; aber er hielt sie fest, und badete sie mit Thränen. „Warum wollen wir diese Augenblicke verlängern, sagte Emilie mit kaum hörbarer Stimme; sie sind zu

schmerzhaft für uns beyde." — „O, es ist zu viel, zu viel!" rief Valancourt, ließ ihre Hand los, und warf sich in einen Stuhl, wo er das Gesicht mit beyden Händen bedeckte, und in lautes Schluchzen ausbrach. Nach einer langen Pause, in welcher Emilie stillschweigend weinte, und Valancourt mit seinem Schmerze zu kämpfen schien, stand sie wieder auf, um fortzugehn. Er suchte sich zu fassen. „Ich betrübe Sie aufs neue, sagte er, aber lassen Sie den Schmerz, den ich fühle, für mich sprechen." Er setzte dann mit feyerlicher Stimme, die oft von innerer Bewegung bebte, hinzu: „Leben Sie wohl, Emilie! Sie werden stets der einzige Gegenstand meiner Zärtlichkeit seyn. Sie werden zuweilen an den unglücklichen Valancourt denken, wenigstens mit Mitleid, wenn es nicht mit Achtung seyn kann. Ach! was ist mir die ganze Welt ohne Sie — ohne Ihre Achtung! — Aber ich vergesse mich wieder, ich muß gehn, sonst falle ich aufs neue in Verzweiflung zurück."

Er sagte Emilien noch einmahl Lebewohl, drückte ihre Hand an seine Lippen, warf den letzten Blick auf sie, und eilte aus dem Zimmer.

Emilie blieb mit einem Herzwehe, das ihr kaum zu athmen erlaubte, auf dem Stuhle sitzen, wo er sie verlassen hatte, und horchte auf seine scheidenden Schritte, die immer schwächer und schwächer versanken. Endlich wurde sie durch die Stimme der Gräfinn im Garten aufgeschreckt; der erste Gegenstand, der ihr ins Auge fiel, war der Stuhl, auf dem Valancourt gesessen hatte. Die Thränen, die eine Zeit lang durch die Betäubung, worin sein Fortgehn sie versetzte, unterdrückt wurden, erleichterten sie jetzt, und sie

faßte sich endlich genug, um wieder auf ihr Zimmer zurück zu gehn.

Drittes Kapitel.

Wir kehren nun zum Montoni zurück, dessen Verdruß und Wuth sich bald in nähern Besorgnissen verloren. Da seine Räubereyen alle Grenzen überschritten, so mußte sich endlich der damahls kaufmännische Senat von Venedig entschließen, ihm nachdrücklich Einhalt zu thun. Während ein ansehnliches Korps auf dem Puncte stand, nach Udolpho zu marschieren, bath ein junger Officier, der eine empfindliche Kränkung von Montoni erlitten hatte, um Gehör bey dem Minister, der dieses Unternehmen dirigirte. Er stellte vor, daß Udolpho zu stark befestigt wäre, um nicht einer förmlichen Belagerung zu widerstehn, und daß man in jedem Betrachte seinen Zweck leichter erreichen würde, wenn man List mit Gewalt vereinigte. Es wäre vielleicht möglich, Montoni und seine Partey außerhalb ihrer Mauern zu treffen, und sie dann anzugreifen, oder sich in kleinen Corps der Festung heimlich zu nähern, und eine Gelegenheit abzuwarten, um sie zu überrumpeln.

Man nahm diesen Rath in ernstliche Überlegung, und gab dem Officiere das Commando über die Truppen, die er zu diesem Zwecke verlangte. Er lauerte in der Nachbarschaft des

Schlosses, bis er sich den Beystand verschiedener Condottieris gesichert hatte, die er sehr bereitwillig fand, sich an ihrem despotischen Herrn zu rächen, und sich ihre Verzeihung vom Senate zu sichern. Er erfuhr auch die Anzahl von Montonis Leuten, die sich seit seinen letzten Siegen ansehnlich vermehrt hatte. Sein Plan wurde bald ausgeführt; er ließ sich von seinen Freunden in der Festung die Parole sagen, und überrumpelte Montoni und seine Officiere mit einem Theile seiner Leute in ihrem Zimmer, während die andern nach einem kleinen Gefechte die ganze Besatzung zur Übergabe brachten. Unter den Personen, die mit Montoni ergriffen wurden, befand sich auch Orsino, der Meuchelmörder, der sich gleich anfangs zu ihm nach Udolpho geflüchtet hatte, und dessen Verhehlung dem Senate durch den Grafen Morano, nach seinem letzten mißlungenen Versuche, Emilien zu entführen, kund gemacht war. Die ganze Expedition war in der That mit um dieses Menschen willen unternommen, der Einen aus dem Senate ermordet hatte, und man war mit dem glücklichen Erfolge so sehr zufrieden, daß Morano, ungeachtet des politischen Verdachts, den Montoni durch seine geheime Anklage auf ihn zu bringen gesucht hatte, auf der Stelle befreyt wurde. Die ganze Sache war mit solcher Stille und Schnelligkeit geschehen, daß die öffentlichen Nachrichten nichts davon verbreiteten, und Emilie erfuhr in ihrem Languedoc nichts von der Niederlage und ausgezeichneten Demüthigung ihres Verfolgers.

Ihre Seele war jetzt von einem Leiden überfüllt, wobey die Vernunft nichts zu wirken vermochte. Der Graf von Villefort, der aufrichtig

allen Trost der Freundschaft aufboth, vergönnte ihr zuweilen die Einsamkeit, die sie wünschte; oft aber veranstaltete er kleine Partieen zu ihrer Erheiterung, und suchte sie stets, so viel als möglich, vor den forschenden Blicken und Fragen der Gräfinn zu schützen. Emilie, die ihn als den einsichtsvollen Freund und Beschützer ihrer Jugend betrachtete, fühlte bald für ihn die zärtliche Zuneigung einer Tochter, und ihr Herz ergoß sich schwesterlich gegen ihre junge Freundinn Blanka, deren Güte und einfaches Wesen ihr den Mangel glänzender Eigenschaften ersetzten. Es verging eine geraume Zeit, ehe sie ihre Seele so weit von Valancourt abziehen konnte, um auf die von Dorotheen versprochene Geschichte zu hören; allein Dorothee erinnerte sie endlich daran, und Emilie bath sie, die folgende Nacht zu ihr zu kommen.

Ihre Gedanken waren noch immer so sehr mit Gegenständen beschäftigt, die ihre Neugier schwächten, daß Dorotheens Klopfen an der Thüre sie beynahe so sehr überraschte, als wenn sie es nicht erwartet hätte. „Ich bin endlich gekommen, Fräulein, sagte sie; ich weiß nicht, warum meine alten Glieder diese Nacht so zittern. Ich dachte ein paarmahl, daß ich unterwegs umsinken würde." Emilie bath sie, sich zu setzen, und sich zu fassen, ehe sie die Erzählung anfinge, die sie hieher gebracht hatte. „Ach, sagte Dorothee, ich glaube, daß gerade der Gedanke daran mich so sehr außer mir gebracht hat. Ich kam auf meinem Wege hieher vor dem Zimmer vorbey, wo meine theure Herrschaft starb, und es war alles so still und dunkel um mich, daß ich mir

beynahe einbildete, sie zu sehn, wie sie auf dem Todtenbette da lag."

Emilie rückte ihren Stuhl näher an Dorotheen, und sie fuhr fort: „Es werden nun etwa zwanzig Jahre seyn, seit meine gnädige Marquise, als Braut, aufs Schloß kam. O, ich erinnere mich noch recht gut, wie sie aussah, als sie in den großen Saal kam, wo wir Bedienten alle versammelt waren, um sie zu empfangen, und wie glücklich der Marquis zu seyn schien. Ach, wer hätte damahls denken sollen! — Aber wie gesagt, Fräulein, es däuchte mich doch, daß die Marquise, mit allen ihren süßen Blicken, im Herzen nicht glücklich war; ich sagte es auch meinem Manne, allein er hielt es für eine Thorheit, und so sprach ich nicht weiter davon, sondern behielt meine Bemerkungen für mich. Die Marquise war damahls ungefähr von Ihrem Alter, und wie ich schon oft gesagt habe, Ihnen sehr ähnlich. Der Marquis hielt lange Zeit ein offnes Haus, und es gab solche Feste und Vergnügungen, als man noch nie im Schlosse gesehn hatte. Ich war damahls noch jünger als ich jetzt bin, und machte mit, trotz der jüngsten." — Aber was sagte die Marquise dazu? unterbrach Emilie. —

„Ja, die gnädige Marquise schien freylich nicht glücklich dabey; einmahl, kurz nach der Heirath, hörte ich sie sogar in ihrem Zimmer weinen; als ich aber herein kam, trocknete sie ihre Thränen ab, und zwang sich zu lächeln. Ich getraute mir nicht, sie um die Ursache zu fragen; das nächstemahl aber fragte ich sie, und es schien ihr unangenehm, und so sagte ich nie etwas mehr. Einige Zeit nachher aber machte ich ausfindig, was

es war. Ihr Vater hatte ihr, wie es schien, befohlen, den Marquis um seines Geldes willen zu heirathen, und sie mochte wohl einen andern haben, den sie mehr liebte, und der sie auch liebte, und so bilde ich mir ein, daß sie um ihn trauerte, obwohl sie nie etwas sagte. Sie bemühte sich immer, ihre Thränen vor dem Marquis zu verhehlen, denn ich habe sie oft, wenn sie geweint hatte, freundlich und lächelnd gesehn, so wie er herein kam. Plötzlich aber wurde der Herr mürrisch und finster, und ging oft sehr hart mit ihr um. Dieses betrübte sie sehr, wie ich sah, denn sie klagte nie, und sie war so sanft gegen ihn, und gab sich so viel Mühe, ihm gefällig zu seyn, daß es mir im Herzen wehe that. Er aber blieb hart und gab ihr rauhe Antworten, und wenn sie dann sah, daß alles vergebens war, ging sie in ihr Zimmer und weinte so kläglich. Ich hörte sie oft im Vorzimmer, die arme Dame, aber ich wagte selten, hineinzugehn. Zuweilen dacht ich, der Herr wäre eifersüchtig; sie wurde auch in der That sehr bewundert; allein sie war zu gut, um Argwohn zu verdienen. Unter den vielen Herren, die aufs Schloß kamen, war einer, der mir recht für die gnädige Frau zu passen schien; er war so höflich, und zugleich so lebhaft, und es war etwas so gefälliges in allem was er that und sagte. Ich bemerkte immer, daß, so oft er da gewesen war, der Marquis finstrer, und meine gnädige Frau tiefsinniger schien, und es fiel mir ein, daß dieß vielleicht der Chevalier wäre, den sie lieber geheirathet hätte; allein ich habe nie etwas gewisses darüber erfahren."

„Wie hieß denn der Chevalier?" fragte Emilie.

„Das kann ich selbst Ihnen nicht sagen, Fräulein, denn es könnte ein Unglück daraus entstehn. Ich hörte einmahl von jemand, der jetzt nicht mehr lebt, daß die Marquise nicht des Marquis rechtmäßige Frau wäre; daß sie vorher mit dem Herrn, den sie so sehr liebte, heimlich verheirathet gewesen sey, und sich nachher gefürchtet hätte, es ihrem Vater, der ein sehr strenger Mann war, zu gestehn; allein dieß kömmt mir sehr unwahrscheinlich vor, und ich habe es auch nie eigentlich geglaubt. Wie gesagt, der Marquis war immer sehr übler Laune, wenn der Chevalier, von dem ich sprach, aufs Schloß kam, und machte zuletzt, durch seine harte Behandlung, meine Frau ganz unglücklich. Er litt beynahe Niemand mehr auf dem Schlosse, und zwang sie, ganz für sich allein zu leben. Ich war stets um sie, und sah alles, was sie litt, hörte sie aber nie klagen. Nachdem die Sachen wohl beynahe ein Jahr auf solchen Fuß gestanden hatten, wurde meine gnädige Frau krank, und ich dachte, daß ihr innerlicher Gram daran Schuld wäre — ach aber nachher habe ich gefürchtet, das es etwas schlimmeres war."

„Etwas schlimmeres, Dorothee? fragte Emilie. Kann etwas schlimmeres seyn?"

„Ich fürchte ja, denn es kamen seltsame Dinge zum Vorschein; doch ich will nur sagen, was wirklich geschah. Mein gnädiger Herr, der Marquis" — „Stille Dorothee, was waren das für Töne?" fragte Emilie. —

Dorothee veränderte das Gesicht, und sie hörten beyde in der Stille der Nacht eine ungewöhnlich sanfte Musik.

„Ich habe gewiß diese Stimme schon sonst gehört, sagte Emilie endlich."

„Ich habe sie oft gehört und um diese nähmliche Stunde, sagte Dorothee feyerlich, und wenn Geister jemahls Musik machen, so ist dieß gewiß ihr Ton."

Emilie erkannte die Töne, so wie sie näher kamen, für dieselben, die sie ehmahls bey ihres Vaters Tode gehört hatte, und die Erinnerung an diese traurige Begebenheit, oder vielleicht eine andre geheime Furcht wirkten so auf sie, daß sie beynahe in Ohnmacht sank.

„Mich dünkt, ich sagte Ihnen einst, gnädiges Fräulein, daß ich diese Musik zum ersten Mahle bald nach meiner gnädigen Frauen Tode hörte — ich erinnere mich noch der Nacht."

„Horch, da kömmt es wieder, sagte Emilie; laß uns das Fenster aufmachen und zuhören."

Sie thaten es, aber die Töne verhallten allmählig in der Ferne, und alles war wieder stille: sie schienen zwischen den Wäldern versunken zu seyn, deren belaubte Spitzen sich im hellen Horizont erhoben, während die andre Gegend in den Schatten der Nacht gehüllt lag.

Indem Emilie sich ans Fenster lehnte und mit einer Art von zitternder Angst auf die Dunkelheit unten und dann auf den wolkenlosen bloß durch die Sterne erleuchteten Himmel über ihr sah, fuhr Dorothee mit leiser Stimme in ihrer Erzählung fort.

„Ich sagte, gnädiges Fräulein, daß ich mich noch recht gut erinnere, wann ich die Musik zuerst hörte. Es war eine Nacht, bald nach meiner Frauen Tode ich war länger als gewöhnlich aufgeblieben, und ich weiß selbst nicht, wie es

kam, daß ich so stark an meine arme Herrschaft und an den kläglichen Auftritt, den ich so kürzlich mit angesehn, gedacht hatte. Es war ganz stille im Schlosse, ich war in einem Zimmer weit von den übrigen Bedienten entfernt, und diese Einsamkeit und meine traurigen Gedanken mochten mich wohl so niedergeschlagen machen: ich dachte und dachte, bis ich mich endlich beynahe fürchtete, mich im Zimmer umzusehn: meiner armen Frauen Gesicht trat mir immer vor die Augen, so wie ich sie im Tode gesehen hatte, und einmahl glaubte ich, sie wirklich vor mir zu sehen, als ich plötzlich eine so süße Musik hörte. Es schien dicht unter meinem Fenster zu seyn, und ich werde in meinem Leben nicht vergessen, was ich dabey fühlte. Ich hatte nicht die Kraft vom Stuhle aufzustehn, wenn ich aber dachte, daß es meiner liebsten gnädigen Frau ihre Stimme wäre, so mußte ich weinen. Ich hatte sie oft singen gehört, als sie noch lebte, und sie hatte gewiß eine sehr schöne Stimme; ich habe oft weinen müssen, wenn sie so des Abends saß und traurige Lieder in ihre Laute sang. Wie gesagt, Fräulein, als ich zuerst die Musik hörte, dacht ich gewiß, es wäre meine seelige Frau; ich habe es auch oft wieder gedacht, wenn sie sich von Zeit zu Zeit hören ließ. Zuweilen sind ganze Monate verstrichen; allein sie ist immer wieder gekommen."

„Es ist doch ganz seltsam, sagte Emilie, daß noch niemand den Musikus entdeckt hat."

„Lassen wir das gut seyn. Sie sprach eben von dem Marquis als die Musik uns unterbrach."

„Ja,

„Ja, Fräulein, der Marquis wurde immer finsterer und finsterer, und die gnädige Frau wurde immer kränker, bis sie in einer Nacht sehr schlecht war. Ich wurde hereingerufen, und erschrack, als ich ans Bette kam und ihr ins Gesicht sah — es war so verändert. Sie sah mich kläglich an, und bath, ich möchte den Marquis noch einmahl rufen — denn er war noch nicht gekommen — und ihm sagen, daß sie ihm etwas besondres zu eröffnen hätte. Er kam endlich, und ich muß sowohl sagen, daß er wirklich sehr betrübt schien, als er sie so sah. Sie sagte ihm, sie fühlte, daß sie sterben würde, und wünschte mit ihm allein zu sprechen; ich ging darauf hinaus, aber ich werde nie seinen Blick vergessen."

„Als ich wieder kam, wagte ich ihn zu erinnern, nach einem Doctor zu schicken, denn ich glaubte, daß er es vergessen hätte; allein meine gnädige Frau sagte, es wäre zu spät: der Marquis aber war so weit entfernt es zu glauben, daß er vielmehr leicht von der Krankheit zu denken schien — bis sie von solchen erschrecklichen Schmerzen befallen wurde. — O ich werde ihr Schreyen nie vergessen! Der Marquis schickte nun einen Mann zu Pferde nach dem Doctor und ging in der größten Betrübniß bald im Zimmer bald im Schlosse auf und ab. Ich blieb bey der lieben Dame und that was ich konnte, um ihr Leiden zu erleichtern. Sie hatte Zwischenzeiten wo der Schmerz aufhörte, und ließ in einem solchen Augenblick den Herrn aufs neue rufen. Ich wollte fortgehn, als er kam, allein sie bath mich, sie nicht zu verlassen. O, ich werde den Auftritt nie vergessen! Der gnädige Herr war beynahe außer sich, denn die Marquise war so gut, und

gab sich solche Mühe ihn zu trösten, daß er von seinem Unrecht überzeugt werden mußte, wenn er ja einen Verdacht gehabt hatte. Er schien in der That durch den Gedanken an sein Betragen gegen sie ganz niedergeworfen zu seyn, und dieß rührte sie so sehr, daß sie in Ohnmacht sank."

„Wir schafften nun den Marquis aus dem Zimmer; er ging in seine Bibliothek und warf sich auf die Erde und wollte kein Zureden hören. Als meine gnädige Frau wieder zu sich kam, fragte sie nach ihm, dann aber sagte sie, sie könnte seinen Schmerz nicht ansehn, und bath uns, sie ruhig sterben zu lassen. Sie starb in meinen Armen, Fräulein, und ging so ruhig davon, als ein Kind, denn alle Heftigkeit ihrer Schmerzen war vorüber."

„Als der Doctor kam, und leider kam er zu spät, schien er über ihren Anblick sehr erschrocken d nn bald nach ihrem Tode wurde ihr ganzes Gesicht von einer fürchterlichen Schwärze überzogen. Der Arzt schickte alle die Bedienten aus dem Zimmer, und legte mir einige sonderbare Fragen über die Marquise und besonders über den Anfang ihrer Krankheit vor; er schüttelte den Kopf bey meinen Antworten, und schien mehr zu meinen, als er sagen wollte: allein ich verstand ihn nur zu gut. Doch behielt ich meine Gedanken für mich, und sagte sie nur meinem Manne, der mir aber Stillschweigen einband. Einige von den andern Bedienten hatten gleichen Verdacht mit mir, aber niemand wagte etwas davon verlauten zu lassen. Als der Marquis hörte, daß sie todt war, schloß er sich ein, und wollte niemand sehen, außer den Doctor, der zu ganzen Stunden mit ihm allein war: der

Doctor sprach nach der Zeit nie wieder ein Wort mit mir über die gnädige Frau. Als sie in der Kirche des Klosters dort begraben wurde, folgten alle Unterthanen meines Herrn der Leiche nach, und es blieb gewiß kein Auge trocken: denn sie hatte den Armen viel Gutes gethan. Ich habe noch in meinem Leben keinen Menschen so melancholisch gesehn, als der gnädige Herr nachher war; oft hatte er solche Anfälle, daß er den Verstand zu verlieren schien. Er blieb nicht lange im Schlosse, sondern ging zum Regiment und bald darauf erhielten alle Domestiken, außer mir und meinem Manne, den Abschied: denn der Herr zog in den Krieg. Ich habe ihn nachdem nicht wieder gesehn, denn er wollte das Schloß nicht wieder besuchen, so ein schöner Ort es auch ist; er hat auch niemahls die schönen Zimmer im westlichen Flügel ausgebaut, und der ganze Flügel ist seitdem verschlossen geblieben, bis der gnädige Herr Graf kam."

„Der Tod der Marquise ist allerdings sehr sonderbar," sagte Emilie, die begierig war, mehr zu wissen, als sie sich zu fragen getraute.

„Ja wohl sonderbar, antwortete Dorothee; ich habe Ihnen alles gesagt, was ich sah, und Sie können leicht rathen, was ich denke. Sagen darf ich nichts mehr, weil ich keine Gerüchte ausbreiten möchte, die den Herrn Grafen beleidigen könnten.

„Sie hat recht, sagte Emilie. Wo starb doch der Graf?" — Ich glaube im nördlichen Frankreich, gnädiges Fräulein. Ich freute mich sehr, als ich hörte, daß der Graf kommen würde, denn dieß ist viele Jahre lang ein trauriger wüster Ort gewesen, und wir hörten oft nach der

gnädigen Frauen Tode ein so seltsames Geräusch, daß wir in eine benachbarte Hütte zogen. Und nun gnädiges Fräulein habe ich ihnen alles gesagt, was ich weiß, und hoffe, Sie werden sich Ihres Versprechens erinnern und nie etwas davon äußern." — „Das werde ich gewiß, sagte Emilie. Ihre Erzählung hat mich mehr interessirt, als Sie vielleicht glaubt. Ich wünschte nur noch das einzige, daß Sie sich bewegen ließe, mir den Nahmen des Chevaliers zu sagen, den sie der Marquise für würdig hielt."

Dorothee schlug es durchaus ab, und kam dann wieder auf das Portrait der Marquise. „Es hängt noch ein andres Gemählde von ihr in den Zimmern, die bisher verschlossen waren. Es wurde, wie ich gehört habe, gemahlt, ehe sie verheirathet war, und sieht Ihnen noch ähnlicher, als das kleine." Als Emilie ihren Wunsch äußerte, es zu sehn, antwortete Dorothee, daß sie diese Zimmer nicht gern öffnen möchte, doch meinte sie endlich, sie würde sich weniger fürchten hineinzugehn, wenn Emilie mit ihr käme.

Es war diese Nacht schon zu spät und Emilie war auch zu sehr erschüttert durch die Erzählung der Auftritte, die in diesen Zimmern vorgegangen waren, um sie jetzt zu besuchen; allein sie bath Dorotheen, die zukünftige Nacht wieder zu kommen und sie dahin zu führen. Außer ihrem Verlangen nach dem Gemählde fühlte sie auch eine große Begierde, das Zimmer zu sehn, wo die Marquise gestorben war. Dorothee sagte, es wäre mit Bette und Möbeln unverändert geblieben, so wie es war, als der Körper beerdigt wurde.

Dorothee versprach, die folgende Nacht mit den Schlüsseln wieder zu kommen, und schlich sich leise fort. Emilie saß noch lange in melancholischen Träumereyen da, welche die Einsamkeit der Stunde begünstigte; plötzlich aber wurde die Stille durch ein sehr ungewöhnliches Geräusch unterbrochen, das entweder aus dem Zimmer an dem ihrigen oder von unten zu kommen schien. Die schreckliche Catastrophe, die sie eben gehört hatte, schwebte ihr so lebhaft vor, daß sie einen Augenblick unter einer abergläubigen Furcht erlag. Das Geräusch ließ sich nicht wieder hören, und sie legte sich zu Bette, um im Schlafe die traurige Geschichte, die sie gehört hatte, zu vergessen.

Viertes Kapitel.

Die folgende Nacht um dieselbe Stunde kam Dorothee mit den Schlüsseln der Zimmer, die zum besondern Gebrauch der Marquise bestimmt gewesen waren, zu Emilien. Da aber Emiliens Zimmer am entgegengesetzten Ende des Schlosses lag und sie vor den Schlafzimmern verschiedener andrer Personen aus der Familie vorbeygehn mußten, deren Neugier Dorothee, aus Furcht, dem Grafen mißfällig zu seyn, nicht gern erregen mochte; so bath sie Emilien, noch eine halbe Stund zu warten, ehe sie sich hervorwagten.

Sie warteten, bis es Eins geschlagen hatte, und Dorothee ging mit der Lampe voran, aber ihre Hand zitterte so sehr vor Schwäche und Angst, daß Emilie sie ihr abnahm und ihr den Arm both, um ihre schwachen Schritte zu unterstützen. Sie mußten die große Treppe herunter gehen, und einen weiten Weg durchs Schloß nach einer andern Treppe machen, die zu den Zimmern führte. Sie gingen leise durch den Gang, an den die Zimmer des Grafen, der Gräfinn, und der Gräfinn Blanka stießen, und kamen endlich an den Fuß der schwarzen Wendeltreppe. Die alte Dorothee stand still und sah sich rings um. Lassen Sie uns wohl aufmerken, ob sich nichts rührt. Hören Sie keine Stimme Fräulein? Nein, sagte Emilie, es ist gewiß im ganzen Schlosse außer uns niemand mehr auf. Das wohl nicht, Fräulein, aber ich bin noch nie um diese Stunde hier gewesen, und nach dem, was ich weiß, ist meine Furcht wohl nicht zu verwundern. Was weiß Sie denn? sagte Emilie. O, Fräulein, wir haben jetzt nicht Zeit, lange zu reden; lassen Sie uns weiter gehn. Die Thür zur Linken dort müssen wir aufmachen.

Sie schritten fort, und als sie die oberste Stuffe der Treppe erreicht hatten, steckte Dorothee den Schlüssel ins Schloß. Ach, sagte sie, indem sie es umzudrehen versuchte, es sind so viele Jahre verflossen, seit dieß nicht geöffnet ist, daß es sich nicht will umdrehen lassen. Emilie war glücklicher, und sie traten sogleich in ein geräumiges altes Zimmer.

„Ach, rief Dorothee, als ich das letzte Mahl durch diese Thüre ging, folgte ich der Leiche meiner armen gnädigen Frau!“

Die Erwähnung dieses Umstandes und das düstre feyerliche Ansehn des Orts machte einen besondern Eindruck auf Emilien, und sie gingen schweigend durch eine lange Reihe Zimmer, bis sie an eins kamen, das geräumiger als die übrigen, und reich an Überresten verblichener Größe war.

„Lassen Sie uns ein Weilchen hier bleiben, Fräulein, sagte Dorothee schwach, wir gehn jetzt in das Zimmer, wo meine Frau starb; diese Thüre führt hinein. Ach, Fräulein, warum überredeten Sie mich, hieher zu kommen? Es ist mir jetzt alles noch als wäre es gestern gewesen. Wie oft habe ich dieß Zimmer zu meiner gnädigen Frauen Zeiten erleuchtet gesehn! Es war das schönste im Schlosse und ganz nach meiner gnädigen Frau Geschmack aufgeputzt — alle diese Möblen kamen aus Paris, die großen Spiegel und die reichen Tapeten ausgenommen. Wie die Farben verschossen sind, seit ich sie zuletzt sah!"

„Ich denke, das war vor zwanzig Jahren, merkte Emilie an."

„Ohngefähr so lange, aber die Zeit zwischen damahls und jetzt kommt mir wie nichts vor. Diese Tapeten wurden damahls sehr bewundert, weil sie Geschichten aus berühmten Büchern vorstellen."

Emilie ging näher heran, um sie zu untersuchen und entdeckte aus den Versen, die unter jede Scene gewebt waren, daß es Geschichten aus den berühmtesten alten Romanen waren.

Dorothee hatte sich nun wieder ein wenig ermuntert. Sie stand auf und öffnete die Thüre, die in der verstorbenen Marquise Zimmer führ-

te. Emilie trat jetzt in ein hohes, rings mit dunkeln Tapeten behangenes und so großes Gemach, daß man bey der Lampe, die sie in der Hand hielt, den ganzen Umfang nicht sah. Dorothee war auf einen Stuhl niedergesunken, wo sie, tief seufzend, sich in einem für sie so rührenden Aufenthalt, kaum umzusehen getraute. Es dauerte eine Zeitlang, ehe Emilie durch die Dämmerung das Bett erblickte, auf dem die Marquise gestorben seyn sollte; als sie aber weiter im Zimmer hinaufging, entdeckte sie den hohen gewölbten Thronhimmel von dunkelgrünen Damast, mit den Vorhängen, die zeltförmig, halb aufgezogen und wie es schien noch so, wie vor zwanzig Jahren, zur Erde herabhingen. Über das ganze Bett war eine Decke von schwarzen Sammt gebreitet, die bis auf den Fußboden stieß. Emilie schauderte, als sie die Lampe näher hielt und in die dunkeln Vorhänge blickte, wo sie beynahe ein menschliches Gesicht zu sehn erwartete. Sie erinnerte sich plötzlich an ihr Entsetzen, als sie die sterbende Madame Montoni in der Thurmkammer zu Udolpho erblickte: ihre Kräfte schwanden und sie wandte sich von dem Bette ab, als Dorothee, die es erreicht hatte, ausrief: „heilige Jungfrau! mich dünkt, ich sehe meine gnädige Frau auf dem Bette ausgestreckt liegen, so wie ich sie zuletzt sah."

Emilie, durch diese Worte erschreckt, sah unwillkürlich wieder in die Vorhänge, entdeckte aber nichts, als die schwarze Decke; Dorothee mußte sich aus Schwäche an dem Bette halten, bis ihr Thränen zu Hülfe kamen.

„Ach, sagte sie, hier saß ich in jener erschrecklichen Nacht und hielt meiner Frauen Hand

und hörte ihre letzten Worte und sah alle ihre Leiden, hier starb sie in meinen Armen."

„Hänge Sie diesen schmerzhaften Erinnerungen nicht nach, gute Frau, sagte Emilie: lasse sie uns gehn, und zeige Sie mir das Gemählde, wovon sie sprach."

„Es hängt im Kabinett, sagte Dorothee, und öffnete eine kleine Thür oben am Bette, die an das Kabinett der verstorbenen Marquise stieß.

„Ach, da ist sie, Fräulein, sagte Dorothee, und zeigte auf das Gemählde einer Dame — da ist sie leibhaftig, gerade so sah sie aus, als sie zuerst ins Schloß kam. Sie war damahls so blühend wie Sie, und mußte so bald davon."

Emilie betrachtete aufmerksam das Gemählde, das dem kleinen, welches sie besaß, vollkommen glich, nur der Ausdruck des Gesichts war in jedem verschieden; doch glaubte sie auch hier einige Züge der tiefsinnigen Schwermuth wahrzunehmen, die jenes Gemählde auszeichneten.

„Treten Sie doch einmahl neben das Gemählde, damit ich sie zusammen vergleichen kann, sagte Dorothee, die nun aufs neue in Ausrufungen über die Ähnlichkeit ausbrach. Auch Emilien dünkte, daß sie schon irgendwo eine ähnliche Person gesehen hätte, obgleich sie sich nicht genau besinnen konnte, wo.

Es waren in diesem Kabinett noch viele Denkmähler der verstorbenen Marquise vorhanden: ein Rock und verschiedene Stücke ihrer Kleidung lagen auf den Stühlen umher, als wenn sie eben ausgezogen wären. Auf der Erde standen ein paar schwarze attlassene Pantoffeln, und auf dem Nachttisch lagen ein paar Handschuhe und ein langer schwarzer Schleyer, der vor Alter in

Stücken fiel, als Emilie ihn aufnahm, um ihn zu besehn.

„Ach, sagte Dorothee, als sie den Schleyer sah, meine Frau hat ihn mit eigner Hand dahin gelegt: er ist seitdem nicht wieder angerührt."

Emilien überfiel ein Schauder und sie legte ihn sogleich wieder hin. „Ich sehe noch, wie sie ihn abnahm, fuhr Dorothee fort: es war des Abends vor ihrem Tode, als sie von einem kleinen Spaziergange im Garten, wozu ich sie beredet hatte, zurückkam. Die Luft schien sie sehr erfrischt zu haben; ich sagte ihr, daß sie weit besser aussähe, und erinnere mich noch, daß sie mich mit einem matten Lächeln ansah; ach sie dachte wohl eben so wenig als ich, daß sie die Nacht sterben sollte!"

Dorothee weinte wieder, nahm dann den Schleyer und warf ihn plötzlich über Emilien, die ein Schauer überlief, als sie sich bis auf die Füße darinn eingewickelt sah. Dorothee bath sie, ihn einen Augenblick umzubehalten. „Ich dachte, setzte sie hinzu, wie ähnlich Sie meiner gnädigen Frau in dem Schleyer sehn müßten; möge Ihr Leben glücklicher seyn, als das ihrige war!"

Emilie legte seufzend den Schleyer hin und besah das Kabinett, wo jeder Gegenstand, auf den ihr Auge fiel, von der Marquise zu sprechen schien. In einem tiefen Fenster von gemahlten Glas stand ein Tisch mit einem silbernen Crucifix und einem aufgeschlagenen Gebethbuch. Emilie erinnerte sich mit Rührung, daß Dorothee einmahl von ihrer Gewohnheit, in diesem Fenster Laute zu spielen, gesprochen hatte, als ihr die Laute selbst ins Auge fiel, die auf einer Ecke des

Tisches lag, als wenn die Hand, die sie so oft belebt hatte, sie nachlässig dahin geworfen hätte.

„Dieß ist ein trauriger Ort, sagte Dorothee; als meine Herrschaft starb, hatte ich nicht das Herz, darin aufzuräumen, und der gnädige Herr kam nie herein, so, daß alles so blieb, wie es war."

Dorothee sah mit unverwandten Blicken die Laute an, nahm sie mit zögernder Hand hin, und streifte mit den Fingern über die Saiten. Sie waren verstimmt, gaben aber doch einen tiefen vollen Ton an. Dorothee fuhr zusammen und sagte: „Ach das ist die Laute, die meine arme Frau so lieb hatte. Ich höre noch, wie sie zuletzt darauf spielte; es war in der Nacht, wie sie starb. Ich kam, wie gewöhnlich, sie auszukleiden; als ich sie aber spielen hörte, blieb ich leise an der Thüre stehn — es war so beweglich. Sie saß mit der Laute in der Hand, und blickte gen Himmel; die Thränen liefen ihr die Wangen herab, während sie eine so sanfte und rührende Abendhymne sang. Ihre Stimme zitterte gleichsam, sie hielt oft inne und trocknete sich die Thränen ab, und fuhr dann leise fort. O ich hatte ihr oft zugehört, aber nie war es mir so ans Herz gedrungen; ich mußte anfangen zu weinen. Sie hatte vermuthlich gebethet, denn das Buch lag offen auf dem Tische — ach, ich sehe, es liegt noch da — lassen Sie uns herausgehn, Fräulein, es ist ein herzerschneidender Ort!"

Nachdem sie in das große Zimmer zurück gekommen waren, wollte Emilie noch einmahl das Bette sehen, so wie sie aber der offnen Thüre, die an den Saal stieß, gegenüber kamen, glaubte Emilie in dem Schimmer, den die Lampe dar-

auf warf, etwas an der Wand hin in den dunklern Theil des Zimmers gleiten zu sehn. Dieser Umstand, es mochte nun wirklich oder eingebildet seyn, machte nach allem, was sie vorher gesehn hatte, einen doppelten Eindruck auf sie; sie suchte ihre Bewegung vor Dorotheen zu verhehlen; allein diese sah, daß sie das Gesicht veränderte, und fragte, ob ihr nicht wohl wäre.

„Lasse Sie uns gehn, sagte Emilie schwach, es ist eine ungesunde Luft in diesen Zimmern.“ Indem aber erinnerte sie sich, daß sie durch das Zimmer gehn mußten, wo sie das Schreckenbild ihrer Fantasie gesehn hatte; ihr Schrecken stieg, und zu schwach, um sich aufrecht zu halten, setzte sie sich neben dem Bette nieder.

Dorothee, welche glaubte, daß nur der Gedanke an die traurige Begebenheit, die in diesem Zimmer geschehn war, sie so sehr angriffe, setzte sich zu ihr aufs Bette, und suchte sie durch die Erzählung von allerley Umständen zu zerstreuen, ohne zu bedenken, daß sie Emilien dadurch nur immer tiefer rühren mußte. „Ach, sagte sie, kurz vor ihrem Tode, als die Schmerzen sie verlassen hatten, rief mich die Seelige zu sich. Sie reichte mir die Hand, und ich setzte mich gerade da, wo der Vorhang aufs Bette fällt, nieder. Wie lebhaft mir ihr Blick noch vor Augen steht — der Tod war schon darin — mich dünkt fast, ich sehe sie jetzt. Hier lag sie, Fräulein, mit dem Gesichte dort auf dem Kissen. Diese schwarze Decke war damahls noch nicht auf dem Bette; sie wurde erst nach der Zeit übergespreitet, und sie darauf gelegt.“

Emilie sah in die dunkeln Vorhänge hinein, als hätte sie das Gesicht sehen können, von

dem Dorothee sprach. Sie sah nur die Ecke des weissen Kissens über die schwarze Decke hervorragen; als sie aber die Augen auf die Decke selbst warf, schien es ihr, als wenn sie sich bewegte. Ohne zu sprechen, ergriff sie Dorotheen beym Arm, und diese, durch Emiliens Blick erschreckt, wandte sich ebenfalls nach dem Bette, wo sie im nächsten Augenblicke die Decke langsam aufheben und wieder fallen sah.

Emilie wollte gehn, allein Dorothee blieb stehn, und sah starr aufs Bett; endlich sagte sie; „Es ist nur der Wind, der hereinbläst. Wir haben die Thüren offen gelassen; sehen Sie, wie der Wind die Lampe hin und her treibt. Es ist wirklich nichts weiter."

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als die Decke stärker als vorher bewegt wurde. Emilie, die sich ihrer Furcht schämte, ging näher herzu; die Decke bewegte sich wieder, und gleich darauf ragte ein menschliches Gesicht über ihr hervor.

Sie stießen beyde einen lauten Schrey aus, und flohen, so schnell es ihre zitternden Glieder zuließen, ohne irgend eine von den Thüren des Zimmers hinter sich zuzumachen. Als sie an die Wendeltreppe kamen, riß Dorothee eine Kammerthüre auf, wo einige von den Mägden schliefen, und sank athemlos auf das Bett, während Emilie, aller Gegenwart des Geistes beraubt, nur einen schwachen Versuch machte, die Veranlassung ihres Schreckens vor den erstaunten Bedienten zu verhehlen. Diese fingen so schnell Feuer, daß sie auch nachher, als Emilie und Dorothee sich faßten und über ihre eigene Furcht zu lachen suchten, nicht zu bewegen waren, selbst

den Überrest der Nacht in einer Kammer zuzubringen, die so nahe bey diesen Zimmern des Schreckens lag.

Dorothee begleitete Emilien in ihr Zimmer zurück; sie sprachen nun mit etwas mehr Fassung über diese seltsame Erscheinung, und Emilie würde beynahe ihrer eigenen Bemerkung mißtrauet haben, wenn nicht Dorothee sie bekräftigt hätte. Sie sagte nun auch, was sie im Saale bemerkt hatte, und fragte Dorotheen, ob sie keine Thüre offen gelassen hätte, durch die jemand hätte hereinkommen können; allein Dorothee besann sich ganz genau, daß sie die äußere Thüre hinter sich zugeschlossen hatte, und beharrte darauf, daß die Erscheinung, die sie gesehn hatte, nichts menschliches gewesen sey.

Emilie war tief erschüttert. Von welcher Art auch die Erscheinung gewesen seyn mochte, so blieb doch das Schicksal der verstorbenen Marquise eine unbezweifelte Wahrheit, und dieser sonderbare Vorfall gerade an dem Orte ihres Leidens, erfüllte Emilien mit einer bangen Furcht.

Dorothee erinnerte sich jetzt, daß sie alle Thüren auf der nordlichen Seite des Schlosses offen gelassen hätte, und da sie sich nicht getrauete, allein zurück zu gehn, um nur die äußere zu verschließen, erboth sich Emilie endlich, sie bis an den Fuß der schwarzen Wendeltreppe zu begleiten, und da zu warten, bis sie wieder zurück käme.

Kein Laut unterbrach die Stille, als sie durch die Gänge und Säale gingen. Am Fuße der Treppe aber sank Dorotheen aufs neue der Muth. Sie stand still, um zu lauschen; da sie

aber kein Geräusch oben hörte, stieg sie hinauf, wagte kaum einen halben Blick in das erste Zimmer zu werfen, befestigte die Thüre, welche die ganze Reihe von Zimmern schloß, und kehrte zu Emilien zurück.

Als sie über den Gang kamen, der in den großen Vorsaal führte, hörten sie eine klagende Stimme, die von innen zu kommen schien. Emilie erkannte sogleich Annetten, die sie auch wirklich mit einem andern Mädchen im Saale, und zwar so erschrocken durch die Erzählung der andern fand, daß sie meinte, sie könne nirgends sicher seyn, als bey ihrer Herrschaft. Emiliens Bemühen, ihr ihre Furcht auszureden, war vergebens, und sie erlaubte ihr endlich, die übrige Nacht hindurch in ihrem Zimmer zu bleiben.

Fünftes Kapitel.

Emiliens Ermahnungen zum Stillschweigen blieben bey Annetten fruchtlos, und die Begebenheiten der vorigen Nacht verbreiteten solchen Lärm unter den Bedienten, die nunmehr alle behaupteten, ein unerklärliches Geräusch im Schlosse gehört zu haben, daß ein Gericht von den Spuckereyen in der nördlichen Seite des Schlosses bald bis zu dem Grafen kam. Anfangs behandelte er es mit Spott; da er aber sah, welche Verwirrung es in seinem Haushalte hervorbrachte, verboth er, daß bey harter Strafe niemand darüber reden sollte.

Die Ankunft einer Gesellschaft von Freunden zog seine Gedanken bald gänzlich von diesem Gegenstande ab, und auch seine Leute hatten wenig Zeit mehr, sich damit zu beschäftigen, außer wenn sie des Abends nach Tische sich im großen Saale versammelten. Bey diesen Conferenzen, wo alle Geister- und Gespenstergeschichten zum Vorscheine gebracht wurden, spielte Annette keine unbedeutende Rolle.

Unter den Besuchen auf dem Schlosse befand sich der Baron de Saint Foix, ein alter Freund des Grafen, und sein Sohn, der Chevalier St. Foix, ein gescheiter, liebenswürdiger junger Mann, der im vorigen Jahre Gräfinn Blanka zu Paris gesehn, und sich zu ihrem eifrigen Bewunderer erklärt hatte. Die Freundschaft, worin der Graf seit langer Zeit mit dem Vater gelebt hatte, und die Gleichheit ihrer Glückslage machte, daß er im Stillen diese Verbindung wünschte; nur hielt er seine Tochter noch für zu jung, um schon eine Wahl fürs Leben zu treffen, und da er auch die Aufrichtigkeit und Stärke der Liebe des Chevaliers zu prüfen wünschte, lehnte er seinen Antrag damahls ab, ohne ihm Hoffnung für die Zukunft zu verbiethen. Dieser junge Mann kam nun mit dem Baron, seinem Vater, um den Lohn einer standhaften Liebe zu fordern; eine Forderung, die der Graf gültig fand, und die Blanka nicht verwarf.

So lange diese Gäste im Schlosse waren, herrschte nichts als Glanz und Fröhlichkeit. Der Pavillon im Walde wurde ausgeschmückt, und an schönen Abenden zum Eßzimmer benutzt, wo gewöhnlich ein Concert den Beschluß machte. Der Graf und die Gräfinn waren musikalisch,

und

und Heinrich und St. Foix nebst Blanken und Emilien ersetzten durch ihre schönen Stimmen und durch ihren Geschmack den Mangel größerer Fertigkeit.

Zu jeder andern Zeit würden diese Partien Emilien entzückt haben, jetzt aber waren ihre Lebensgeister von einer Schwermuth niedergedrückt, die durch kein Vergnügen irgend einer Art zerstreut werden konnte.

Ihre größte Freude war noch, in den Wäldern umher zu gehn, die von einem Berge der See überhingen. Ihr dunkler Schatten that ihrem schwermüthigen Herzen wohl, und in den Aussichten, die sie an manchen Stellen auf das mittelländische Meer mit seinen schlangenförmigen Ufern und vorüberstreichenden Segeln gaben, war ruhige Schönheit mit Größe vereinigt.

Hieher kam Emilie oft in der Stille des Abends, und saß, eingewiegt durch die schöne Gegend und durch das schwache Murmeln, das aus den Wellen aufstieg, bis die Dunkelheit sie nöthigte, ins Schloß zurück zu gehn. Oft besuchte sie auch den Wachthurm, der die ganze Aussicht beherrschte, und ließ sich wohl nicht träumen, wenn sie sich an die zerfallenen Mauern lehnte und an Valancourt dachte, daß er seit seiner Verbannung aus dem Schlosse diesen Ort eben so oft als sie zu seinem Aufenthalte gewählt hatte.

Eines Abends verweilte sie hier bis zu einer sehr späten Stunde. Sie hatte sich auf die Stuffen des Gebäudes gesetzt, und beobachtete in stiller Melancholie, wie sich allmählig der Abend über die weite Aussicht breitete, bis nur noch das graue Wasser des mittelländischen Meers und die dicken Wälder sichtbar waren. Ihre Gei-

ster standen im Einklange mit dieser Scene. Indem sie so sinnend da saß, schlichen sich Töne durch die Luft zu ihr heran, die sie sogleich für die Musik und Stimme, die sie schon oft um Mitternacht gehört, erkannte. In den Schauer, der sie durchdrang, mischte sich Angst und Schrecken, wenn sie an ihre entfernte, einsame Lage dachte. Die Töne kamen näher — sie würde aufgestanden seyn, um den Ort zu verlassen, allein sie schienen aus dem Wege, den sie nach dem Schlosse nehmen mußte, zu kommen, und sie wartete zitternd den Ausgang ab. Es näherte sich immer mehr, und hörte dann gänzlich auf. Emilie saß noch lauschend und unfähig, sich zu bewegen da, als sie eine Gestalt aus dem Schatten der Wälder hervorgehn, und nicht weit von ihr, längs dem Ufer, hingleiten sah. Es schwand so schnell, und sie war so von Angst betäubt, daß sie es zwar sah, aber nicht genau zu betrachten Herz hatte.

Sie verließ den Ort, mit dem Vorsatze, ihn nie wieder so spät und allein zu besuchen; und als sie sich dem Schlosse näherte, hörte sie laut ihren Nahmen von mehrern Stimmen rufen. Es waren des Grafen Bediente, die er nach ihr ausgeschickt hatte; als sie in den Eßsaal trat, wo er mit Heinrich und Blanken saß, gab er ihr einen sanftverweisenden Blick, den sie verdient zu haben erröthete.

Dieser Vorfall hatte einen so tiefen Eindruck auf sie gemacht, und ihr die Dinge, die sie vor einigen Nächten erlebte, so lebhaft ins Gedächtniß gebracht, daß sie kaum Muth hatte, allein zu bleiben. Sie blieb lange auf; als aber kein Ton ihre Furcht erneuerte,

legte sie sich endlich zur Ruhe. Allein diese war nicht von langer Dauer. Ein lauter ungewöhnlicher Lärm, der aus dem Gange an ihrem Zimmer zu kommen schien, störte sie. Man hörte deutlich stönen, und gleich darauf fiel etwas schweres mit einer solchen Gewalt gegen ihre Thüre, daß es sie zu sprengen drohte. Sie rief laut: „wer da?" erhielt aber keine Antwort, obgleich sie zu Zeiten etwas leise ächzen hörte. Die Furcht raubte ihr die Kraft, aufzustehn; bald darauf hörte sie Fußtritte im fernen Ende des Gangs; so wie sie herannahten, rief sie lauter als zuvor, bis sie an ihrer Thüre still standen. Sie erkannte nun die Stimme einiger Bedienten, die aber mit dem, was außen vorging, zu beschäftigt schienen, um auf ihr Rufen zu achten. Bald darauf aber trat Annette herein, um Wasser für ein Mädchen zu hohlen, das ohnmächtig geworden war. Emilie ließ das Mädchen hereinbringen, und als sie wieder zu sich selbst gekommen war, sagte sie, daß sie im Heraufgehn der schwarzen Wendeltreppe auf dem zweyten Vorsaale eine Erscheinung gesehen hätte. Es hätte einen Augenblick in einem Winkel still gestanden, wäre dann weiter gehuscht, und an der Thüre des Zimmers, die kürzlich einmahl aufgemacht worden, verschwunden. Nachher hätte sie nur einen dumpfen Ton gehört.

„So muß der Teufel sich einen Schlüssel zu dem Zimmer verschafft haben, sagte Dorothee; denn jemand anders kann es nicht seyn; ich habe die Thüre selbst zugeschlossen."

Das Mädchen war die Treppen herabgestürzt, und schreyend bis in den Gang gelau-

sen, wo sie ohnmächtig an Emiliens Thüre niederfiel.

Emilie gab ihr einen sanften Verweis, und suchte sie wegen ihrer Furcht zu beschämen; allein das Mädchen behauptete steif und fest, sie hätte eine Erscheinung gesehn, und ging in Begleitung aller Bedienten auf ihre Kammer, die einzige Dorothee ausgenommen, die auf Emiliens Bitten die Nacht bey ihr blieb. Emilie wurde noch verlegner, als Dorothee ihr jetzt vertraute, daß sie einmahl auf eben der Stelle gerade eine solche Erscheinung gesehn hätte, und daß sie aus dieser Ursache sich jenesmahl so sehr gescheut hätte, die nördlichen Zimmer zu öffnen.

Von dieser Nacht an stieg die Furcht des ganzen Gesindes bis zu einem solchen Grade, daß verschiedene ihren Abschied von dem Grafen forderten, der vergebens alles anwandte, um ihnen das Thörigte ihrer Einbildung zu benehmen. Sie nahmen keine Gründe an; und jetzt fand Ludovico, den der Graf gleich anfangs in seine Dienste nahm, Gelegenheit, zugleich seinen Muth und seine Dankbarkeit zu beweisen. Er erboth sich, eine Nacht in den verschrieenen Zimmern zu wachen; er fürchtete keine Geister, sagte er, und wenn ein Wesen menschlicher Art erschiene, so wollte er beweisen, daß er es eben so wenig scheute.

Der Graf besann sich einen Augenblick, während die Bedienten, die den Vorschlag hörten, sich mit Zweifel und Erstaunen ansahen, und Annette, für ihres Geliebten Sicherheit besorgt, Thränen und Bitten anwandte, um ihn von seinem Vorsatze abzubringen.

„Du bist ein kühner Bursche, sagte der Graf lächelnd. Bedenke wohl, was du unternimmst, ehe du dich entschließest. Doch wenn du auf deinem Vorsatze beharrst, so will ich dein Erbiethen annehmen, und deine Unerschrockenheit soll nicht unbelohnt bleiben."

„Ich verlange keine andere Belohnung, als Ew. Excellenz Beyfall, erwiederte Ludovico. Sie haben mir bereits Güte genug erzeigt; nur wünschte ich Waffen zu haben, um mich mit meinem Feinde messen zu können, wenn er erscheint."

„Gut, sagte der Graf, du sollst ein Schwert und auch gute Speise und Trank haben; ich denke, deine tapfern Kameraden hier werden Muth genug haben, noch eine Nacht im Schlosse zu bleiben, da du für diese Nacht wenigstens die Angriffe des Geistes auf dich allein nehmen wirst."

Emilie war verwundert und bekümmert, als sie Ludovicos Entschluß hörte, und war oft geneigt, zu erwähnen, was sie in den nördlichen Zimmern des Grafen gesehn hatte; denn sie konnte sich einer ängstlichen Besorgniß für Ludovico nicht gänzlich erwehren. Doch schwieg sie, um ihr Versprechen gegen Dorothee nicht zu verletzen, und suchte Annetten zu beruhigen, die Ludovicos Verderben für gewiß hielt, und auf die Emiliens Tröstungen weit weniger Eindruck machten, als das Benehmen der alten Dorothee, die, so oft sie Ludovicos Nahmen aussprach, einen tiefen Seufzer ausstieß, und die Augen gen Himmel schlug.

Sechstes Kapitel

Der Graf gab Befehl, daß die nördlichen Zimmer aufgemacht und gelüftet werden sollten; allein Dorothee fürchtete sich, zu gehorchen, und da auch von den andern Bedienten sich keiner dahin getraute, so blieben sie verschlossen, bis Ludovico in der Abendstunde, die das ganze Haus mit Ungeduld erwartete, sein Abenteuer antrat.

Der Graf mit seinen Gästen begleitete Ludovico bis an die Thüre des nördlichen Zimmers, wo Dorothee die Schlüssel ablieferte. Ludovico führte nun den Zug an, und beynahe alles, was im Schlosse war, folgte ihm mit solcher heißen Neugier, als hätte er eine Zauberbeschwörung unternommen.

Sie sahen sich schnell im ersten Zimmer um; als sie hier nichts schreckhaftes erblickten, gingen sie ins zweyte, und dann mit ruhigerm Schritte ins dritte. Der Graf hatte sich nun von der kleinen Überraschung, die ihm der erste Eintritt in diese Zimmer verursachte, erhohlt, und fragte Ludovico, in welchem er die Nacht zubringen wollte.

„In einem der hintern Zimmer soll ein Bette stehn, sagte Ludovico, und da wünschte ich, mit Ew. Excellenz Erlaubniß, die Nacht hinzubringen, um mich niederzulegen, wenn ich müde vom Wachen bin.“

„So laßt uns weiter gehn, sagte der Graf. Ihr seht, daß in diesen Zimmern nichts ist, als feuchte Mauern und verfallene Möbeln. Ich habe, seit ich hier bin, so viel zu thun gehabt, daß ich noch nicht herein gekommen bin. Morgen müssen alle Fenster aufgemacht werden; die damastenen Tappetten zerfallen in Stücken, ich will sie abnehmen, und diese antiken Möbeln wegschaffen lassen.

„Lieber Vater, sagte Heinrich, hier steht ein Lehnstuhl, der so schwer vergoldet ist, daß er einem Staatsstuhle im Louvre ähnlich sieht.“

„Ja, sagte der Graf, indem er einen Augenblick still stand, um ihn zu besehn, zu diesem Stuhle gehört eine besondere Geschichte; allein wir wollen uns jetzt nicht damit aufhalten. Diese Reihe von Zimmern ist größer, als ich gedacht hatte; es sind viele Jahre, seit ich nicht hier war. — Ach, da ist ja der Sallon, fuhr er fort, als sie in das große Zimmer kamen, worin Emilie mit Dorotheen verweilt hatte. Er stand still, um die Überreste ehemahliger Pracht zu betrachten, und sagte dann mit einem tiefen Seufzer: „Wie das alles sich verändert hat, seit ich es zuletzt sah! Ich war damahls noch ein junger Mann, und die Marquise war in voller Blühte! Ach, auch noch viele andre waren damahls hier, die jetzt nicht mehr sind! Dort stand das Orchester; hier hüpften wir in fröhlichen Labyrinthen! Die Wände erschollen von Tanz und Musik — jetzt hallen sie nur eine schwache Stimme zurück, und auch die wird bald nicht mehr gehört werden! — Doch genug, laß uns weiter gehn!“

Ludovico öffnete nun die Thüre des Schlafzimmers, und der Graf fuhr zusammen bey dem leichenmäßigen Ansehn, welches die schwarzen Umhänge gaben. Er näherte sich langsam dem Bette, und stand bey der Decke von schwarzem Sammet still. „Was bedeutet das?" fragte er betroffen.

„Die Marquise soll in diesem Zimmer gestorben und der Körper bis zur Beerdigung hier geblieben seyn," erwiederte Ludovico.

Der Graf gab keine Antwort, sondern blieb einige Augenblicke in Gedanken vertieft und sichtlich erschüttert stehn. Dann fragte er Ludovico sehr ernsthaft, ob er sich wirklich getraute, die Nacht hier zu bleiben; wo nicht, so gestehe es frey, setzte er hinzu, ich will dich von deinem Versprechen lossagen, ohne dich dem Spotte der Bedienten Preis zu geben.

Ludovico zögerte einen Augenblick; doch überwog der Ehrgeitz die Bangigkeit, die ihn selbst überfallen hatte, und er beharrte auf seinem einmahl erklärten Entschlusse.

Er leuchtete dem Grafen und Heinrich bis auf die Treppe, wo sie ein andres Licht fanden, wünschte ihnen ehrerbiethig gute Nacht, und machte die Thüre fest zu. Auf seinem Rückwege ins Schlafzimmer untersuchte er alle Zimmer noch genauer, weil er fürchtete, daß jemand ihm einen Possen gespielt und sich hineingeschlichen haben könnte, um ihn zu erschrecken. Er fand nichts, und beschäftigte sich nun, ein Feuer im Kamine anzumachen, worauf er einen Stuhl und kleinen Tisch herbeyrückte, eine Flasche Wein und kalte Küche hervorzog und sich selbst bewirthete. Nachdem er gegessen hatte, legte er sein Schwert ne-

ben sich, zog einen alten Roman aus der Tasche, und heftete bald seine Aufmerksamkeit auf die Geschichten, die er las, ohne an den Ort, wo er sich wirklich befand, zu denken.

Er hörte nur von Zeit zu Zeit den schwachen Schall einer Thüre, die einer nach dem andern beym Schlafengehen zumachte, bis endlich die Schloßglocke zwölfe schlug. Es ist Mitternacht, sagte er, und blickte argwöhnisch in dem großen Zimmer umher. Das Feuer im Camin war beynahe ausgegangen, denn er war in seinem Buche zu vertieft gewesen, um darauf zu achten. Doch fachte er es bald wieder an, legte noch frisches Holz auf, schenkte sich ein Glas Wein ein, und zog seinen Stuhl näher zu der knisternden Flamme, um den Wind weniger zu hören, der heulend durch die Fenster pfiff. Er zog sein Buch wieder hervor, und er stieß auf eine Geschichte, die merkwürdig genug ist, um dem Leser im Auszuge mitgetheilt zu werden.

Eine alte Sage.

In der Provinz Betragne lebte ein edler Baron, der wegen seiner Pracht und Gastfreyheit berühmt war. Sein Schloß war der Sammelplatz schöner Damen und berühmter Ritter. Die Ehre und Pracht seiner ritterlichen Feste lud die Tapfern aus fernen Landen ein, in seine Schranken zu treten, und sein Hof war glänzender als der Hof manches Fürsten. Fünf Minnesänger waren in seinem Dienst, und sangen die

Thaten der Vorzeit in ihre Harfen, während er von seinen Rittern und Damen umgeben im grossen Saale seines Schlosses schwelgte, wo die köstlichen Tapeten, welche die Wände mit den abgebildeten Thaten seiner Vorfahren schmückten, die Fenster von gemahlten Glas mit Wappenschildern bereichert, die großen Fahnen, die unter der Decke wehten, die prächtigen Thronhimmel und die reichen Verzierungen von Gold und Silber eine Pracht darstellten, die man in unsern Tagen nicht mehr sieht.

Eines Abends, als sich der Baron spät von seinem Gastgeboth zurückgezogen und seine Bedienten fortgeschickt hatte, trat ein Fremder von edlem Ansehn aber von trauriger, niedergeschlagener Miene zu ihm. Der Baron, über den nächtlichen Besuch erschrocken, wollte seine Leute herbeyrufen; allein der Fremde trat langsam näher, und sagte ihm, er sollte nichts fürchten; er käme in keiner feindlichen Absicht, sondern bloß um ihm ein schreckliches Geheimniß zu eröffnen.

Der Baron, durch das gute Ansehn des Fremden eingenommen, steckte sein Schwert wieder in die Scheide, nachdem er ihn eine Zeit lang stillschweigend betrachtet hatte, und bath ihn, sich näher über die Absicht seines außerordentlichen Besuchs und über die Art, wie er in das Zimmer gekommen war, zu erklären.

Der Fremde antwortete, daß er sich jetzt nicht näher erklären könnte, wenn aber der Baron ihn ein Stückchen in den Wald nicht weit von dem Schloßraume begleiten wollte, so würde er ihn überzeugen, daß er ihm etwas wichtiges zu entdecken hätte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357/phys_0242
DFG

Dieser Vorschlag beunruhigte den Baron aufs neue; er glaubte, daß der Fremde unmöglich eine gute Absicht dabey haben könnte, ihn in der Nacht an einem einsamen Orte zu locken, und weigerte sich, mit ihm zu gehn, wenn er ihm nicht die Ursache seines späten Besuchs eröffnen wollte.

Indem er sprach, betrachtete er den Fremden aufmerksamer als zuvor: er bemerkte keine Veränderung in seinem Gesichte, noch sonst ein Zeichen, das eine böse Absicht verrathen hätte. Er war wie ein Ritter gekleidet, von schlankem majestätischem Ansehn und hatte etwas Edles in seinem Wesen. Er schlug es standhaft ab, sich an einem andern Orte, als den er bezeichnet hatte, näher zu erklären, und ließ zugleich einige Worte fallen, die des Barons Neugierde so sehr erregten, daß er sich entschloß, ihm unter gewissen Bedingungen zu folgen.

„Herr Ritter, sagte er, ich will mit euch in den Wald gehn, wenn ihr mir erlauben wollt, viere von meinen Leuten mitzunehmen, die unser Gespräch von weitem anhören."

„Was ich Euch zu entdecken habe, versetzte der Ritter feyerlich, gilt nur euch alleine. Es gibt nur drey lebende Personen, die darum wissen, und die Sache ist wichtiger für euch und euer Haus, als ich jetzt sagen kann. So lieb euch eure Wohlfahrt ist, folgt mir und traut meinem Ritterworte, daß euch nichts Böses wiederfahren soll. — Wenn ihr aber zweifelt, so bleibt zurück und ich will gehn, wie ich kam.

Der Baron besann sich. Er sah den Ritter an, und bemerkte eine sonderbare Feyerlichkeit in seinem Gesicht. — Hier glaubte Ludovico

ein Geräusch zu hören, und er sah sich im Zimmer um. Da er aber nichts weiter bemerkte, las er weiter. —

Der Baron ging stillschweigend im Zimmer auf und ab. Endlich sagte er: „Herr Ritter, ihr seyd mir ganz unbekannt, sagt selbst, ob ihr verlangen könnt, das ich mich um diese Stunde einem Fremden in einem einsamen Wald anvertraue. Sagt mir wenigstens, wer ihr seyd und wie ihr in dieses Zimmer kommt.

Der Ritter runzelte die Stirn und schwieg einen Augenblick; dann sagte er mit etwas finsterm Gesicht:

„Ich bin ein Engelländischer Ritter, und heiße Bevis von Loncaster; meine Thaten sind nicht unbekannt im gelobten Lande, von wo ich nach meinem Vaterlande zurückkehrte, als mich die Nacht in dem benachbarten Walde überfiel."

„Euer Nahme ist dem Ruhme nicht unbekannt, sagte der Baron; aber da ihr wißt, daß mein Schloß allen ächten Rittern offen steht, warum ließt ihr euch nicht durch euren Herold ankündigen? Warum erschient ihr nicht beym Schmause, wo ihr willkommen gewesen wäret, statt euch in meinem Schlosse zu verbergen und um Mitternacht in mein Zimmer zu stehlen."

Der Ritter antwortete noch ernster: „ich komme nicht, um Fragen zu beantworten, sondern um Thatsachen zu entdecken. Folgt mir, wenn ihr mehr wissen wollt — meine Zeit ist kurz."

Der Baron entschloß sich, dem Fremden zu folgen, um den Ausgang dieses sonderbaren Begehrens zu erfahren. Er zog sein Schwert aufs neue hervor, ergriff ein Licht und hieß den Rit-

ter vorangehn. Der Ritter führte ihn durchs Vorzimmer, wo der Baron zu seinem Erstaunen alle seine Knappen schlafend fand. Er wollte ihnen zornig ihre Nachlässigkeit verweisen, aber der Ritter winkte ihm mit der Hand und sah ihn so bedeutend an, daß er seinen Zorn zurückhielt und schweigend folgte.

Der Ritter stieg eine Treppe herunter, öffnete eine geheime Thüre, die der Baron niemanden bekannt glaubte, und führte ihn durch einige schmale krumme Gänge zu einer kleinen Pforte, die außerhalb der Mauern führte. Der Baron folgte ihm in stummen Erstaunen, daß diese geheimen Gänge einem Fremden so bekannt waren; der Fremde seufzte oft indem er weiter ging, sprach aber kein Wort.

Als sie an dem Eingange des Waldes kamen, drehte er sich um, und hob den Kopf in die Höhe, als wollte er sprechen, schloß aber die Lippen sogleich wieder und ging weiter.

Als sie zwischen die dunkeln herabhängenden Zweige kamen, stand der Baron, betroffen über die Gefahr seiner Lage, still und fragte, ob sie noch weiter zu gehn hätten. Der Ritter antwortete nur durch eine Bewegung und der Baron folgte ihm mit zögernden Schritten durch einen dunkeln, bewachsenen Pfad, bis er eine weite Strecke zurückgelegt hatte. Er fragte nun wieder, wohin er ihn führte, und weigerte sich weiter zu gehn, wenn er nicht wüßte, wohin.

Er sah bey diesen Worten sein Schwert und dann den Ritter an: aber dieser schüttelte den Kopf und seine niedergeschlagene Miene entwaffnete den Verdacht des Barons.

Ein wenig weiter hin ist der Ort, wohin ich euch führen wollte, sagte der Fremde — es soll euch kein Übel wiederfahren. Ich habe bey meiner Ritterehre geschworen.

Der Baron folgte ihm schweigend, durch diese Versicherung aufgerichtet, und sie kamen bald an eine tiefe Höhle im Walde, wo die dunkeln und hohen Wallnußbäume alles Licht des Himmels ausschlossen. Der Ritter seufzte tief und stand still. Er drehte sich nun, zeigte mit einem schrecklichen Blick auf die Erde, und der Baron sah den Körper eines Mannes der Länge nach ausgestreckt und sich im Blute wälzend: eine tiefe Wunde saß auf der Stirne und der Tod schien bereits seine Züge verzeert zu haben.

Der Baron starrte vor Schrecken, sah den Ritter mit einem fragendem Blick an und wollte den Körper aufheben, um zu sehn, ob noch Reste des Lebens in ihm wären; allein der Fremde winkte mit der Hand und heftete einen so kläglichen Blick auf ihn, daß er sogleich abstand.

Allein was empfand der Baron, als er die Lampe näher an die Züge des Sterbenden hielt, und das genaue Ebenbild seines Führers entdeckte. Er sah ihn an, aber das Gesicht des Ritters verwandelte sich und verblich, bis seine ganze Gestalt vor den erstaunten Sinnen des Barons schwand. Indem sprach eine hohle Stimme diese Worte: —

Ludovico fuhr zusammen und legte das Buch aus der Hand, denn er glaubte eine Stimme im Zimmer zu hören — er sah nach dem Bette, erblickte aber nur die dunkeln Vorhänge und die schwarze Decke. Er wagte kaum Athem zu hohlen, hörte aber nichts als das ferne Brüllen der

See im Sturme und das Toben des Windes — er nahm das Buch wieder auf und las weiter: —

Während der Baron starrend da stand, sprach eine Stimme diese Worte:

„Hier vor euch liegt der Körper des Ritters Bevis von Lancaster. Er wurde diese Nacht auf der Rückreise von der heiligen Stadt nach seinem Vaterlande von Räubern angefallen und ermordet. Denkt an die Rechte der Ritterehre und der Menschlichkeit; begrabt den Körper in christlichem Boden und laßt die Mörder strafen, die ihr in einer Hütte am Ende des Waldes finden werdet. Seegen und Glück für die Eurigen sey der Lohn eurer That."

Der Baron rächte treulich den Mord des Erschlagenen. Am folgenden Tage ließ er ihn mit allen Ehrenbezeugungen in seiner Kapelle begraben, wo ein Leichenstein dem Vorübergehenden die traurige Geschichte erzählt.

Ludovico ließ das Buch aus der Hand fallen. Der Schlaf überwältigte ihn, und er sank in dem Lehnstuhle nieder. Er sah im Traume noch immer das Zimmer vor sich, wo er sich wirklich befand — zwey Mahl fuhr er auf, weil es ihm däuchte, als ob ein Mannsgesicht über die hohe Lehne seines Stuhls ragte. Diese Vorstellung machte solchen Eindruck auf ihn, daß er beynahe andern Augen zu begegnen erwartete, indem er die seinigen aufschlug — er stand auf und sah hinter den Stuhl, ehe er sich überzeugen konnte, daß niemand da sey.

So verstrich diese Stunde.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357/phys_0247
DFG

Fünftes Kapitel.

Der Graf, der die Nacht über wenig geschlafen hatte, stand früh auf und ging, begierig Ludovico zu sprechen, nach dem nördlichen Zimmer; da aber die äußere Thüre des Abends vorher verriegelt war, so sah er sich genöthigt, laut zu klopfen. Weder sein Klopfen noch sein Rufen wurde gehört; er vermuthete nun, daß Ludovico vom Wachen müde, in tiefen Schlaf gefallen seyn würde, und verließ die Thüre um im Felde spatzieren zu gehn.

Es war ein grauer Herbstmorgen. Der Sturm war vorüber, aber die Wellen waren noch heftig bewegt. Die verlängerten Schatten des Morgens gefielen dem Grafen und er setzte seinen Weg durch die Wälder in tiefe Gedanken versunken, fort.

Auch Emilie stand früh auf und machte ihren gewöhnlichen Morgenspaziergang längs dem Vorgebürge das über die See hing. Ihre Seele war jetzt nicht mit dem, was im Schlosse vorging beschäftigt, sondern Valancourt war der Gegenstand ihrer traurigen Gedanken. Die Erinnerung gab ihr oft seinen scheidenden Blick und die Töne seiner Stimme, als er ihr das letzte Lebewohl sagte, zurück, und da jetzt einige andre

Ideen=

Ideenverbindungen diese Umstände mit besondern Nachdruck in ihrer Fantasie hervorriefen, preßte diese Vorstellung ihr bittre Thränen aus.

Sie setzte sich auf die zerbrochenen Stuffen der Warte nieder, und sah mit melancholischem Nachsinnen dem Spiele der Wellen zu. Sie saß da, in der Erinnerung vergangner Zeiten verloren, bis diese zu schmerzlich ward, und sie schnell den Ort verließ. Als sie an dem kleinen Thore des Wachtthurms hin ging, sah sie Buchstaben auf dem Steine eingegraben; sie stand still, um sie zu untersuchen, und entdeckte ein klagendes Sonnet, von Valancourts Hand eingegraben.

Sie sah aus diesen Zeiten, daß Valancourt diesen Thurm besucht hatte, daß er wahrscheinlich die vergangene Nacht hier gewesen war, und vielleicht noch in der Gegend seyn konnte. Diese Betrachtungen gingen schnell vor ihrer Seele vorüber, und riefen eine Menge kämpfende Bewegungen hervor, die ihre Lebensgeister beynahe niederdrückten: sie verließ sogleich den Thurm, und ging mit schnellen Schritten nach dem Schlosse zurück. Sie erinnerte sich auf ihrem Wege an die Musik, die sie in der Nähe des Thurms gehört hatte, und an die Gestalt, die vor ihr vorüber schwand. Beynahe glaubte sie in diesem Augenblicke der Bewegung, daß es Valancourt gewesen wäre; allein andre Erinnerungen überzeugten sie bald, daß dieses nicht seyn konnte. Als sie in eine dicker belaubte Gegend des Waldes kam, sah sie in einiger Entfernung jemand langsam zwischen den Schatten gehn, ihre erste Regung aber war ihm zu vermeiden; ihre Seele war nur von einem Bilde erfüllt — sie fuhr zusammen und stand stille, weil sie es für Va-

lancourt hielt. Es näherte sich mit schnellern Schritten, und ehe sie sich noch genug besinnen konnte, um aus dem Wege zu gehn, erkannte sie die Stimme des Grafen, der seine Verwundrung bezeugte, sie schon so früh auf dem Spatziergange zu finden, und einen kleinen Versuch machte, sie mit ihrer Liebe zur Einsamkeit aufzuziehn. Allein er sah bald, daß hier mehr Ursache zur Bekümmerniß als zum Scherzen war; er veränderte seinen Ton, und machte Emilien zärtliche Vorwürfe, daß sie einem unnöthigen Kummer so sehr nachhinge. Sie erkannte die Wahrheit von allem, was er sagte, konnte aber dennoch ihre Thränen nicht zurück halten, und er veränderte sogleich das Gespräch. Er äusserte seine Befremdung, daß er von dem Advocaten aus Avignon noch keine Antwort, wegen der Güter der verstorbenen Madame Montoni, erhalten hatte, und suchte mit freundschaftlichem Eifer, Emilien durch die Hoffnung ihren Anspruch darauf geltend zu machen, zu erheitern; allein sie fühlte, daß diese Güter jetzt wenig zur Glückseligkeit eines Lebens beytragen konnten, an dem Valancourt nicht mehr Theil nahm.

Als sie aufs Schloß zurück kamen, begab sich Emilie nach ihrem Zimmer, und der Graf von Villefort nach dem nördlichen Flügel. Die Thüre war noch immer verschlossen; da er aber jetzt entschlossen war, Ludovico zu wecken, so rief er lauter als zuvor, aber es erfolgte nur eine gänzliche Stille, und der Graf fing endlich an, zu fürchten, daß Ludovicon etwas zugestossen seyn könnte. Er entschloß sich also endlich, seine Bedienten herbey zu rufen, um die Thüre zu sprengen.

Auf des Grafen Fragen, ob sie nichts von Ludovico gehört oder gesehn hätten, antworteten sie erschrocken, daß sich keiner von ihnen, seit der vorigen Nacht, in den nördlichen Flügel des Schlosses gewagt hätte. Es hielt sehr schwer, ehe der Graf die Leute dahin bringen konnte, die Thüre zu sprengen; und er sah sich beynahe genöthigt, den ersten Schlag selbst zu thun. Nur die beherztesten folgten ihm und Heinrich in das erste Zimmer; die übrigen erwarteten auf der Treppe und auf dem Vorsaale den Ausgang.

Es war alles still in den Zimmern, durch die der Graf ging; im Saale rief er Ludovico nochmahls mit lauter Stimme, und als er noch immer keine Antwort erhielt, riß er seine Thüre des Schlafzimmers auf, und ging hinein.

Die tiefe Stille von innen bestärkte seine Besorgnisse für Ludovico; man hörte nicht einmahl das Athmen eines Schlafenden, auch konnte er sich nicht aus seiner Ungewißheit reißen, weil die Laden alle zugemacht waren, und er in der Dunkelheit keinen Gegenstand zu erkennen im Stande war.

Der Graf befahl einem Bedienten, den Laden aufzumachen; allein der Mensch hatte kaum einige Schritte ins Zimmer gethan, als er zur Erde fiel, und durch sein Geschrey die andern, die sich so weit herbeygewagt hatten, in solches Schrecken setzte, daß sie eilends davon liefen, und es dem Grafen und Heinrich überließen, das Abenteuer zu beendigen.

Heinrich sprang queer durch das Zimmer, und als er einen Fensterladen geöffnet hatte, sahen sie, daß der Mann über einen Lehnstuhl, der beym Camine stand, beynahe gestolpert wäre.

Ludovico saß nicht mehr darin, auch konnten sie ihn bey dem unvollkommnen Lichte, das in das Zimmer fiel, nirgends entdecken. Der Graf wurde im vollen Ernste unruhig, und öffnete die andern Läden, um weiter zu untersuchen; als er aber dennoch Ludovico nicht fand, stand er einen Augenblick voll Erstaunen still, und wagte kaum seinen Sinnen zu trauen, bis endlich seine Augen aufs Bett fielen, und er hinzu trat, um zu sehn, ob er hier schliefe. Allein es lag niemand darin, und auch im Cabinete, das er nunmehr durchsuchte, stand noch alles, als wie die Nacht zuvor; nur Ludovico war nicht da.

Des Grafen Erstaunen überstieg allen Ausdruck. Im Schlafzimmer war, ausser dem umgeworfnen Stuhle, kein Unordnung zu sehn; auf einem kleinen Tische darneben sah er noch Ludovicos Schwert, sein Licht, das Buch, worin er gelesen hatte, und den Überrest seiner Flasche Wein. Auf der Erde lagen noch einige Überreste seines Proviants, und etwas Holz.

Heinrich und der Bediente äusserten nun ihr Erstaunen ohne Rückhalt; der Graf sagte wenig, allein es lag ein gewisser Ernst in seinem Wesen, der viel ausdrückte. Es schien, daß Ludovico das Zimmer durch einen geheimen Gang verlassen hatte; denn der Graf konnte nicht glauben, daß etwas übernatürliches im Spiele sey, doch blieb es unerklärlich, wenn auch ein geheimer Ausgang da war, warum er sich auf solche Art davon gemacht hatte; und eben so sonderbar war es, das man auch keine Spur fand, und daß alles in solcher Ordnung war, als wenn er den gewöhnlichen Weg genommen hätte.

Der Graf hat selbst die gewürkten Tapeten, womit das Schlafzimmer, der Saal und einige Vorzimmer behangen waren, aufheben, um zu entdecken, ob eine Thüre dahinter verborgen wäre; allein, trotz allen mühsamen Suchens, fand er nichts, und verließ zuletzt die Zimmer, nachdem er das letzte sorgfältig verschlossen, und den Schlüssel, der noch inwendig steckte, selbst zu sich genommen hatte. Er gab darauf Befehl, nicht nur im Schlosse, sondern auch in der Nachbarschaft, scharfe Nachsuchung nach Ludovico zu thun. Er verschloß sich darauf mit Heinrich in sein Cabinet, wo sie lange zusammen blieben.

Die allerschärfste Nachforschung blieb vergebens, und nach einigen Tagen unermüdeten Suchens, überließ sich die arme Annette ganz der Verzweiflung, und die andern Bedienten der Furcht und Verwundrung.

Emilie, auf deren Gemüth das unglückliche Schicksal der verstorbenen Marquise und der geheimnißvolle Zusammenhang, den sie sich zwischen ihr und Herr St. Aubert dachte, einen tiefen Eindruck gemacht hatte, nahm einen ganz besondern Antheil an dem letzten ausserordentlichen Vorfall, und war sehr bekümmert um Ludovicos Verlust, dessen Rechtschaffenheit und treue Dienste ihre Achtung und Dankbarkeit verdienten. Sie wünschte nichts mehr, als in die ruhige Einsamkeit ihres Klosters zurück zu kehren; allein jeder Wink davon wurde von Blanken mit wirklichem Schmerze aufgenommen, und zärtlich von dem Grafen abgelehnt, für den sie die Liebe und Achtung einer Tochter fühlte. Sie sagte ihm endlich, mit Dorotheens Einwilligung,

von der Erscheinung, die sie im Zimmer der verstorbnen Marquise gesehn hätte. Zu jeder andern Zeit würde er über eine solche Erzählung gelächelt und geglaubt haben, daß es nur eine fantastische Einbildung sey; dießmahl aber hörte er Emilien ernsthaft zu, und bath sie am Ende, von diesen Dingen nie etwas zu sagen. „Was auch die Ursache und die Bedeutung dieser sonderbaren Ereignisse seyn mag, setzte er hinzu, so kann doch nur die Zeit sie erklären. Ich werde ein scharfes Auge auf alles richten, was im Schlosse vorgeht, und werde alles anwenden, um Ludovicos Schicksal zu entdecken. Indessen müssen wir vorsichtig und still zu Werke gehn. Ich will selbst in den nördlichen Zimmern wohnen, aber niemand soll etwas davon wissen."

Der Graf ließ Dorotheen rufen, und schärfte ihr Stillschweigen über alles ein, was sie gesehn hatte, oder vielleicht noch in Zukunft sehen konnte. Diese treue Alte erzählte ihm nun alle Umstände von dem Tode der Marquise. Das meiste schien er schon zu wissen; einiges aber überraschte und rührte ihn sichtlich. Er ging in sein Cabinet, wo er lange allein blieb. Als er wieder erschien, beunruhigte und befremdete Emilien der feyerliche Ernst in seinem Wesen; doch behielt sie ihre Gedanken in der Stille für sich.

Die Woche nach Ludovicos Verschwinden nahmen alle Gäste des Grafen Abschied, den Baron, seinen Sohn, Herrn St. Foix, und Emilien ausgenommen. Diese wurde bald durch die Ankunft eines andern Besuchs, des Herrn Dupont, in Verlegenheit gesetzt, der sie auch bestimmte, sich unverzüglich ins Kloster zu begeben. Das Entzücken auf seinem Gesichte, als er

sie sah, überzeugte sie nun deutlich, daß er dieselbe Leidenschaft wieder zurück brächte, die ihn vormahls von Chateau Le Blanc verbannt hatte. Emilie nahm ihn mit Zurückhaltung, und der Graf mit Vergnügen auf. Er führte seinen Freund mit einem Lächeln zu ihr, das für ihn zu sprechen schien, und schöpfte nicht weniger Hoffnung für ihn aus der Verlegenheit, womit sie ihn empfing.

Herr Düpont aber schien mit ächter Sympathie ihr Betragen besser zu verstehn; sein Gesicht verlor schnell seine Lebhaftigkeit, und versank in Trauer.

Den andern Tag aber suchte er Gelegenheit, den Zweck seines Besuchs zu erklären, und seine Bewerbung zu erneuern. Emilie nahm seine Erklärung mit wirklicher Bekümmerniß auf, und suchte den Schmerz, den eine zweyte abschlägige Antwort ihm verursachen mußte, durch Versicherung ihrer Achtung und Freundschaft zu mildern; doch ließ sie ihn in einem Seelenzustande zurück, der ihr zärtliches Mitleid erregte, und da sie mehr als jemahls fühlte, wie unschicklich es für sie war, länger im Schlosse zu bleiben, suchte sie sogleich den Grafen auf, und eröffnete ihm ihre Absicht, ins Kloster zurück zu kehren.

„Meine theuerste Emilie! sagte er, ich sehe mit wirklicher Betrübniß, daß Sie sich eine Täuschung machen, der junge, gefühlvolle Seelen so gerne nachhängen. Ihr Herz hat einen harten Stoß erlitten. Sie glauben sich nie ganz davon erhohlen zu können, und werden sich in diesem Glauben erhalten, bis die Gewohnheit, dem Kummer nachzuhängen, die Stärke Ihrer Seele niederdrücken, und Ihre zukünftigen Aussich-

ten mit Schwermuth und fruchtlosen Sehnen nach der Vergangenheit trüben wird. Lassen Sie mich diese Täuschung zerstreuen, und sie zu einem Gefühle Ihrer Gefahr werden."

Emilie lächelte schmerzhaft. „Ich weiß, was Sie sagen wollen, verehrungswürdigster Freund! und bin gefaßt, ihnen zu antworten. Ich fühle, daß mein Herz nie einer zweyten Liebe fähig ist, und daß ich nie hoffen dürfte, nur Ruhe für selbes wieder zu finden, wenn ich mich in eine neue Verbindung einließe."

„Ich weiß, daß Sie das alles fühlen, erwiederte der Graf; allein ich weiß auch, daß die Zeit diese Gefühle überwinden wird, wenn Sie Ihnen nicht in der Einsamkeit, und, verzeihen Sie mir, mit romanhafter Zärtlichkeit nachhängen. Sonst wird freylich die Zeit nur Gewohnheit befestigen. Ich habe vielleicht ein vorzügliches Recht, über diese Materie zu sprechen, und an Ihrem Leiden Theil zu nehmen, setzte der Graf mit feyerlicher Stimme hinzu; denn ich habe erfahren, was es heißt, zu lieben, und den Gegenstand seiner Liebe zu bejammern. Ja, ich habe gelitten! — Thränen stiegen ihm in den Augen — allein diese Zeiten sind lange vorüber, und ich kann nun mit Kälte darauf zurück blicken."

„Aber, theuerster Graf! sagte Emilie furchtsam, was bedeuten diese Thränen? sie sprechen, fürcht ich, eine andre Sprache, sie sprechen für mich."

„Es sind schwache Thränen, versetzte der Graf, indem er sie trocknete, denn es sind unnütze — ich wünsche, daß Sie über solche Schwachheiten hinaus seyn mögen. Ach, es sind nur noch schwache Spuren eines Schmerzes, der mich bis an den Rand des Wahnsinns hätte bringen kön-

nen. Urtheilen Sie also selbst, ob ich nicht Ursache habe, sie vor einer Weichheit zu warnen, die eine so schreckliche Wirkung hervorbringen, und wenn Sie ihr nicht entgegen arbeiten, die Jahre umwölken wird, die sonst glücklich hätten seyn können. — Herr Düpont ist ein liebenswürdiger Mann, der Ihnen lange zärtlich ergeben gewesen ist. Seine Familie und seine Umstände sind ohne Tadel. — Nach dem, was ich gesagt habe, ist es unnöthig hinzusetzen, daß es mein angelegentlichster Wunsch ist, Sie glücklich zu sehn, und daß ich denke, Herr Düpont könnte Sie glücklich machen. Weinen Sie nicht, Emilie, fuhr er fort, indem er sie bey der Hand nahm — es ist Ihnen noch Glückseligkeit aufbehalten."

Er schwieg einen Augenblick, und setzte dann mit festerer Stimme hinzu: „Ich verlange nicht, daß Sie sich Gewalt anthun sollen, Ihren Empfindungen entgegen zu handeln; ich wünsche bloß, daß Sie die Gedanken zurück zu halten suchen, die Sie an die Vergangenheit erinnern, daß Sie Ihre Seele mit den gegenwärtigen Gegenständen beschäftigen, und sich an die Vorstellung halten, daß noch Glückseligkeit für Sie möglich ist — daß Sie zuweilen mit Wohlwollen an den armen Düpont denken, und ihn nicht zu der Niederschlagenheit verdammen, der ich Sie, meine theuerste Emilie, so gerne entreissen mögte."

„Ach mein verehrungswürdigster Freund! sagte Emilie, und ihre Thränen flossen noch immer — lassen Sie nicht Ihre guten Wünsche in dem Herrn Düpont die Erwartung erregen, daß ich je seine Hand annehmen kann. Wenn ich

mein eigen Herz kenne, so kann das nie geschehen."

„Erlauben Sie mir in Ihrem Herzen zu lesen, erwiederte der Graf mit schwachem Lächeln, aber seyn Sie versichert, daß ich nicht unbescheiden in Sie dringen werde. Ich will Sie sogar nicht einmahl bitten, länger im Schlosse zu bleiben, als Sie selbst es wünschen; allein wenn ich Sie jetzt ohne Widerspruch von uns lasse, so behalte ich es mir doch vor, die Ansprüche der Freundschaft auf Ihre zukünftige Besuche geltend zu machen."

Thränen der Dankbarkeit mischten sich in die Thränen des zärtlichen Schmerzes, womit Emilie dem Grafen für die vielen Beweise seiner Freundschaft dankte — sie versprach, sich in allem — nur einen einzigen Punct ausgenommen, nach seinem Rathe zu fügen, und versicherte ihn, daß sie mit Freuden seine oder der Gräfinn Einladung in Zukunft annehmen würde, wenn Herr Düpont nicht im Schlosse gegenwärtig wäre.

Der Graf lächelte über diese Bedingung. Emilie aber begab sich den andern Tag wirklich in ihr Kloster zurück, wo sie von der Äbtissinn mit aller gewohnten mütterlichen Zärtlichkeit, und von den Nonnen mit schwesterlicher Liebe aufgenommen wurde. Das Gerücht von dem letzten sonderbaren Vorfalle war bereits ins Kloster gedrungen, und man fragte Emilien um die näheren Umstände. Sie war sehr behuthsam in ihren Antworten, und erzählte nur ganz kurz Ludovicos Geschichte, dessen Verschwinden die Nonnen einstimmig für etwas übernatürliches erklärten.

„Man hat lange geglaubt, sagte eine Schwester Franzisca, daß es im Schlosse nicht richtig wäre, und ich wunderte mich, als ich hörte, daß der Graf die Verwegenheit hatte es zu bewohnen. Der vorige Besitzer hat, fürchte ich, eine That verübt, die er schwer büßen muß."

—„Was hat er denn begangen? fragte eine junge Nonne, die erst kürzlich ins Kloster gekommen war."

„Laßt uns für seine Seele bethen! — erwiederte eine andre, die bisher in stummer Aufmerksamkeit da gesessen hatte. — Wenn er gesündigt hat, so war seine Strafe in dieser Welt groß genug. — Sie sagte dieß mit einem feyerlichen Wesen, daß Emilien ausserordentlich auffiel, die junge Nonne aber sagte ohne darauf zu achten: „Sie wissen vermuthlich worin sein Verbrechen bestanden hat, und auf welche Art er hier gestraft wurde?"

„Es kann seyn, erwiederte Schwester Agnes, aber wer wagt es, meine Gedanken zu erforschen und zu bestimmen, was ich sagen will. Gott allein ist Richter, und zu dem Richter ist der Graf gegangen."

Emilie sah die junge Nonne mit Verwunderung an, allein diese winkte ihr bedeutend. Es thut mir leid, daß meine Frage Ihnen mißfallen hat, sagte sie sanft; ich hatte nicht die Absicht Sie zu beleidigen."

„Mißfallen, sagte Agnes pathetisch. Wir sind alle leere Schwätzer und verstehen die Bedeutung der Worte nicht, die wir gebrauchen. Mißfallen ist ein armseliges Wort. Ich will gehen und bethen." Mit diesen Worten stand sie auf und verließ mit einem tiefen Seufzer das Zimmer.

„Was war das?" sagte Emilie, als sie fort war.

„O das ist nichts," antwortete Franziska. Sie ist oft so, allein sie verbindet keinen Sinn mit dem was sie sagt. Ihr Verstand ist zuweilen in Unordnung. Haben Sie sie noch nie so gesehen?"

„Niemahls," sagte Emilie „Ihr zerstörter Blick ist mir wohl oft aufgefallen, in ihren Reden aber hab ich nie etwas bemerkt."

„Bethen Sie für sie, meine Tochter," fiel die Äbtissinn ein; sie bedarf unsrer Gebethe."

„Was halten Sie wohl von dem verstorbenen Marquis, ehrwürdige Mutter, sagte die junge Nonne zu der Äbtissinn. Die seltsamen Vorfälle im Schloße haben meine Neugierde so sehr erregt, daß Sie mir die Frage verzeihen werden. Was war sein Verbrechen und was die Strafe, warauf Schwester Agnes anspielt?"

„Der Gegenstand ist zu delikat, um darüber zu reden, antwortete die Äbtissinn mit feyerlichem Ernst. Ich will nicht behaupten, daß der Marquis ein Verbrecher war, noch will ich das Verbrechen nennen, dessen man ihn beargwöhnte — von einer Strafe aber, die er hier erduldet hätte, weiß ich nichts. Agnes deutete wahrscheinlich auf die schwere Strafe, die ein unruhiges Gewissen auflegt. Hüthet euch, meine Kinder, jemahls eine so schwere Strafe auf euch zu ziehen — sie ist das Fegfeuer dieses Lebens! — Die verstorbene Marquise habe ich wohl gekannt. Sie war ein Muster für diejenigen, die in der Welt leben, ja auch unser heiliger Orden hätte nicht zu erröthen gebraucht, ihren Tugenden nachzuahmen! Unser Kloster hat ihre sterbliche Hülle empfangen, ihr

himmlischer Geist ist gewiß zu seinem geheiligten Vaterlande empor gestiegen."

Indem die Äbtissinn dieß sagte, läutete die letzte Vesperglocke und sie stand auf: „Laßt uns gehn, meine Kinder, sagte sie, und für die Unglücklichen bethen. Laßt uns gehn, und unsere Sünden bekennen, und unsere Seelen für den Himmel zu reinigen suchen, wohin sie gegangen ist."

Emilie wurde durch diese feyerliche Ermahnung gerührt. Sie erinnerte sich an ihren Vater. Zu diesem Himmel ist er auch gegangen! sagte sie leise, unterdrückte ihre Seufzer und folgte der Äbtissinn und den Nonnen nach der Capelle.

Achtes Kapitel.

Der Graf von Villefort erhielt endlich einen Brief von dem Advocaten zu Avignon, der Emilien aufmunterte, ihren Anspruch auf die Güter der verstorbenen Madame Montoni geltend zu machen. Zu gleicher Zeit erschien ein Bothe vom Herrn Quesnel mit einer Nachricht, die es unnöthig machte, sich deshalb gerichtlich zu melden, weil daraus erhellte, daß die einzige Person, die ihren Ansprüchen zuwider seyn konnte, nicht mehr am Leben war. Ein Freund des Herrn Quesnel, der zu Venedig wohnte, hatte ihm den Tod des

Montoni geschrieben, der mit Orsino, als sein vermeinter Mitschuldiger bey der Ermordung des Venetianischen Edelmanns, zu Verhör gebracht war. Orsino wurde schuldig befunden, aufs Rad geflochten und hingerichtet, da aber über diesen Punct nichts auf Montoni und seine Collegen gebracht werden konnte, wurden sie alle freygesprochen, Montoni ausgenommen, der vom Senat als ein gefährlicher Mensch betrachtet, und aus andern Ursachen, wieder ins Gefängniß gebracht wurde, wo er auf eine zweifelhafte, geheimnißvolle Art, nicht ohne Verdacht, vergiftet worden zu seyn, ums Leben kam.

Herr Quesnel hatte diese Nachricht aus einer so guten Quelle, daß er nicht an der Wahrheit zweifeln konnte. Er meinte, daß Emilie jetzt nur die Güter ihrer verstorbenen Tante zu fordern brauchte und erboth sich, selbst zur Betreibung des Geschäfts behilflich zu seyn. Er schrieb ihr, daß der Termin zur Verpachtung von La Vallee beynahe verflossen sey, und rieth ihr durch Toulouse, wo es schicklich für sie seyn würde, die Güter der verstorbenen Madam Montoni in Besitz zu nehmen, dahin zu gehen; er meinte, es würde gut seyn, wenn sie spätestens in drey Wochen da einträfe und versprach, ihr selbst bis dahin entgegen zu kommen und ihr mit seinem Rathe an die Hand zu gehen.

Es schien, daß die reiche Erbinn dem Herrn Quesnel jetzt mehr Achtung einflößte, als die arme, freundlose Waise je Mitleiden in ihm erregt hatte.

Das Vergnügen, welches sie bey dieser Nachricht empfand, wurde getrübt, wenn sie bedachte, daß derjenige, um dessentwillen sie einst

den Mangel an Vermögen beklagt hatte, nicht mehr würdig war, es mit ihr zu theilen; wenn sie sich aber der freundschaftlichen Ermahnung des Grafen erinnerte, so unterdrückte sie diese traurige Betrachtung, und suchte ihr Herz der reinen Dankbarkeit für das unerwartete Gute, das ihr jetzt zufloß, zu öffnen. Der Gedanke erhöhte ihre Freude nicht wenig, daß La Vallee, ihre geliebte Heimath, und ihr theurer noch dadurch, daß es der Aufenthalt ihrer geliebten Ältern gewesen war, bald wieder in ihren Besitz kommen würde. Sie nahm sich vor, es zu ihrem beständigen Wohnort zu machen, denn ohngeachtet es weder in Umfang noch Pracht mit dem Schlosse zu Toulose konnte verglichen werden, hatte doch seine schöne Lage, und die zärtlichen Erinnerungen, die es umschwebten, Ansprüche an ihr Herz, die sie dem Freunde nicht aufzuopfern geneigt war. Sie antwortete Herrn Quesnel sogleich, um ihm für den thätigen Antheil den er an ihren Angelegenheiten nahm, zu danken, und ihm zu sagen, daß sie ihn um die bestimmte Zeit zu Toulouse treffen würde.

Als der Graf von Villefort mit Blanken ins Kloster kam, um Emilie den Rath des Advocaten mitzutheilen, sagte sie ihm den Inhalt von Herrn Quesnels Briefe. Er wünschte ihr aufrichtig Glück, allein sie bemerkte, sobald der erste Ausdruck des Vergnügens von seinem Gesicht verschwunden war, einen ungewöhnlichen Ernst bey ihm, und wagte es nach der Ursache zu fragen.

„Ich habe gerade keine neue Ursache, antwortete der Graf; allein ich gestehe, daß mir die Verwirrung, die jetzt wegen ihres thörigten Aberglaubens unter allen meinen Leuten herrscht, sehr

unangenehm ist. Ich höre immer von Dingen schwatzen, die ich weder zugeben, noch ihnen widersprechen kann; auch bin ich wirklich wegen des armen Burschen, des Ludovico, sehr in Sorgen, von dem ich noch nichts habe erfahren können. Ich habe nicht nur das ganze Schloß, sondern die ganze Gegend durchsuchen lassen, und weiß nicht was ich weiter thun soll, da ich schon große Summen für eine Nachricht von ihm ausgebothen habe. Die Schlüssel zu dem nördlichen Flügel sind seit seinem Verschwinden nicht aus meiner Verwahrung gekommen, und ich bin Willens, diese Nacht selbst in den Zimmern zu wachen.

Emilie gerieth über diesen Vorsatz in wirkliche Unruhe, und vereinigte ihre Bitten mit Blanken, ihn davon abzubringen.

„Was sollte ich fürchten, sagte er. Mit übernatürlichen Kräften werde ich nicht zu streiten haben, und auf menschlichen Widerstand bin ich gefaßt. Ich will auch sogar versprechen, nicht allein zu wachen."

„Aber, wer wird Muth genug haben, mit Ihnen zu wachen, theuerster Graf? sagte Emilie."

„Mein Sohn. Es bleibt dabey, setzte er lächelnd hinzu, wenn ich diese Nacht nicht davon geführt werde, so sollen Sie morgen den Ausgang meines Abenteuers hören."

Der Graf und Blanka nahmen bald darauf Abschied von Emilien und gingen auf das Schloß zurück, der Graf benachrichtigte hier Heinrichen von seiner Absicht, und dieser willigte nicht ohne geheimes Widerstreben ein, an seiner Wache Theil zu nehmen. Auch die Gräfinn machte ihm viele Einwendungen; allein er hatte seinen Entschluß einmahl fest gefaßt und ließ sich nicht wie-

der

der davon abbringen. „Ich bin frey von Aberglauben, sagte er, wenn etwas ausserordentliches in meinem Hause vorgeht, oder wenn vormahls etwas geschehen ist, daß noch jetzt diese auffallenden Folgen hervorbringt, so werde ich es wahrscheinlich erfahren. Auf allen Fall will ich die Entdeckung auffordern; und um gegen einen menschlichen Angriff gesichert zu seyn — denn das ist mir in der That das Wahrscheinlichste — werde ich Sorge tragen, mich mit guten Waffen zu versehn."

Er nahm mit anscheinender Heiterkeit, die aber seine innere Unruhe nur schlecht verbarg, von Emilie Abschied und begab sich mit seinem Sohne in die nördlichen Zimmer. Er fand in diesen Zimmern alles, wie er es zuletzt verlassen hatte, selbst im Schlafzimmer war keine Veränderung merklich. Da er keinen von den Bedienten hatte bewegen können, sich mit herein zu wagen, machte er selbst Feuer an, durchsuchte nochmahls die Cammer und das Cabinet, und setzte sich dann mit Heinrich an das Camin. Sie stellten ein Licht und eine Flasche Wein auf den Tisch, schürten das Holz an, und sprachen über gleichgültige Gegenstände. Heinrich war oft still und in Gedanken vertieft, und warf zuweilen einen Blick voll Neugier und Furcht im dunkeln Zimmer umher, der Graf hörte nach und nach auf zu sprechen und saß entweder in Gedanken verloren, oder las in einem Bande von Tacitus, den er mitgebracht hatte, um die Langeweile der Nacht zu vertreiben.

Neuntes Kapitel.

Der Baron St. Foix, den Unruhe für seinen Freund noch gehalten hatte, stand früh auf, um sich nach dem Ausgange des nächtlichen Abenteuers zu erkundigen. Als er vor des Grafen Cabinet kam, hörte er drinnen gehn, klopfte an die Thür, und sah sie durch seinen Freund selbst öffnen. Voll Freuden, ihn wohlbehalten zu sehn, und begierig zu erfahren, was in der Nacht vorgefallen war, hatte er nicht Zeit die ungewöhnliche Ernsthaftigkeit auf den Gesichtszügen des Grafen zu bemerken, dessen zurückhaltende Antworten ihn erst aufmerksam machten. Der Graf lächelte bey seinen Fragen und suchte den Gegenstand seiner Neugier obenhin zu behandeln; der Baron aber blieb ernsthaft und trieb seine Fragen so weit, daß der Graf endlich seinen Ernst wieder annahm und ihm sagte: „Dringen Sie nicht weiter in mich mein Freund, ich bitte Sie darum; und thun Sie mir auch den Gefallen, sich in der Folge über nichts zu wundern, was Ihnen in meinem Betragen auffallen könnte. Ich nehme keinen Anstand, Ihnen zu sagen, daß ich unglücklich bin, und daß die Wache der letzten Nacht mir nicht dazu geholfen hat, Ludovico zu entdecken. Das ist aber auch alles, was ich sagen

kann, über alle andre Vorfälle dieser Nacht müssen Sie mir Stillschweigen erlauben."

„Aber wo ist Heinrich? fragte der Baron, den diese abschlägige Antwort befremdete und verdroß."

„Er ist wohlbehalten in seinem Zimmer, erwiederte der Graf. Sie werden ihn über diese Sache nicht befragen, mein Freund, da Sie meinen Wunsch kennen."

„Gewiß nicht, mein Freund, sagte der Baron etwas bekümmert, da es Ihnen unangenehm seyn würde: aber mich dünkt mein Freund, Sie sollten sich auf meine Verschwiegenheit verlassen, und diese ungewöhnliche Zurückhaltung ablegen."

„Lassen Sie uns nicht mehr über die Sache reden, mein Freund! sagte der Graf. Sie können versichert seyn, daß eine wirklich wichtige Veranlassung mir dieses Stillschweigen gegen einen Freund auflegt, den ich nunmehr seit beynahe dreyßig Jahren so genannt habe; ich hoffe, Sie werden deswegen keinen Zweifel in meine Achtung noch in die Aufrichtigkeit meiner Freundschaft setzen."

„Ich will nicht daran zweifeln, erwiederte der Baron, nur können Sie mir nicht verdenken, wenn ich einige Verwunderung über dieses Stillschweigen äußre."

„Gegen mich äussern Sie es immerhin, erwiederte der Graf, allein ich bitte sie inständig, sich gegen meine Familie weder darüber, noch über sonst etwas, das Ihnen in meinen Betragen gegen sie auffallen könnte, auszulassen."

Der Baron versprach es gern, und nachdem sie einige Zeit über allgemeine Dinge gesprochen hatten, gingen sie zum Frühstück herunter, wo

der Graf seine Familie mit einem fröhlichen Gesicht anredete, und ihren Fragen durch leichten Spott und durch eine angenommene Lustigkeit auswich, während er ihnen versicherte, daß sie keine Gefahr von den nördlichen Zimmern zu besorgen hätten, da er und Heinrich unbeschädigt daraus zurückgekehrt wären.

Dem jungen Grafen Heinrich gelang es weniger, seine Gefühle zu verbergen. Ein Ausdruck von Schrecken war noch nicht ganz aus seinem Gesichte verschwunden; er saß oft still und in Gedanken, und wenn er über die begierigen Fragen der Mademoiselle Bearn zu lachen versuchte, so sah man deutlich daß es erzwungen war.

Nachmittags sprach der Graf, wie er versprochen hatte, im Kloster an, und Emilie bemerkte, daß er mit gesuchtem Scherz und mit Zurückhaltung zugleich der nördlichen Zimmer erwähnte. Von dem, was daselbst vorgefallen war, sagte er nichts; als sie es wagte, ihn an sein Versprechen zu erinnern, ihr das Resultat seiner Untersuchungen mitzutheilen und ihn fragte, ob er einen Beweis bekommen hätte, daß es in diesen Zimmern nicht richtig wäre, nahm er auf einen Augenblick eine feyerliche Miene an, faßte sich aber gleich wieder und sagte lächelnd: meine liebe Emilie, lassen Sie nicht die Äbtissinn Ihren guten Verstand mit diesen Thorheiten anstecken; sonst wird sie Sie dahin bringen, in jedem dunkeln Zimmer einen Geist zu erwarten. Aber glauben Sie mir, setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu, die Todten kommen nicht ans Licht um Scherz zu treiben, oder um den Furchtsamen zu erschrecken. „Er hielt inne und verfiel in ein augenblickliches Nachdenken, worauf er hinzu setz-

te, lassen Sie uns nicht weiter über die Sache reden.''

Bald darauf nahm er Abschied, und Emilie sah mit Verwunderung, als sie zu den Nonnen kam, daß sie um einen Umstand wußten, den sie sorgfältig vermieden hatte, zu erwähnen; sie bezeugten ihre Verwundrung über des Grafen Beherztheit, daß er gewagt hätte, die Nacht in dem Zimmer zuzubringen, aus dem Ludovico verschwunden war: denn sie hatte nicht bedacht, wie geschwind eine wunderbare Erzählung sich verbreitet. Die Nonnen hatten ihre Nachrichten von Bauern eingezogen, die Früchte ins Kloster brachten, und deren ganze Aufmerksamkeit seit Ludovicos Verschwinden auf das, was im Kloster vorging, gerichtet war.

Emilie hörte stillschweigend die verschiedenen Meinungen der Nonnen über das Verschwinden des Grafen an; die meisten beurtheilten es als rasch und verwegen, und behaupteten, es hieße die Rache eines bösen Geistes reitzen, wenn man sich so muthwillig in seine Wohnung eindrängte.

Der Schuldige kann auf diesen Schutz keinen Anspruch machen, sagte Schwester Agnes. Laßt den Grafen auf sein Betragen zurückblicken, damit er nicht seinen Anspruch verscherzt: Aber wer darf es wagen, sich unschuldig zu nennen! alle irrdische Unschuld kann nur vergleichungsweise so genannt werden. Und doch welch eine weite Kluft zwischen den äußersten Grenzen der Schuld — und bis zu welch einer erschrecklichen Tiefe können wir fallen! Oh —

Die Nonne schauderte mit einem Seufzer zusammen, der Emilien erschreckte! Sie blickte auf, und sah die Augen der Schwester Agnes fest

auf die ihrigen geheftet. Sie stand auf, ergriff Emiliens Hand, sah ihr starr ins Gesicht, schwieg einige Augenblicke und sagte denn.

„Sie sind jung, Sie sind unschuldig — ich meine, noch unschuldig von großen Verbrechen! — Allein Sie haben Leidenschaften in Ihrem Herzen — Schlangen die noch schlummern. Hüthen Sie sich, sie zu erwecken, sie möchten Sie sonst bis in den Tod stechen."

Emilie durch diese Worte, und durch die Feyerlichkeit, womit sie ausgesprochen wurden, tief gerührt, konnte ihre Thränen nicht unterdrücken.

„Ach, sieht es so, sagte Agnes, und ihre finstern Züge wurden milder — so jung und schon so unglücklich. Wir sind also wirklich Schwestern. Aber nein, zwischen den Schuldigen kann kein Band der Freundschaft seyn, setzte sie hinzu, während ihre Augen ihren wilden Ausdruck wieder annahmen — keine Milderung — keine Ruhe, keine Hoffnung. Einst kannte ich alle diese Gefühle — meine Augen konnten weinen — jetzt aber brennen sie — meine Seele ist starr und furchtlos; ich klage nicht mehr!"

„Lieber laßt uns bereuen und bethen, sagte eine andre Nonne. Man hat uns hoffen gelehrt, daß Gebeth und Buße unsre Seele retten. Es ist noch Hoffnung für alle, die bereuen."

„Für alle, nur nicht für mich, antwortete Agnes feyerlich. Sie hielt inne, und setzte dann kurz hinzu. Mein Kopf brennt, ich glaube mir ist nicht wohl. O könnte ich alle vergangenen Auftritte aus meinem Gedächtnisse vertilgen — die Gestalten, die wie Furien auftreten, mich zu quälen — ich sehe sie wenn ich schlafe und wenn

ich wache — sie schweben mir immer vor den Augen! ich sehe sie auch jetzt — jetzt! —

Sie stand in einer starren Stellung des Schreckens da — ihre unstäten Augen irrten im ganzen Zimmer umher, als wenn sie etwas verfolgten. Eine von den Nonnen nahm sie sanft bey der Hand, um sie aus dem Zimmer zu führen. Agnes wurde ruhig, fuhr mit der andern Hand quer über die Augen, blickte wieder auf, und sagte mit einem tiefen Seufzer. Sie sind fort — sie sind fort — ich bin im Fieber und weiß nicht was ich sage. Ich bin zuweilen so, aber es wird wieder vorübergehn; ich werde bald besser werden. War das nicht die Vesperglocke?

„Nein, erwiederte Franciska, der Abendgottesdienst ist vorüber. Lassen Sie sich von Margarethen nach ihrer Zelle führen."

„Sie haben Recht, erwiederte Schwester Agnes; es wird mir dort besser s.yn. Gute Nacht, meine Schwestern; erinnert euch meiner in eurem Gebethe."

Als sie fort war, sagte Franciska, die Emiliens Bewegung bemerkte: Erschrecken Sie nicht, Agnes ist oft nicht recht bey sich, nur so wahnwitzig habe ich sie lange nicht gesehen: ihre gewöhnliche Stimmung ist Melancholie. Dieser Anfall hat ihr schon seit einigen Tagen gedroht; doch hoffe ich, daß Absondrung und die gewöhnliche Behandlung sie wieder herstellen werde.

„Aber wie vernünftig sie anfangs sprach, merkte Emilie an; ihre Ideen folgten einander in vollkommner Ordnung."

„Das ist nichts neues, antwortete Franciska; ich habe sie zuweilen mit Ordnung und

Wahnsinn reden, und dann gleich wieder in ihren Wahnsinn zurückfallen hören."

„Ihr Gewissen scheint beunruhigt zu seyn, sagte Emilie. Wissen Sie, was die Arme in diesen Zustand versetzt hat?"

Die Nonne schwieg; als aber Emilie ihre Frage wiederhohlte, winkte sie mit den Augen auf die andern Kostgängerinnen und sagte leise: ich kann Ihnen jetzt nicht mehr sagen, wenn Sie aber diese Nacht, wenn die Schwesterschaft zur Ruhe ist, auf meine Zelle kommen wollen, so sollen Sie mehr erfahren; erinnern Sie sich aber, daß wir des Mitternachts zum Gebeth aufstehen, und kommen Sie entweder vorher oder später.

Emilie sagte, sie würde es nicht vergessen, und da gleich darauf die Nonne erschien, sprachen sie nicht weiter von der unglücklichen Agnes.

Der Graf hatte indessen bey seiner Zurückkunft, Herrn Düpont in einem der Anfälle von Niedergeschlagenheit getroffen, worinn seine Anhänglichkeit für Emilien ihn oft versetzte, eine Anhänglichkeit, die zu alt war, um zu leicht überwunden zu werden, und die bereits den Einwendungen seiner Freunde widerstanden hatte. Der Graf suchte ihn noch immer mit freundschaftlichem Eifer durch den Glauben zu trösten, daß Geduld, Zeit und Beharrlichkeit ihm und Emilien endlich zur Glückseligkeit helfen würden.

„Düpont stutzte bey diesen Worten; er wünschte zu glauben, was sein Freund hoffte, und nahm willig eine Einladung an, seinen Besuch auf dem Schlosse zu verlängern, welches wir jetzt verlassen, um uns in das St. Clären Kloster zu begeben.

Sobald sich die Nonnen zur Ruhe gelegt hatten, schlich sich Emilie zu ihrer Zusammenkunft mit Schwester Franciska. Sie kniete bebend in ihrer Zelle vor einem kleinen Tisch, auf welchem das Bild stand, an das sie sich wendete, und über ihm die dunkle Lampe, die den Ort erhellte. Sie sah sich um, als die Thüre geöffnet wurde, und winkte Emilien, herein zu kommen, die sich stillschweigend neben die kleine Strohdecke der Nonne setzte, und abwartete, bis ihr Gebeth zu Ende seyn würde. Die Nonne stand bald von dem Knien auf, nahm das Licht von dem Crucifix und stellte es auf den Tisch, wo Emilie einen Todtenkopf neben einem Stundenglase bemerkte. Die Nonne, ohne auf ihre Bewegung zu achten, setzte sich neben Emilien auf die Madratze, und sagte: Ihre Neugier, liebe Schwester, hat Sie sehr pünctlich gemacht; allein Sie werden nichts merkwürdiges in der Geschichte der armen Agnes finden.

„Schwester Agnes, fuhr die Nonne fort, ist aus einem edlen Hause, wie die Würde ihres Anstands ihnen bereits gesagt haben muß, allein ich will ihren Nahmen nicht dadurch entehren, daß ich ihn nenne. Liebe war die Ursache ihres Verbrechens und ihres Wahnsinns. Sie würde von einem Manne geliebt, dessen Vermögen dem ihrigen nicht gleich war, und da ihr Vater ihr einen Gemahl gab, den sie nicht liebte, stürzte eine übel beherrschte Leidenschaft sie ins Verderben. Jede Pflicht der Tugend und Treue wurde vergessen, und sie entweihte ihre ehelichen Gelübde. Ihr Vergehn wurde bald entdeckt, und sie würde als ein Opfer der Rache ihres Gemahls gefallen seyn, wenn nicht ihr Vater ein Mittel

gefunden hätte, sie aus seinen Händen zu reißen. Wie er dieß anfing, habe ich nie erfahren; allein er brachte sie heimlich in dieses Kloster, wo er sie nachher bewegte, den Schleyer zu nehmen. In der Welt wurde das Gerücht ausgesprengt, daß sie todt sey; der Vater half es verbreiten, um seine Tochter zu retten, und wußte solche Mittel anzuwenden, daß der Mann glaubte, sie sey ein Opfer seiner Eifersucht geworden — Sie sehn mich verwundert an, fuhr die Nonne fort, die Emiliens Gesichte sich verändern sah; ich gestehe es, die Geschichte ist seltsam, aber doch wie ich glaube nicht ohne Beyspiel."

„Ich bitte Sie, fahren Sie fort, sagte Emilie, die Geschichte interessirt mich sehr."

„Ich bin schon damit fertig, erwiederte die Nonne; ich habe nur noch hinzuzusetzen, daß der lange Kampf, den Agnes zwischen Liebe, Gewissensbissen, und dem Gefühl der Pflicht, die sie durch ihr Klostergelübde übernommen hatte, endlich ihre Vernunft zerrüttete. Anfangs hatte sie nur zu Zeiten schnell vorübergehende Anfälle von Melancholie und Wahnsinn, die zuletzt in eine feste Schwermuth übergangen, nur zuweilen hat sie Anfälle von Wildheit, die seit kurzem häufiger geworden sind."

„Emilie wurde durch die Geschichte der Schwester Agnes sehr gerührt; sie erinnerte sich dabey sehr lebhaft an die Marquise de Villerol, die auch von ihrem Vater gezwungen wurde, den Gegenstand ihrer Liebe für einen Gemahl von seiner Wahl zu verlassen; allein nach Dorotheens Erzählung ließ sich wohl nicht vermuthen, daß sie der Rache eines eifersüchtigen Gemahls entgangen sey, noch ließ sich an der Unschuld ihres

Betragens einen Augenblick zweifeln. Allein Emilie konnte sich nicht enthalten, indem sie über das Elend der Nonne seufzte, dem Angedenken der Marquise einige Thränen zu zollen, — als sie wieder auf Schwester Agnes kam, fragte sie Franeska, ob sie sich ihrer in der Jugend erinnerte, und ob sie damahls schön gewesen sey."

„Ich war noch nicht hier, als sie den Schleyer nahm, erwiederte Franciska; es ist auch schon so lange her, daß wenige von der gegenwärtigen Schwesterschaft Zeuge dabey gewesen seyn mögen; auch unsere jetzige Äbtissinn war damahls noch nicht im Kloster. Doch habe ich Agnes noch als ein sehr schönes Frauenzimmer gekannt. Sie hat noch jetzt die hohe Miene, wodurch sie sich immer auszeichnete; allein ihre Schönheit, wie sie werden bemerkt haben, ist hin, ich kann sogar kaum noch eine Spur von der Liebenswürdigkeit entdecken, die einst ihre Züge beseelte.

Ich weiß nicht, woher es kommt, sagte Emilie, aber es gibt zuweilen Augenblicke, wo dieß Gesicht meinem Gedächtniß bekannt scheint. Sie werden mich für eine Fantastinn halten, und ich halte mich selbst dafür, denn gewiß habe ich Schwester Agnes nie gesehn, ehe ich ins Kloster kam, und sie muß also eine Ähnlichkeit mit jemand anders haben, der mir bekannt ist, obgleich ich auch darauf mich nicht besinnen kann.

„Die tiefe Schwermuth auf ihrem Gesicht hat wahrscheinlich einen Eindruck auf ihre Fantasie gemacht, der sie hintergangen hat. Ich könnte mir eben so gut einbilden, eine Ähnlichkeit zwischen Ihnen und Schwester Agnes zu finden, als sie glauben könnten, sie außer dem Kloster irgendwo gesehen zu haben, denn dieß ist

schon so lange, als sie alt seyn mögen, ihr Zufluchtsort gewesen."

„Wirklich, sagte Emilie!"

„Warum fällt Ihnen das auf? erwiederte Franciska."

„Emilie schien diese Frage nicht zu bemerken, sie blieb einige Augenblicke in Gedanken und sagte denn: Ohngefähr um dieselbe Zeit starb die Marquise de Villeroi."

„Das ist eine seltsame Bemerkung, sagte Franciska."

Emilie erwachte aus ihrer Träumerey, lächelte und gab dem Gespräch eine andre Wendung; allein es kam wieder auf die unglückliche Nonne zurück, und Emilie blieb in Schwester Franciskas Zelle, bis die Mitternachtsglocke sie erinnerte. Sie entschuldigte sich nun, ihre Schwester so lange in ihrer Ruhe gestört zu haben, und sie verließen mit einander die Zelle. Emilie ging in ihr Zimmer zurück und die Nonne ging mit einer brennenden Fackel, ihre Andacht in der Capelle zu verrichten.

Verschiedene Tage vergingen, ohne daß Emilie den Grafen, oder jemand von seiner Familie sah; als er endlich erschien, bemerkte sie mit Bekümmerniß, daß seine Miene ungewöhnlich trübe war.

„Mein Geist ist niedergeschlagen, sagte er zur Antwort auf ihre ängstlichen Fragen; ich denke meinen Aufenthalt auf eine Zeitlang zu verändern, und dadurch meine Gemüthsruhe wieder herzustellen. Meine Tochter und ich wollen den Baron St. Foix auf sein Schloß begleiten. Es liegt in einem Thale zwischen den Pyrenäen auf dem Wege nach Gasconien und ich habe gedacht,

daß wir, wenn Sie nach La Vallee gehn, einen Theil des Wegs zusammen machen könnten. Es würde mir große Freude seyn, Sie nach Ihrer Heimath zu geleiten."

„Sie dankte dem Grafen für seine gütige Absicht und beklagte nur, daß die Nothwendigkeit, zuerst nach Toulouse zu gehn, sie verhinderte, diesen Vorschlag anzunehmen: allein wenn Sie auf des Barons Gute sind, setzte sie hinzu, so haben Sie nur eine kurze Tagereise bis nach La Vallee, und ich hoffe, daß Sie die Gegend nicht verlassen werden, ohne mich zu besuchen. Es würde mir eine unendliche Freude seyn, Sie und die Gräfinn Blanka bey mir zu sehn."

„Ich werde gewiß mir selbst und Blanka'n das Vergnügen nicht versagen, Sie dort zu besuchen, erwiederte der Graf, wenn Ihre Geschäfte Ihnen zulassen, um die Zeit, wo wir Sie treffen können, in La Vallee zu seyn."

Emilie sagte zwar, sie hoffte, auch die Gräfinn bey sich zu sehn, tröstete sich aber leicht, als der Graf ihr sagte, sie würde in Begleitung der Mademoiselle Bearn auf einige Wochen eine Familie im untern Languedoc besuchen.

Der Graf nahm nach einem Gespräch über seine Reise und Emiliens Einrichtung Abschied, und es verstrichen nicht viele Tage nach diesem Besuch, ehe ein zweyter Brief von Herrn Quesnel sie benachrichtigte, daß er jetzt zu Toulouse wäre, daß La Vallee geräumet sey, und daß er wünschte, sie möchte sich so schnell als möglich auf den Weg dahin machen, weil seine eignen Angelegenheiten ihn drängten, nach Gasconien zurückzukehren. Emilie zögerte nicht, ihm zu willfahren, und nachdem sie einen zärtlichen Ab-

schied von des Grafen Familie, worin Herr Dupont noch immer begriffen war, und von ihren Freunden im Kloster genommen hatte, machte sie sich nach Toulouse auf den Weg, von der unglücklichen Annette begleitet und von einem treuen Bedienten des Grafen beschützt.

Zehntes Kapitel.

Emilie setzte ihre Reise durch Languedoc nach Nordwesten ohne Unfall fort. Sie dachte oft auf dieser Rückkehr nach Toulouse, welches sie zuletzt mit Madame Montoni verlassen hatte, an das unglückliche Schicksal dieser Frau, die ohne ihre eigne Unbesonnenheit so glücklich dort hätte leben können! Auch Montonis Bild, kühn, stolz und befehlend, wie sie ihn in den Tagen seines Triumphs oft gesehn hatte, stieg vor ihr auf. Nur wenige Monathe waren verstrichen, und seine Macht war dahin — er war der Erde wiedergegeben und sein Leben verschwunden gleich einem Schatten! Emilie hätte über sein Schicksal weinen können, wenn sie sich nicht seiner Verbrechen erinnert — um ihre unglückliche Tante weinte sie, und alles Gefühl ihrer Fehler wurde durch die Erinnerung an ihr Unglück überwältigt.

Die so ängstlich erwartete Zukunft war nun da; sie war zurückgekehrt, aber welch eine traurige Leere vor ihr! Valancourt war nicht mehr

der ihrige! Sie genoß nicht einmahl mehr die traurige Befriedigung, sein Bild in ihrem Herzen zu betrachten! er war nicht mehr derselbe Valancourt, den sie dort hegte und liebte — der Trost mancher traurigen Stunde, der Freund der sie belebte und stark machte, Montoni's Mißhandlung zu ertragen.

Sie trocknete ihre Thräne und sah auf die Landschaft hin, die sie hervorgelockt hatte. Sie fuhr jetzt an eben dem Hohlwege hin, wo sie an dem Morgen ihrer Abreise von Toulouse Abschied von Valancourt genommen hatte. Sie sah ihn nun durch ihre aufs neue fliessende Thränen, so wie sie ihn gesehn hatte, als sie aus dem Wagen sah, um ihm das letzte Lebewohl zu sagen — sie sah ihn, wie er sich traurig an die hohen Bäume lehnte, und erinnerte sich an den starren Blick voll Zärtlichkeit und Schmerz, womit er sie ansah. Diese Erinnerung war zu viel für ihr Herz; sie sank in den Wagen zurück, und blickte nicht eher wieder auf, bis er an den Thoren ihres nunmehr eignen Hauses still hielt.

Sie stieg schnell aus und eilte in das Haus, wo sie statt des Herrn Quesnel nur einen Brief von ihm fand, worin er sie benachrichtigte, daß Geschäfte von Wichtigkeit ihn genöthigt hätten, Toulouse zwey Tage vor ihrer Ankunft zu verlassen. Emilie konnte sich im Grunde leicht trösten. Er meldete ihr auch, was er in ihren Geschäften gethan hatte, und machte sie mit einigen Formalitäten bekannt, die sie noch beobachten mußte. Ihre Gedanken verweilten nicht lange bey Herrn Quesnels unfreundlichem Betragen, sondern kehrten zu der Erinnerung an die Personen, die sie in diesem Hause zu sehn gewohnt

war, vorzüglich zu der unglücklichen Madame Montoni, zurück. In dem Zimmer wo sie jetzt saß, hatte sie am Morgen ihrer Abreise nach Italien mit ihr gefrühstückt, und der Anblick rief aufs mächtigste in ihre Erinnerung alles zurück, was sie damahls gelitten hatte, während ihre Tante in frohen Erwartungen über die Reise vor ihr schwamm. Ihr Blick fiel von ohngefähr auf ein grosses Fenster, das in den Garten stieß, und hier sprachen neue Denkmähler der Vergangenheit zu ihrem Herzen — sie sah die Allee, wo sie sich am Abend vor ihrer Abreise von Valancourt trennte, vor sich, und alle Angst, alle zärtliche Theilnahme an ihrem künftigen Schicksal, die er ihr bewies, seine dringenden Vorstellungen, sich nicht in Montonis Hände zu geben, und die Wahrheit seiner Liebe drangen aufs neue in ihr Gedächtniß. In diesem Augenblick schien es ihr beynahe unmöglich, daß Valancourt ihrer Achtung könnte unwerth geworden seyn; sie zweifelte an allem, was sie zu seinem Nachtheil gehört hatte, selbst an seinen eignen Worten, die des Grafen von Villeforts Behauptung von ihm bestätigten. Überwältigt von den Erinnerungen, die der Anblick dieser Allee in ihr hervorlockte, wandte sie sich schnell vom Fenster ab, und sank in einen Stuhl darneben, wo sie von Schmerz überwältigt saß, bis Annette, die mit Coffee herein kam, sie aufweckte.

„Ach bestes Fräulein, wie traurig sieht jetzt dieser Ort aus gegen sonst! Es ist traurig, wenn man in seiner Heimath ankommt, ohne daß jemand da ist, einen zu bewillkommen."

Dieß war nicht der Augenblick, wo Emilie diese Bemerkung ertragen konnte; ihre Thränen flos-

flossen aufs neue, und so bald sie ihren Coffee getrunken hatte, begab sie sich auf ihr Zimmer, wo sie ihre müden Lebensgeister auszuruhen suchte. Allein das geschäftige Gedächtniß both ihr noch immer die Erscheinungen vergangner Zeiten dar; sie sah Valancourt liebenswürdig und gut, wie er ihr in den Tagen ihrer frühern Liebe und an den Örtern erschien, wo sie ihre Jahre mit ihm zusammen zuzubringen geglaubt hatte! — endlich aber verschloß der Schlaf diese traurigen Vorstellungen vor ihrem Blick.

Am folgenden Morgen hielt ernsthafte Beschäftigung sie von solchen traurigen Betrachtungen zurück; da sie wünschte Toulouse zu verlassen und nach La Valle zu eilen, zog sie einige Erkundigungen über den Zustand des Gutes ein, und besorgte sogleich einige nothwendige Geschäfte nach der Anweisung des Herrn Quesnel. Es kostete ihr eine grosse Anstrengung, ihre Gedanken von andern Gegenständen so weit abzuziehen, um hierauf zu achten, allein sie wurde für ihre Mühe dadurch belohnt, aufs neue zu erfahren, daß Beschäftigung das sicherste Mittel gegen den Kummer ist.

Dieser Tag wurde ganz mit Geschäften zugebracht; unter andern suchte sie sich mit der Lage ihrer armen Bauern bekannt zu machen, um ihrem Mangel abzuhelfen, oder sie in ihrem Wohlstande zu befestigen.

Gegen Abend fühlte sie sich wieder so gestärkt, daß sie glaubte, einen Gang in den Garten, wo sie so oft mit Valancourt gewesen war, aushalten zu können. Sie wußte, daß diese Scenen, wann sie zufällig dahin käme, desto mehr Eindruck auf sie machen würden, je län-

ger sie zögerte, sie zu besuchen, und benutzte also die gegenwärtige Stimmung ihrer Seele, um dahin zu gehn.

Emilie und Valancourt hatten oft mit einander um dieselbe Stunde diesen Anblick bewundert, und gerade auf dieser Stelle hatte sie in der Nacht vor ihrer Abreise nach Italien seine Vorstellungen dagegen und die Bitten seiner heissen Liebe angehört. Sie erinnerte sich an die kleinsten Umstände dieses Gesprächs, an die ängstlichen Zweifel, die er wegen Montoni äusserte, und die nun nur zu sehr bestätigt waren; an die Gründe und Bitten, die er aufboth, um sie zu einer unverzögerten Vermählung mit ihm zu bewegen; an die Zärtlichkeit einer Liebe, an die Ausbrüche seines Schmerzens und an die Überzeugung, die er zu wiederhohltenmahlen äusserte, daß sie nie wieder in Glückseligkeit zusammen kommen würden. Dieselben Empfindungen, die sie damahls fühlte, stiegen aufs neue in ihr auf, und ihre Zärtlichkeit für Valancourt wurde eben so stark, als in den Augenblicken, wo sie glaubte, daß sie von ihm und von ihrem Glück zugleich scheide, und wo die Stärke ihrer Seele sie in den Stand setzte, lieber ihren gegenwärtigen Kummer zu befestigen, als sich durch eine geheime Heirath den Vorwurf ihres Gewissens zuzuziehen. „Ach, sagte sie, als diese Erinnerungen vor ihrer Seele aufstiegen, was habe ich wohl durch die Stärke, die ich damahls übte, gewonnen? bin ich jetzt glücklich? Er sagte, wir würden nie wieder glücklich zusammen kommen. Ach! er dachte wohl damahls nicht, daß seine eigne Vergehungen uns trennen und uns das Übel zuziehen würden, das er damahls fürchtete."

Ihre Betrachtungen vermehrten ihren Schmerz, ohngeachtet sie sich selbst gestehen mußte, daß die Stärke die sie damahls bewies, sie vom unwiederbringlichen Elend, von Valancourt selbst, gerettet hatte; doch konnte sie sich in diesen Augenblicken nicht wegen der Klugheit, die sie errettet hatte, Glück wünschen; sie konnte nur mit dem bittersten Schmerz die Umstände beklagen, die Valancourt zu einer von den Tugenden, von der Sittlichkeit und von den Hoffnungen seiner frühern Jahre so abweichenden Lebensart gebracht hatten; allein sie liebte ihn noch immer zu sehr, um zu glauben, daß sein Herz selbst jetzt verdorben wäre, so fehlerhaft sein Betragen auch war. Eine Bemerkung ihres verstorbenen Vaters über Valancourt fiel ihr lebhaft wieder ein. Dieser junge Mann ist nie zu Paris gewesen, sagte er einmahl. Diese Bemerkung befremdete sie damahls, jetzt aber verstand sie die Bedeutung vollkommen, und rief traurig aus: O Valancourt! wenn ein solcher Freund als mein Vater, mit dir zu Paris gewesen wäre, so würde dein edles, offnes Herz nie gefallen seyn.

„Und ist es möglich, sagte sie, daß eine Seele, so empfänglich für alles, was groß und schön war, zu einer so niedrigen Lebensart herabsinken konnte!"

„Sie erinnerte sich, wie oft sie eine plötzliche Thräne in seinem Auge funkeln sah, und seine Stimme von Bewegung zittern hörte, wann er eine grosse, oder wohlthätige Handlung erzählte, von einer schönen Empfindung sprach. Und ein solches Herz, sagte sie, mußte dem Laster einer grossen Stadt geopfert werden?"

Diese Erinnerungen ergriffen sie zu schmerz-

haft, und sie kehrte auf das Schloß zurück, um sich von den Denkmählern ihres abgeschiednen Glücks zu entfernen. Als sie über die Terrasse ging, sah sie jemand mit langsamen Schritte und niedergeschlagnen Ansehn zwischen den Bäumen in einiger Entfernung gehen. Die Dämmerung ließ ihr nicht zu, die Person zu unterscheiden, und sie glaubte, daß es einer von den Bedienten sey, bis er sich durch das Geräusch ihrer Schritte aufmerksam gemacht, umdrehte, und sie Valancourt zu erkennen glaubte.

Wer es aber auch war, er verlor sich augenblicklich zwischen den Bäumen zur Linken, und verschwand, während Emilie, ihre Augen starr auf den Ort, wo er verschwunden war, geheftet und am ganzen Körper so sehr zitternd, daß sie sich kaum aufrecht halten konnte, einige Augenblicke unvermögend von der Stelle zu gehen, und sich kaum des Daseyns bewußt, auf dem Fleck eingewurzelt blieb. Mit ihrer Besinnung aber kehrten ihre Kräfte wieder und sie eilte ins Haus zurück, wo sie aber nicht zu fragen wagte, wer im Garten gewesen sey, um nicht ihre Bewegung zu verrathen. Sie setzte sich still nieder, um sich die Gestalt der Person, die sie eben gesehen hatte, zurück zu rufen; der Umriß der Figur, denn mehr hatte sie nicht sehen können, und seine schnelle Entfernung machten es ihr wahrscheinlich, daß es Valancourt gewesen sey. Nur konnte sie nicht begreifen, wie er nach Toulouse kam, und auf welche Art er sich Eingang in den Garten verschafft haben konnte. Die Furcht, sich zu verrathen, hielt sie immer zurück, so oft ihre Ungeduld sie antrieb, zu fragen, ob ein Fremder herein gelassen wäre. Endlich suchte sie

sich zu überreden, daß ihre von ihm erfüllte Einbildungskraft ihr sein Bild untergeschoben hätte, allein eine leise Stimme in ihrem Herzen widersprach beständig der Vernunft.

Der folgende Tag verstrich unter Besuchen von mehrern Familien aus der Nachbarschaft, die ehemahls mit Madame Montoni Umgang gehalten hatten. Sie kamen, um mit kalter Höflichkeit Emilien zu condoliren, ihr tausend neugierige Fragen vorzulegen, und empfahlen sich eben so steif, als sie gekommen waren.

Emilien waren diese Formalitäten zur Last, und das kriechende Wesen so mancher, die sie ehemahls, als Gesellschafterinn der Madame Montoni, kaum eines Blicks gewürdigt hatten, eckelte sie an.

Gewiß muß im Reichthum selbst eine Zauberkraft liegen, sagte sie, daß die Menschen so allgemein ihm huldigen, wann sie auch für ihre Person keinen Nutzen davon haben können. Wie seltsam und verkehrt, daß die Welt einem Dummkopf oder Schurken, wann er nur Geld hat, mehr Achtung beweist, als dem unbegüterten Guten und Weisen!

Es war Abend, ehe sie allein blieb, und sie wünschte sich nun in der freyen Luft ihres Gartens zu erfrischen, allein sie fürchtete sich, die Person wieder zu treffen, die sie in der vergangenen Nacht gesehn hatte, und zu erfahren, daß es Valancourt sey. Alle Bemühungen waren vergebens, ihre ängstliche Unruhe zu stillen, und ihr geheimer Wunsch Valancourt noch einmahl, unbemerkt von ihm, zu sehn, trieb sie mächtig fort, allein Klugheit und Delikatesse hielten sie zurück, und sie beschloß, auch die Mög-

lichkeit, sich ihm in den Weg zu werfen zu vermeiden, und sich einige Tage lang aller Besuche im Garten zu enthalten.

Sie ließ beynahe eine Woche verfließen, ehe sie sich wieder dahin wagte, nahm dann Annetten mit und beschränkte sich bloß auf die untern Spatziergänge, oft aber fuhr sie zusammen, wenn das Laub im Lüftchen rauschte, weil sie sich einbildete, daß jemand im Gebüsch sey; sie sah sich bey jeder Wendung einer Allee mit ängstlicher Erwartung um. Sie ging schweigend und in Gedanken fort, weil ihre Bewegung ihr nicht erlaubte, mit Annetten zu reden; dieser aber waren Nachdenken und Stillschweigen so unleidlich, daß sie sich kein Bedenken machte, es endlich zu unterbrechen.

„Bestes Fräulein, sagte sie, warum fahren Sie so oft zusammen. Man sollte denken, Sie wüßten, was vorgefallen wäre."

„Was ist vorgefallen, sagte Emilie mit stammelnder Stimme, und suchte ihre Bewegung zu unterdrücken."

„Vor zwey Nächten — Sie wissen ja —"

„Ich weiß nichts Annette, erwiederte Emilie noch hastiger."

„Vor zwey Nächten, Fräulein, war ein Dieb im Garten."

„Ein Dieb," sagte Emilie mit schnellem und doch zweifelndem Ton.

„Ich denke, es ist ein Dieb gewesen, wer könnte es sonst seyn?"

„Wo sahest du ihn denn? Annette, fragte Emilie, die sich rund um sah, und wieder nach dem Schlosse zurück ging."

„Ich habe ihn nicht gesehn, Fräulein, son-

dern Johann der Gärtner. Es war zwölf Uhr in der Nacht, als er quer über den Hof kömmt, um ins Haus zu gehn, und so sieht er jemand in der Allee gehn, die ans Gartenthor stößt! Johann räth gleich, was es ist, und geht herein, um seine Flinte zu hohlen."

„Seine Flinte!" rief Emilie erschrocken.

„Ja Fräulein; die Flinte, und dann stellt er sich in einen Winkel um den Dieb zu belauren. Er kommt auch wirklich die Allee langsam herauf, lehnt sich über das Gartenthor und sieht lange das Haus an; ich will wetten! daß er es genau untersucht hat, um zu sehn, in welches Fenster er am besten einbrechen könnte.

„Aber Johann schoß doch nicht?"

„Ja Fräulein, alles zu rechter Zeit. Johann sagt, der Dieb hätte das Thor aufgemacht, und wäre in den Hof gekommen, und so hätte er geglaubt, es wäre gut ihn zu fragen, was er da suchte. Allein der Mensch wollte ihm nicht Rede stehn. Sobald er ihn ansprach, drehte er sich um, und lief wieder in den Garten. Nun wußte Johann genug, und schoß nach ihm."

Schoß nach ihm? rief Emilie.

„Ja Fräulein, er feuerte die Flinte ab. — Aber um Gottes willen, warum werden Sie so blaß! — der Mensch ist nicht todt geschossen, oder wenn er es wurde, so haben ihn seine Cameraden davon getragen; denn als Johann den andern Morgen heraus ging, um nach dem Körper zu sehn, fand er nichts als eine Spur von Blut auf der Erde. Johann folgte der Spur, aber sie verlor sich im Grase, und —"

Annette wurde unterbrochen: denn Emiliens Lebensgeister erstarben, und sie würde zur Erde

gefallen seyn, wenn das Mädgen sie nicht aufgefangen, und zu einer nahen Bank geführt hätte.

Als nach langer Abwesenheit ihre Sinnen zurückkehrten, verlangte sie in ihr Zimmer geführt zu werden, und ohngeachtet sie vor Begierde, mehr zu erfahren bebte, fühlte sie sich doch zu übel um die Nachricht, die sie vielleicht hören konnte, zu ertragen. Sie schickte Annetten fort, um ungestört weinen und denken zu können: sie suchte sich so genau als möglich auf die Gestalt der Person, die sie auf der Terrasse gesehn hatte, zu esinnen, und immer gab ihre Fantasie ihr Valancourts Gestalt zurück. Sie konnte in der That kaum zweifeln, daß er es gewesen war, den sie gesehen, und nach dem der Gärtner geschossen hatte: denn das Betragen der Person, die Annette beschrieb, war nicht das eines Diebes; auch ließ es sich nicht denken, daß ein Räuber allein kommen sollte, um in ein so groß-s Haus einzubrechen.

Sobald sie sich genug erhohlt hatte, um auf Johanns Erzählung zu hören, ließ sie ihn rufen, allein er konnte ihr keinen Aufschluß über die Person, oder über die Art der Verwundung geben. Sie gab ihm einen scharfen Verweis, daß er mit Kugeln geschossen hatte, und befahl ihm, sich der Nachbarschaft aufs sorgfältigste nach dem Verwundeten zu erkundigen. Sie selbst blieb in einem Zustande schrecklicher Ungewißheit zurück. Alle Zärtlichkeit, die sie je für Valancourt gefühlt hatte, wurde durch das Gefühl seiner Gefahr zurückgerufen, und stieg mit ihrer Überzeugung daß er es gewesen sey, der den Garten besucht hatte, um das Leiden gekränkter Liebe in den Scenen vormahliger Glückseligkeit zu besänftigen.

„Bestes Fräulein, sagte Annette, als sie wieder zurück kam, ich habe noch nie gesehn, daß etwas Sie so sehr angegriffen hätte! ich wollte wohl wetten, daß der Mann nicht erschossen ist.“

Emilie schauderte und beklagte bitterlich die Unbesonnenheit des Gärtners.

„Ich wußte wohl, daß Sie ungehalten darüber seyn würden, deswegen getraute ich mir auch nicht, Ihnen etwas davon zu sagen; der Gärtner hatte mich auch gebeten, es Ihnen zu verschweigen — wie soll man aber den Garten rein halten, sagte er eben, wenn man sich fürchten muß, nach einem Diebe zu schießen.“

„Still, sagte Emilie, kein Wort weiter davon, und jetzt laß mich allein.“

Die Unruhe, die sie heimlich litte, zog ihr ein Fieber zu, das sie nöthigte, einen Arzt rufen zu lassen. Der Arzt gab ihr wenig Arzeney und schrieb ihr nur freye Luft, Leibesbewegung und Zeitvertreib vor — aber wie sollte sie sich den letztern verschaffen? Sie bemühte sich ihre Gedanken von dem Gegenstande ihrer Angst dadurch abzuziehn, daß sie andern die Glückseligkeit zu befördern suchte, die sie selbst verloren hatte; an schönen Abenden ritt sie in der Gegend umher, besuchte die Hütten ihrer Bauern, um ihren Zustand zu beobachten und in der Stille ihren Bedürfnissen abzuhelfen.

Ihre Unpäßlichkeit, und die Geschäfte die sie auf dem Gute zu besorgen fand, hatten bereits ihren Aufenthalt zu Toulouse über den Zeitpunct verlängert, denn sie zu ihrer Abreise nach La Vallee bestimmt hatte. Es wurde ihr schwer den einzigen Ort zu verlassen, wo sie über den Gegenstand ihrer Unruhe sichern Auf-

schluß erlangen konnte. Allein die Zeit war nun da, wo ihre Gegenwart zu La Vallee erfordert wurde, da ein Brief von Blanka sie benachrichtigte, daß der Graf mit ihr gegenwärtig auf dem Gute des Barons von St. Foix sey, und sich vorgenommen hätte, sie auf dem Rückwege zu La Vallee zu besuchen, so bald sie wüßten, daß sie daselbst angekommen wäre. Blanka setzte hinzu, daß sie sich Hoffnung machten, sie bey diesem Besuche zu bereden, mit ihnen nach Chateau Le Blanc zurückzukehren.

Emilie antwortete ihrer Freundinn, daß sie in wenig Tagen zu La Vallee zu seyn hoffte und machte nun schnell ihre Anstalten zu der Reise. Sie suchte sich selbst über ihre Abreise von Toulouse damit zu trösten, daß sie, wenn Valancourt ein Unglück betroffen hätte, in dieser Zwischenzeit davon gehört haben müßte.

Am Abend vor ihrer Abreise ging sie, um von der Terrasse und dem Pavillon Abschied zu nehmen. Der Tag war schwül gewesen; allein ein leichter Regen, der eben vor Sonnenuntergang fiel, hatte die Luft abgekühlt, und den Wäldern und Wiesen das sanfte Grün mitgetheilt, das so erquickend für's Auge ist. Die Regentropfen, die noch auf den Kräutern zitterten, schimmerten im letzten gelben Strahl, der die Gegend erhellte, die Luft war mit Wohlgerüchen erfüllt, die aus den erfrischten Kräutern und Blumen und aus der Erde selbst aufstiegen. Nachdem sie den Pavillon erreicht hatte, setzte sie sich in ein offnes Fenster und während ihre Augen sich auf die fernen Berge hefteten, die Gasconien überhingen, und noch immer im Horizont

glänzten, obgleich die Sonne schon die Thäler unten verlassen hatte, sagte sie seufzend; Ach ich kehre zu euren lange verlaßnen Gegenden zurück, aber ich werde nicht mehr die Ältern finden, die mir den Aufenthalt bey euch ehemahls so süß machten, ich werde nicht mehr das Lächeln des Willkommens sehn, nicht mehr die wohlbekannte Stimme der Zärtlichkeit hören — alles wird kalt und todt seyn in der einst glücklichen Haimath!

Thränen schlichen sich ihre Wangen herab, als die Erinnerung an das Glück, welches sie ehemahls in dieser Haimath genoß, wiederkehrte — bald aber dämpfte sie ihren Schmerz, und klagte sich selbst des Undanks an, daß sie die Freude, die sie besaß, über die Abgeschiednen vergessen konnte — Sie verließ spät den Pavillon, ohne einen Schatten von Valancourt oder irgend jemand anders gesehn zu haben.

Eilftes Kapitel.

Am folgenden Morgen verließ Emilie bey guter Zeit Toulose, und erreichte mit Sonnenuntergang La Vallee. In der Schwermuth, die sie beym Wiedersehn des Aufenthalts ihrer Ältern und des Schauplatzes ihrer frühesten Glückseligkeit empfand, mischte sich, nachdem der erste Stoß überwunden war, ein zärtliches unbeschreibliches

Vergnügen. Die Zeit hatte die Schärfe ihres Schmerzens so weit abgestumpft, daß sie jetzt jeden Gegenstand aufsuchte, der das Andenken ihrer Freunde erweckte; in jedem Zimmer wo sie gewohnt war, sie zu sehn, schienen sie aufs neue wieder zu leben, und sie empfand, daß sie sich doch nirgends glücklicher fühlen würde, als zu La Vallee. Eines von den ersten Zimmern, die sie besuchte, war ihres Vaters Bibliothek. Hier setzte sie sich in seinen Lehnstuhl und betrachtete mit sanfter Ergebung das Gemählde vergangner Zeiten, welches ihr Gedächtniß ihr darstellte, und kaum konnte sie die Thränen, die jetzt flossen, Thränen des Schmerzens nennen.

Bald nach der Ankunft wurde sie durch einen Besuch von dem ehrwürdigen Herrn Barreaux überrascht, der es kaum erwarten konnte, die Tochter seines geliebten, verstorbenen Nachbars in ihrer so lange verlassenen Haimath zu bewillkommen. Die Gegenwart eines alten Freundes gereichte Emilien zum Trost, und sie brachten eine angenehme Stunde mit dem Gespräch von vergangenen Zeiten und mit Erzählung eines Theils der Begebenheiten hin, die sie seit ihrer Trennung erfahren hatten.

Emilie versäumte nicht, sich gleich nach ihrer Ankunft nach der alten Therese zu erkundigen, ihres Vaters alte Haushälterinn, die Quesnel ohne irgend für ihren Unterhalt zu sorgen, aus dem Hause gestoßen hatte. Da sie hörte, daß sie nicht weit davon in einer Hütte wohnte, ging sie selbst hin und freute sich zu finden, daß ihre Wohnung angenehm an einen kleinen Hügel zwischen Eichenbäumen lag, und ein Ansehn von Bequemlichkeit und ausserordentlicher Reinlichkeit

hatte. Sie fand die alte Frau in der Hütte beschäftigt, die Weinbeeren zum keltern zu pflücken; als sie ihr junges Fräulein erblickte, wurde sie halb ohnmächtig vor Freuden.

„Ach mein theuerstes Fräulein, sagte sie, ich glaubte, daß ich Sie in dieser Welt nie wieder sehn würde, als ich hörte, daß sie in das fremde Land gegangen wären. Es ist mir schlimm gegangen seit Sie weg sind! ich hätte nie gedacht, daß ich in meinen alten Tagen aus meines Herrn Hause sollte gestoßen werden."

Emilie sagte ihr, wie leid es ihr gethan hätte, dieß zu erfahren, und versprach ihr, daß sie nun keine Noth mehr leiden sollte. Zugleich bezeugte sie ihre Freude, sie in einer so angenehmen Wohnung zu sehen.

Therese dankte ihr mit Thränen und setzte hinzu: ja Fräulein, es ist wirklich eine sehr gemächliche Wohnung. Dank sey es dem gütigen Freunde, der mich aus meinem Elende riß, als Sie zu fern waren, um mir zu helfen, und mich hieher brachte! Ich hätte nimmermehr gedacht — aber nichts weiter davon. —

„Und wer war dieser gütige Freund? sagte Emilie. Wer es auch gewesen ist, ich werde ihn immer auch als den meinigen betrachten."

„Ach Fräulein, dieser Freund verboth mir, die gute That zu verschwärzen, ich darf ihn nicht nennen. Aber wie haben Sie sich verändert, seit ich Sie zuletzt sah, Sie sehn so blaß aus und so mager: aber dieß ist doch noch meines alten Hrn. Lächeln. Ja, das wird Sie niemahls verlassen, so wenig als die Herzensgüte, die dieses Lächeln hervorbrachte. Ach! auch die Armen verloren einen Freund als er starb."

Emilie wurde durch diese Erwähnung ihres Vaters sehr gerührt. Therese bemerkte es und veränderte sogleich das Gespräch. Mir wurde gesagt, fing sie an, daß Madame Cheron einen auswärtigen Edelmann geheirathet und sie mit nach dem Auslande genommen hatte. Wie geht es ihr denn?

Emilie sagte, daß sie todt wäre! „Ach, fuhr Therese fort, wenn es nicht meines Herrn Schwester gewesen wäre, so würde ich sie nicht geliebt haben; sie war immer so wunderlich. Aber wie geht es denn dem lieben jungen Herrn, dem Chevalier Valancourt, er war ein schöner und ein guter Herr." —

Emilie wurde verlegen. —

„Ich wünsche ihm den besten Segen, fuhr Therese fort: ach gnädiges Fräulein, Sie brauchen nicht so scheu auszusehen; ich weiß alles. Denken Sie, ich wüßte nicht, wie gut er Ihnen ist. Als sie fort waren, kam er oft ins Schloß, und sah so traurig umher. Er ging durch alle Zimmer und setzte sich oft mit über einander geschlagnen Armen auf einen Stuhl, und sah ganze Stunden vor sich hin. Er war immer so gerne in dem kleinen Saale, weil ich ihm gesagt hatte, daß Sie sich da am liebsten aufgehalten hätten. Er betrachtete denn Ihre Gemählde, und spielte auf Ihrer Laute, die am Fenster hing, und las in Ihren Büchern, bis die Sonne unterging und er auf seines Bruders Schloß zurück mußte. Und dann."

„Es ist genug Therese, sagte Emilie. Wie lange hat Sie schon in dieser Hütte gewohnt, und womit kann ich ihr dienen? Will sie hier

bleiben, oder will Sie zurück kommen und bey mir leben?"

„Nicht doch, Fräulein; sagte Therese, seyn Sie nicht so zurückhaltend gegen Ihre alte treue Haushälterinn. Es ist doch gewiß keine Schande, einen so guten jungen Herrn zu lieben."

„Therese, sagte Emilie ernsthaft, ich bitte Sie, den Chevalier nicht mehr zu nennen."

„Ihn nicht mehr zu nennen! rief Therese. Um Gottes willen, wie haben sich die Zeiten verändert. Nach meinem verstorbenen Herrn und nach Ihnen, gnädiges Fräulein, war mir niemand auf der Welt lieber als der Chevalier."

„Vielleicht hat er Ihre Liebe nicht verdient, sagte Emilie und suchte ihre Thränen zu verbergen, aber wie dem auch sey; ich werde ihn nicht wiedersehn."

„Nicht verdienen! nicht wiedersehen! rief Therese. Was muß ich hören. Nein Fräulein, meine Liebe hatte er wohl verdient: denn ich muß Ihnen nur sagen, es war der Chevalier Valançourt, der mir diese Hütte gab, und mich in meinen alten Tagen unterstützte, seit Herr Quesnel mich aus meines Herrn Hause gestossen hatte."

„Der Chevalier Valancourt! sagte Emilie heftig zitternd."

„Ja Fräulein er selbst. Zwar mußte ich ihm versprechen, nichts zu sagen, allein wie kann man das halten, wenn man schlecht von ihm reden hört? Ach liebes Fräulein, wenn Sie ihn nicht gut behandelt haben, so mögen Sie wohl weinen: denn ein zärtlicheres Herz als er hat nie jemand gehabt. Er fand mich in meiner Noth auf, als Sie zu weit entfernt waren, mir

zu helfen, und Herr Quesnel nicht helfen wollte. Der Chevalier fand mich und kaufte mir diese Hütte und gab mir Geld sie einzurichten und bath mich, noch eine andre arme Frau aufzusuchen, die bey mir leben könnte. Seines Bruders Verwalter mußte mir alle Vierteljahre die Summe auszahlen, die zu meinem Unterhalte ausgesetzt war. Denken Sie also selbst Fräulein, ob ich nicht Ursache habe, gut von dem Chevalier zu sprechen. Es gibt wohl noch andere, die es besser hätten thun können als er. Ich fürchte, er mag sich durch seine Gutheit wohl selbst geschadet haben, denn der Vierteljahrstag ist lange vorüber, und es ist noch kein Geld für mich angekommen. Aber, weinen Sie nicht so sehr Fräulein; es kann Ihnen doch gewiß nicht leid thun, von dem Chevalier Gutes zu hören."

„Leid thun! sagte Emilie und weinte heftiger. Aber wie lange ists her, daß Sie ihn nicht gesehn hat."

„Seit vielen Tagen nicht, Fräulein."

„Aber wann hat Sie denn von ihm gehört, sagte Emilie mit steigender Bewegung."

„Ach! niemahls seit er so plötzlich nach Languedoc ging, er war damahls eben von Paris gekommen; aber da jetzt das Vierteljahr schon so lange vorüber ist, fürchte ich, es ist ihm ein Unfall zugestoßen: wäre ich nicht so weit von Esturaint und so lahm, so würde ich mich gewiß schon längst erkundigt haben; allein ich habe niemand zu schicken."

Emiliens Angst um Valancourt überstieg nun alle Grenzen, und da die Schicklichkeit ihr nicht zuließ, auf seines Bruders Schlosse nach ihm fragen zu lassen, so bath sie Theresen, in

ihrem

ihrem Nahmen einen Bothen zu miethen und an seinen Verwalter zu schicken, um das Quartalgeld zu fodern, und sich bey dieser Gelegenheit nach Valancourt zu erkundigen. Nur mußte ihr Therese versprechen, ihres Nahmens weder bey dieser Gelegenheit, noch gegen Valancourt je zu erwähnen. Therese übernahm es mit Freuden für einen Bothen zu sorgen, und Emilie kehrte, nachdem sie ihr eine Summe Geld für ihre gegenwärtigen Bedürfnisse gegeben hatte, mit niedergeschlagenem Gemüthe nach Hause zurück. Sie beklagte mehr als je, daß ein Herz, welches für Tugend und Wohlwollen geschaffen schien, vom Laster der Welt konnte vergiftet werden. Die feine Zärtlichkeit, die er durch seine Güte gegen ihre alte Haushälterinn, ihr verrieth, rührte sie tief.

Zwölftes Kapitel.

Der Graf von Villefort und Gräfinn Blanka hatten einige angenehme Wochen auf dem Gute des Barons St. Foix hingebracht, während welcher sie oft kleine Lustreisen zwischen den Gebürgen machten, und sich an der romantischen Wildheit der Pyrenäen = Gegend weideten. Der Graf trennte sich ungern von seinem alten Freunde, obgleich mit der Hoffnung, bald zu einer Fami=

lie mit ihnen vereinigt zu werden, denn es war ausgemacht, daß der junge St. Foix, der sie jetzt nach Gasconien begleitete, Blankas Hand erhalten sollte, sobald sie in Chateau le Blanc ankommen würden! Da der Weg von des Barons Gute nach La Vallee über einige der wildesten Striche der Pyrenäen ging, wohin noch nie die Spur eines Wagens gekommen war, so miethete der Graf Mauleſel für sich und seine Familie und ein paar starke, wohl bewaffnete Führer, die den Weg genau kannten.

Der Graf verließ seines Freundes Behausung früh Morgens in der Absicht, die Nacht in einem kleinen Wirthshause auf dem Gebirge, ohngefähr die Hälfte des Weges nach Vallee zuzubringen. Dieß Wirthshaus wurde zwar meistens nur von Spanischen Mauleseltreibern auf ihrem Wege nach Frankreich besucht, und er konnte also keine große Bequemlichkeit dort erwarten, allein es war der einzige wirthshausähnliche Ort auf dem ganzen Wege.

Nach einem Tage der Bewundrung und Ermüdung fanden sich die Reisenden um Sonnenuntergang in einem waldigten Thale, das von allen Seiten steile Berge überhingen. Sie hatten viele Meilen zurückgelegt, ohne eine menschliche Wohnung zu erblicken, und nur von Zeit zu Zeit in einiger Entfernung das melancholische Läuten einer Schäferglocke gehört. Jetzt aber vernahmen sie die Töne fröhlicher Musik und sahen sogleich in einem kleinen Thale zwischen den Wäldern eine Gruppe von Bergbewohnern einen Tanz trippeln. Der Graf, der so wenig das Glück als das Elend seiner Mitmenschen mit gleichgültigem Auge ansehn konnte, hielt still,

um dieses Schauspiel einfachen Vergnügens anzusehn. Die Gruppe vor ihm bestand aus französischen und spanischen Bauern, Einwohnern eines nahen Dörfchens; die Mädchen hüpften mit Castannetten in der Hand nach der Melodie einer Laute und Tambourine, bis die fröhliche, französische Melodie in ein langsames Tempo überging, nach welchen zwey Bäuerinnen einen spanischen Fandango tanzten.

Die Strahlen der untergehenden Sonne warfen nun einen gelben Schimmer auf die Fichten und Wallnuswälder, die sich zu den Füßen der Berge herabsenkten, und einen zurückstrahlenden Schimmer auf die beschneiten Spitzen warfen.

Blanka betrachtete stillschweigend die Scene und horchte mit Begeisterung auf das Rauschen der Fichten, die sich in dunkeln Linien längs den Bergen zogen und auf die heisere Stimme der Gemse zwischen den Felsen, die von Zeit zu Zeit durch die Luft herbey kam. Bald aber verwandelte sich ihre Begeistrung in Furcht, wenn sie an die unsichern Klippen, die den Weg einfaßten, und an die verschiednen fantastischen Formen der Gefahr dachte, die jenseits durch die Dunkelheit hervorblickten; sie fragte ihren Vater, ob sie noch weit von dem Wirthshause entfernt wären, und ob der Weg nicht um diese späte Stunde sehr gefährlich sey. Der Graf wiederhohlte ihre Fragen an die Führer; sie gaben eine zweifelhafte Antwort, und setzten hinzu, wenn es dunkeler würde, so wäre es wohl am sichersten zu warten bis der Mond aufginge; jetzt aber könnten sie ohne Gefahr noch weiter gehn.

Bald aber verwandelten sich die Schatten des Abends in die Dunkelheit der Nacht, die

durch die Dünste beschleunigt wurde, die sich schnell rings um die Berge sammelten und in dunkeln Kreisen längs ihnen hinrollten. Die Führer schlugen nun vor, zu ruhen bis der Mond aufginge, zumahl da sie glaubten, daß sich ein Sturm herannahte. Sie sahen rings umher nach einem Orte, der zu einer Art von Zuflucht dienen könnte, und erblickten undeutlich durch die Dunkelheit in einer kleinen Entfernung einen Gegenstand, den sie für eine Jäger- oder Schäferhütte hielten, und mit behutsamen Schritten darauf zugingen. Ihre Mühe wurde nicht belohnt; als sie dem gesuchten Gegenstande nahe kamen, fanden sie, daß es ein zum Zeichen eines hier begangnen Mords aufgerichtetes Kreuz war.

Es war zu dunkel, um die Innschrift zu lesen, allein die Führer erkannten es für ein Kreuz, das zum Andenken des Grafen Beliard, der vor einigen Jahren von einer Räuberbande hier erschlagen wurde, aufgerichtet war. Blanka schauderte, als sie einige schreckliche Umstände von des Grafen Schicksal hörte, die einer von den Führern in leiser, verhaltner Stimme erzählte, als wenn sein eigner Ton ihn erschreckte. Während sie aber noch bey dem Kreuz verweilten und auf seine Erzählung hörten, fuhr ein Lichtstrahl über die Felsen; der Donner brummte in der Ferne, und die Reisegesellschaft verließ erschrocken diesen schauerlichen Aufenthalt, um eine Zuflucht zu suchen.

Sie fanden endlich eine ebne Stelle, die durch überhangende Felsen vor dem Winde geschützt war, und da sie noch nicht wußten, wie weit sie von dem Wirthshause entfernt waren, beschlossen sie zu ruhen, bis der Mond aufginge

oder der Sturm sich zertheilte. Blanka gab dem St. Foix ängstlich die Hand und sie stiegen sämmtlich in eine Art von Höhle herunter. Man schlug Licht an, machte ein Feuer das ihnen sehr wohl that, da, ohngeachtet der Hitze des Tages, die Nachtluft in diesen Gebirgen sehr kalt ist; ein Feuer war ihnen auch gewissermaßen nothwendig um die Wölfe abzuhalten, die in diesen Wildnissen hausen.

Sie breiteten ihre Lebensmittel auf einer überhängenden Ecke des Felsens aus, und der Graf hielt mit seiner Familie eine Mahlzeit, die sie an einem minder verlaßnen Orte nicht so vortrefflich würden gefunden haben. St. Foix, der ungeduldig nach dem Monde verlangte, stieg nachher auf eine Spitze, die nach Osten stand. Allein es war alles in Dunkelheit eingehüllt und die Stille der Nacht wurde nur durch das Rauschen der Wälder, die weit unten wehten, durch den fernen Donner oder hie und da durch die schwachen Stimmen der Gesellschaft, die er verlassen hatte, unterbrochen. Er stand still um das Gemählde zu betrachten, das die Gesellschaft in der Höhle darstellte. Neben Blankens schlanker feiner Gestalt saß der Graf mit seinem majestätischen Ansehn auf einem rauhen Stein, und tiefer im Hintergrunde stachen die plumpen Züge und grobe Kleidung der beyden Führer und der Bedienten gegen die Eleganz der vordern Gruppe ab. Auch die Wirkung des Lichts war interessant; auf die umgebenden Gestalten warf es einen starken obgleich bleichen Schimmer und blänkerte auf ihren glänzenden Waffen, während auf dem Laube eines gigantischen Lerchbaums, der seinen Schatten auf die Klippe über ihnen

ausbreitete, ein rother dunkler Hauch erschien, der sich unmerklich in schwarze Nacht vertiefte.

St. Foix wurde durch die Stimmen der Führer, die seinen Nahmen riefen, der von Klippe zu Klippe als von hundert Stimmen wieder zurück erschallte, aus seiner Träumerey geweckt, und eilte in die Höhle zurück um den Grafen und Blanka aus ihrer Besorgniß zu reißen. Da aber der Sturm heran zu nahen schien, verließen sie ihren Schutzort nicht, und der Graf, der sich zwischen seiner Tochter und St. Foix setzte, suchte durch Erzählungen aus der Naturgeschichte des Landes ihre Ängstlichkeit zu zerstreuen. Indem Blanka ihm aufmerksam zuhörte, vernahmen sie das ferne Gebell eines Wachthundes. Sie horchten mit begieriger Hoffnung, und da der Wind stärker bließ, bildeten sie sich ein, daß der Ton nicht ferne wäre, und aus dem Wirthshause käme, das sie suchten, worauf der Graf seinen Weg dahin fortzusetzen beschloß. Der Mond gewährte nun ein stärkeres obgleich noch immer unsicheres Licht, indem er zwischen den gespaltenen Wolken hinglitt, und die Reisenden, durch den Ton geleitet, traten ihre Reise längs dem Saume des Abgrundes wieder an, mit einer einzigen Fackel vor sich her, die jetzt mit dem Mondlicht kämpfte: die Führer hatten in der Meinung, bald nach Sonnenuntergang das Wirthshaus zu erreichen, für mehrere zu sorgen versäumt.

In einiger Entfernung entdeckten sie einen unebnen, gefährlichen Weg, den eine umgehauene Fichte bildete, die quer über die Spalten geworfen, die entgegenliegenden Vorgebürge vereinigte und wahrscheinlich von den Jägern gefällt war,

um ihre Jagd nach der Gemse oder dem Wolfe zu erleichtern.

Die ganze Gesellschaft, die Führer ausgenommen, schauderte bey der Aussicht, über diese Alpenbrücke zu kreuzen, die an den Seiten gar keine Haltung hatte, und von welcher herunterfallen gewisser Tod war. Die Führer schickten sich an, die Maulesel herüber zu leiten, während Blanka zitternd am Rande stand, und auf das Brüllen des Wassers horchte, das aus den mit hohen Fichten überhangenden Felsen hervorquoll und sich von da in den tiefen Abgrund stürzte, wo sein weißer Schaum schwach im Mondenlicht gläuzte. Die armen Thiere schritten mit instinktmäßiger Vorsicht über diese gefährliche Brücke, und ließen sich weder durch das Geräusch des Wasserfalls schrecken, noch durch die Dunkelheit täuschen, die das herabhängende Laub auf ihren Weg warf. Nunmehr war ihnen die einzelne Fackel, die bisher wenig Nutzen geleistet hatte, ein unbezahlbarer Schatz, und die bebende Blanka, von ihrem Vater unterstützt, und ihren Liebhaber vor sich, folgte dem rothen Scheine der Fackel in Sicherheit bis nach der gegenüber liegenden Klippe.

So wie sie weiter kamen, zogen sich die Berge zusammen und bildeten einen engen Paß, auf dessen Grunde der Strom brüllte, über den sie eben gekommen waren. Aufs neue aber wurden sie durch das Bellen eines Hundes aufgerichtet, der vielleicht bey den Heerden zwischen den Bergen wachte, um sie vor den nächtlichen Anfällen der Wölfe zu hüten. Der Ton war viel näher als vorhin und bald sahen sie auch ein Licht in der Ferne schimmern. Es schien von einer

Anhöhe zu kommen, und kam und verschwand, als wenn die wehenden Zweige der Bäume es zuweilen ausschlössen und dann wieder seine Strahlen zuließen. Die Führer schrieen aus allen Kräften, allein kein Laut einer menschlichen Stimme kehrte wieder zu ihnen, und sie feuerten endlich, um sich hörbarer zu machen, eine Pistole ab. Allein auch dieses Geräusch hallte nur allein von den Felsen wieder und versank nach und nach in eine Stille, die kein freundlicher Wink eines Menschen unterbrach. Das Licht aber wurde heller, und nach einiger Zeit hörten sie auch Stimmen undeutlich im Winde: als aber die Führer ihr Rufen wiederhohlten, verstummten die Stimmen plötzlich und das Licht verschwand.

Blanka unterlag nun beynahe ihrer Angst, Ermüdung und Furcht, und die vereinten Bemühungen des Grafen und jungen Barons vermochten kaum, sie lebendig zu erhalten. Indem sie weiter fortritten, nahmen sie auf einer Felsenspitze einen Gegenstand wahr, den sie bey den stark darauf fallenden Mondstrahlen für einen Wachtthurm erkannten. Der Graf konnte es nach der Lage und andern Umständen für nichts anders halten, und ermunterte seine Tochter durch die nahe Aussicht auf Schutz und Ruhe, wenn auch nicht auf Bequemlichkeit, die sie sich in einem verfallenen Wachtthurm versprechen konnten.

Man hat unzählige Wachtthürme zwischen den Pyrenäen errichtet, sagte der Graf, der Blankas Aufmerksamkeit von dem Gegenstande ihrer Furcht abzuziehen wünschte, um durch ein oben angezündetes Feuer von der Annäherung des Feindes Nachricht zu geben. Auf solche Art hat man von Posten zu Posten längs einer

Strecke von hundert und mehr Meilen Signale mittheilen können. Dann, wenn die Noth es erfordert, dringen die lauernden Armeen aus ihren Festungen und Wäldern hervor, um vielleicht den Eingang eines großen Passes zu besetzen, wo sie sich auf die Anhöhen postiren und ihre erstaunten Feinde, die sich unten im Thale heraufwinden, mit zertrümmerten Felsenstücken begrüßen, und Tod und Verderben über sie ausgießen. Die alten Festungen und Wachtthürme, die über den großen Pässen der Pyrenäen hängen, werden sorgfältig im Stande erhalten, andre aber die auf niedrigern Orten stehn, verfallen und werden oft in die friedlichen Wohnungen des Jägers und Schäfers verwandelt, der sich nach einem beschwerlichen Tage hieher begibt, und mit seinen treuen Hunden bey einem erquickenden Feuer die Arbeit der Jagd oder die Sorge, seine herumirrenden Heerden zusammen zu treiben, vergißt.

Blanka sah auf und entdeckte, daß sie am Fuße der Klippe wären, auf deren Spitze das Gebäude stand; allein es ging kein Licht daraus hervor. Auch das Bellen des Hundes hörten sie nicht mehr und die Führer fingen an zu zweifeln, ob dieß wirklich der Ort wäre, den sie gesucht hatten. In der Entfernung, worin sie es bey einem umwölkten Monde undeutlich erblickten, schien es von mehr Umfang, als ein einzelner Wachtthurm zu seyn; allein die größte Schwierigkeit war, wie sie die Anhöhe herauf kommen sollten, deren steiler Abschuß keinen Weg zuließ.

Die Führer gingen mit der Fackel voraus, um die Klippe zu untersuchen, und der Graf blieb

mit Blanka und St. Foix an ihrem Fuße unter dem Schatten der Wälder sitzen, und bemühte sich aufs neue, die Zeit durch Gespräche zu vertreiben, allein es war vergebens Blankens Aufmerksamkeit zu fesseln und er überlegte nun heimlich mit St. Foix, ob es wohl rathsam seyn würde, wenn sie einen Weg fänden, sich in ein Gebäude zu wagen, das vielleicht von Banditen bewohnt würde.

Ein Ruf von den Führern erregte ihre Aufmerksamkeit, und bald darauf kam einer von des Grafen Bedienten mit der Nachricht zurück, daß ein Weg gefunden wäre: sie klimmten nun einen schmalen Pfad hinauf, der zwischen kleinem Gesträuch durch den Felsen gehauen war, und erreichten mit vieler Gefahr und Mühe den Gipfel, wo verschiedne verfallne Thürme, von einer dicken Mauer umgeben, und stellenweis von Mondlicht beleuchtet, ihnen ins Gesicht fielen. Um das Gebäude her war alles still und der Ort allem Anscheine nach verlassen; allein der Graf war vorsichtig: geh sachte, sprach er leise, während wir das Gemäuer besichtigen.

Nachdem sie stillschweigend einige Schritte weit gegangen waren, standen sie an einem Thor stille, dessen Portale selbst in verfallnem Zustande noch furchtbar waren; sie zögerten einen Augenblick und gingen dann in den Vorhof, standen aber aufs neue bey einer Treppe still, die vom Hofe aus längs der Spitze eines Felsens hinlief. Über diesem stieg der Hauptflügel des Gebäudes auf, das nicht eine Warte, sondern eine von den alten Festungen war, die vor Alter und Vernachlässigung in Verfall gerathen waren. Einige Theile schienen noch unzerstört zu seyn. Sie waren

von grauem Steine nach schwerer Sachsengothischer Bauart errichtet, mit ungeheuern runden Thürmen, Bogen von verhältnißmäßiger Stärke und einem großen gewölbten Thore versehn, das in die Halle der Gebäude zu führen schien. In diesem Hofe standen die gigantischen Überreste einer Eiche, die mit dem Gebäude geblüht zu haben und mit ihm veraltet zu seyn schien. Sie beschützte es noch finster mit den wenigen entlaubten und mit Moos bewachsenen Zweigen, die noch am Stamme hingen, dessen weiter Umfang verrieth, wie ungeheuer groß dieser Baum in vorigen Zeiten gewesen war. Diese Festung mußte sehr bedeutend gewesen seyn, und nach ihrer Lage auf einer Felsenspitze, die über einem tiefen Abgrunde hing, mußte sie eben so furchtbar zum Widerstande, als zum vernichten gewesen seyn; es befremdete daher den Grafen, daß man sie hatte verfallen lassen, so alt sie auch war; und ihr einsames, verwüstetes Ansehen erregte in seiner Brust eine schwermüthige schauerliche Empfindung. Indem er diesen Betrachtungen nachhing, hörte er einen Laut von fernen Stimmen inwendig aus dem Gebäude hervorkommen, er betrachtete es aufs neue mit forschenden Augen, allein es war kein Licht zu sehen. Er beschloß nun, rings um die Festung bis zu dem entlegnen Theile, wo er die Stimmen gehört hatte, zu gehn, um zu untersuchen, ob er kein Licht ausfindig machen könnte, ehe er ans Thor zu klopfen wagte, zu diesem Zwecke ging er auf die Terrasse, wo noch Überreste von Kanonen in den dicken Mauern steckten, aber er hatte noch nicht viele Schritte gemacht, als er plötzlich durch das laute Bellen eines Hundes von innen aufgehalten wurde. Er

vermuthe, daß dieß derselbe wäre, dessen Stimme sie hieher gebracht hatte. Nunmehr konnte er nicht länger zweifeln, daß der Ort bewohnt sey, und er ging zurück, um mit St. Foix noch einmahl zu berathschlagen, ob sie sich herein wagen sollten, denn das wüste Ansehn des Orts hatte seinen Entschluß aufs neue erschüttert; nach einer zweyten Berathschlagung unterwarf er sich den Gründen, die ihn vorher bestimmt hatten und jetzt durch die Entdeckung des Hundes, der die Festung bewachte, als durch die Stille darin, noch mehr bestärkt wurden. Er befahl also einem seiner Bedienten an das Thor zu klopfen, als aber der Mensch herzu trat, um ihm zu gehorchen, ließ sich ein Licht in einer Schießscharte des Thurmes sehn. Der Graf rief laut, erhielt aber keine Antwort. Er schlug mit einer Eisenbeschlagnen Stange, die er zum heraufklimmen gebraucht hatte, ans Thor, aber das Echo, das den Schall zurückgab, und nachher das Bellen mehrerer Hunde war der einzige Laut, den er vernahm. Der Graf ging einige Schritte zurück, um zu sehen, ob das Licht in dem Thurme wäre. Es war weg, er kehrte zum Thore zurück und hatte wieder die Stange aufgehoben um zu klopfen, als er wieder Stimmen inwendig murmeln zu hören glaubte. Er wurde in seiner Vermuthung bestärkt, allein sie waren zu fern, um deutlich gehört zu werden, und der Graf that aufs neue einen harten Schlag an das Thor worauf sogleich eine tiefe Stille folgte. Es litt nun keinen Zweifel, daß die Menschen, die darin waren, das Klopfen gehört hatten, und ihre Vorsicht, Fremde einzulassen, brachte ihm eine vortheilhafte Meinung von ihnen bey. Es sind

entweder Schäfer oder Jäger, sagte er, die so wie wir in diesen Mauern Zuflucht vor der Nacht gesucht haben, und sich fürchten, Fremde einzulassen, die sie vielleicht für Räuber halten. Ich will ihnen ihre Furcht benehmen. Er rief laut: wir sind Freunde, die Unterkommen für die Nacht suchen. „Nach wenig Augenblicken hörte man Schritte näher kommen und eine Stimme antwortete; wer ruft da? Freunde, erwiederte der Graf: macht die Thore auf, so sollet ihr mehr erfahren. Schwere Riegel wurden nun aufgezogen und ein Mann, mit einem Jagdspies bewafnet erschien." Was verlangt ihr um diese Stunde? fragte er. Der Graf winkte seinen Leuten und antwortete, daß er den Weg nach dem nächsten Orte zu wissen wünschte. „Seyd Ihr so wenig in diesen Gebürgen bekannt, sagte der Mann, nicht zu wissen, daß es viele Meilen weit keinen Ort gibt. Ich kann Euch den Weg nicht zeigen; ihr müßt ihn suchen, der Mond scheint ja." Mit diesen Worten wollte er das Thor zumachen, und der Graf wandte sich unmuthig weg, als eine andre Stimme von oben gehört wurde. Er blickte auf und sah eines Mannes Gesicht am Gitter des Thors. „Halt Freund, sagte die Stimme, Ihr habt den Weg verloren. Vermuthlich seyd ihr Jäger so wie wir, ich werde sogleich bey Euch seyn." Die Stimme schwieg und das Licht verschwand. Blanka hatte sich vor dem Manne, der das Thor öffnete, sehr erschrocken, und bath ihren Vater, den Ort zu verlassen; allein der Graf hatte den Jagdspieß bemerkt, und die Worte aus dem Thurm machten ihm Muth, den Ausgang abzuwarten. Das Thor wurde bald geöffnet, und es erschienen verschiede-

ne Personen in Jägerkleidung, die dem Grafen eine Weile zuhörten und ihm sagten, daß er für die Nacht willkommen wäre. Sie drangen nun mit vieler Höflichkeit in ihn, herein zu kommen und mit dem Abendbrot vorlieb zu nehmen, wozu sie sich eben hätten hinsetzen wollen. Der Graf der sie aufmerksam betrachtete, indem sie sprachen, war vorsichtig und etwas argwöhnisch; allein er war auch müde, fürchtete den herannahenden Sturm und den gefährlichen Weg auf den Alpengebürgen in der Dunkelheit der Nacht: auch verließ er sich auf die Stärke und Anzahl seiner Leute und beschloß, nach einiger Überlegung die Einladung anzunehmen. Er rief seine Leute zusammen und sie folgten ihrem Herrn, der Gräfinn Blanka und dem St. Foix in die Festung. Die Fremden führten sie in einen großen, wüsten Saal, den sie zum Theil bey dem Feuer am Kamin sehn konnten. Vier Menschen, in Jägerkleidung saßen darum her, und auf dem Kamin selbst lagen einige Hunde in Schlaf ausgestreckt. In der Mitte des Saals stand ein großer Tisch und am Feuer wurde ein Stück Wildpret gebraten. Als der Graf näher kam, standen die Leute auf; auch die Hunde richteten sich halb in die Höhe und sahen die Fremden wild an, so wie sie aber ihrer Herrn Stimme hörten, behielten sie ihre Lage auf dem Kamin.

Blanka sah sich in diesem dunkeln, geräumigen Saale rings um, sah dann die Leute und ihren Vater an, der ihr freundlich zulächelte, und sich an die Jäger wandte. „Das ist ein freundlicher Heerd, sagte er, der Anblick eines Feuers ist sehr erquickend, wenn man so lange in diesen öden Wildnissen gewandert hat. Eure Hunde sind mü-

de, habt Ihr Glück auf der Jagd gehabt? „Wie gewöhnlich, erwiederte einer der Leute am Kamin, wir erlegen unser Wild mit ziemlicher Sicherheit." — „Dieß sind auch Jäger, sagte einer von den Leuten, die den Grafen in den Saal gebracht hatten, die ihren Weg verloren haben. Ich habe ihnen gesagt, daß in der Festung Raum genug für uns alle ist." — „Gewiß! gewiß!" sagte der erste, wie viel habt Ihr denn geschossen, Kameraden? Wir haben zwey Gemsen erlegt, und das ist doch wohl genug? „Ihr irrt Euch Freund, sagte der Graf, wir sind nicht Jäger, sondern Reisende; wenn Ihr uns aber bey Eurer Jägermahlzeit zulassen wollt, so werden wir es Euch sehr Dank wissen und Euch gern für Eure Gefälligkeit belohnen."

„So setzt Euch denn, Brüder, sagte ein andrer, Jacob leg mehr Reiser auf, der Braten wird bald gar seyn; bring auch einen Stuhl für das Frauenzimmer. Ist gefällig unsern Branntwein zu kosten, Fräulein, es ist ächter Barcelona. „Blanka lächelte furchtsam und wollte es abschlagen, allein ihr Vater kam ihr zuvor, und nahm mit freundlicher Miene das Glas. St. Foix setzte sich zu ihr, drückte ihr die Hand und suchte sie durch Blicke aufzumuntern; allein ihre Aufmerksamkeit war ganz auf einen Mann gerichtet, der am Feuer sas, und St. Foix unablässig ansah.

Der Graf ließ sich mit ihnen in ein Gespräch über die Jagd ein, und hörte ihren Erzählungen aufmerksam zu, als vor dem Thore in ein Horn gestoßen wurde. Blanka sah ihren Vater furchtsam an; er setzte zwar sein Gespräch fort, doch sah man einige Unruhe auf seinem Gesichte,

und er wandte oft die Augen nach dem Fenster hin. Das Horn ertönte aufs neue und es erfolgte ein lautes Jagdgeschrey. Das sind unsre Kameraden, die von ihrem Tagwerke zurück kommen, sagte ein Mann und ging verdrossen um ihnen aufzumachen. Wenig Minuten darauf erschienen zwey Leute, jeder mit einer Flinte über der Schulter und Pistolen im Halfter. „Was gibts zu essen?" sagten sie, indem sie näher kamen. „Was für Glück? erwiederten die andern, habt Ihr Euer Abendessen mitgebracht? sonst werdet Ihr keins bekommen."

„Aber was Teufel habt Ihr mitgebracht? sagten sie in schlechtem Spanisch, als sie des Grafen Gesellschaft wahrnahmen. Sind sie aus Frankreich oder aus Spanien? Wo habt Ihr sie getroffen?"

„Sie kamen zu uns, und sind uns recht willkommen, antwortete der Erste laut auf französisch. Dieser Herr und seine Gesellschaft hatten ihren Weg verloren und baten um ein Nachtlager in der Festung. „Die andern antworteten nicht, warfen eine Art von Schnapsack hin und zogen einige Schnuren Vögel hervor. Der Schnapsack fiel schwer auf die Erde; der Graf sah etwas glänzendes darin schimmern und betrachtete nun den Mann, der ihn getragen hatte aufmerksamer. Es war ein langer starker Kerl mit harten Gesichtszügen und krausen schwarzen Haar in seinem Nacken. Statt der Jagdkleidung trug er eine verschoßene Uniform. Der Graf wandte endlich seinen Blick weg und blieb still und nachdenkend, bis im aufs neue ein Mensch ins Auge fiel, der in einem dunklen Winkel stand, und den St. Foix, der mit Blankan sprach, aufmerk-

sam betrachtete. Der Graf fühlte Mißtrauen in sich aufsteigen, lächelte aber, um sich nicht zu verrathen, Blanken freundlich an, und sprach mit ihr über gleichgültige Dinge! Als er sich wieder umsah, fand er, daß der Soldat und der Mann im Winkel hinausgegangen waren.

Gleich darauf kam ein andrer herein, und sagte, daß er im andern Zimmer Feuer angemacht und den Tisch gedeckt hätte, weil es dort wärmer wäre als hier.

Seine Kameraden billigten dieß sehr und luden ihre Gäste ein, ihnen dahin zu folgen. Blanka schien ungern aufzustehn, und St. Foix sah den Grafen an, der darauf erwiederte, er zöge das angenehme Feuer vor, bey dem er jetzt säße. Die Jäger lobten indessen die Wärme im andern Zimmer so sehr und drangen mit solcher Artigkeit in ihn, daß der Graf, halb zweifelhaft und halb fürchtend, seine Zweifel zu verrathen, ihnen folgte. Die langen verfallnen Gänge, durch die sie kamen schreckten ihn ab, allein der Donner, der jetzt in lauten Schlägen über ihnen grunzte, machte es gefährlich, diesen Zufluchtsort zu verlassen, und er hüthete sich seine Führer durch Mißtrauen aufzubringen. Die Jäger gingen mit einer Lampe voran; der Graf und St. Foix, die ihren Wirthen gerne gefällig seyn wollten, trugen jeder einen Stuhl und Blanka folgte mit schwankenden Schritten. Ihr Kleid blieb an einem Nagel hängen, und während sie etwas zu bedenklich still stand, um es loszumachen, folgten der Graf und St. Foix, die ihr still stehn nicht bemerkten, ihrem Führer um eine Ecke des Ganges und Blanka blieb im Dunkeln zurück. Sobald sie sich losgemacht hatte, folgte sie schnell

den Weg, den sie ihrer Meynung nach gegangen waren. Ein Licht das in einiger Entfernung schimmerte, bestärkte sie in dieser Meinung, und sie ging auf eine offne Thüre zu, die sie für das Zimmer hielte, wovon die Leute gesprochen hatten. Sie hörte Stimmen und blieb einige Schritte von der Thüre stehen, um zu sehen ob sie recht wäre, und sah beym Licht einer Lampe, die an der Decke hing, vier Leute um einen Tisch sitzen, und mit aufgelegten Armen eine Berathschlagung halten. Sie erkannte den einen für denselben, der den St. Foix mit solcher Aufmerksamkeit betrachtet hatte; er sprach sehr eifrig aber mit verhaltner Stimme, bis einer von den andern ihm widersprach, worauf sie alle lauter wurden. Blanka, die sich vor dem wilden Ansehn dieser Menschen fürchtete, und weder ihren Vater noch St. Foix im Zimmer sah, wollte geschwind fortgehn, um sie in der Gallerie zu suchen, als sie den Einen sagen hörte:

„Laßt allen Streit zu Ende seyn. Wer spricht von Gefahr? folgt meinem Rath, so braucht ihr keine zu fürchten — bringt diese in Sicherheit, so sind die andern leichte Beute. Blanka, der diese Worte auffielen, stand still um mehr zu hören. Mit den andern ist nichts zu machen, sagte ein anderer, ich vergieße nicht gern Blut, wenn ich umhin kann. Schafft nur die zwey bey Seite, so ist es genug; die andern lasset laufen."

„So? rief der Erste mit einem schrecklichen Fluche, damit sie erzählen wie wir es mit ihren Herren gemacht haben, und uns des Königs Soldaten auf den Hals hetzen? Du bist von jeher ein vortrefflicher Rathgeber gewesen, wir haben

den letzten St. Thomasabend noch nicht vergessen."

Blanka bebte vor Schrecken. Sie war unvermögend, sich von der Stelle zu rühren und mußte diese schreckliche Berathschlagung noch länger anhören. „Warum wollen wir nicht die ganze Hetze ermorden? sagte der Eine."

„Ich denke, unser Leben ist so viel werth, als ihres, erwiederte sein Kamerad. Wenn wir sie nicht todtschlagen, so werden sie uns an den Galgen bringen. Besser, daß sie krepiren, als daß wir hängen."

„Ja wohl! ja wohl! riefen die Kameraden. —" Sie schwiegen alle einige Augenblicke und schienen zu überlegen.

„Die verdammten Kerls, rief der Eine ungeduldig — sie sollten längst hier seyn, und am Ende werden sie doch nur die alte Leyer und keine Beute mitbringen. Wären sie hier, so wäre die Sache leicht gemacht. So aber werden wir diese Nacht nichts ausrichten können, denn sie haben mehr Leute als wir, und morgen früh werden sie davon gehn wollen, und wie können wir sie ohne Gewalt zurückhalten?

„Wenn wir die beyden Cavaliere heimlich bey Seite schaffen, so würden wir über die andern leicht Herr werden."

„Das ist ein kluger Rath, sagte ein andrer höhnisch. Wenn ich mit dem Kopf durch die Mauer kann, so bin ich im freyen. Wie werden wir sie doch heimlich bey Seite schaffen können."

„Mit Gift," antworten die andern.

„Das wäre noch so etwas, sagte der zweyte, dann haben sie doch einen schweren Tod, und ich kann meine Rache befriedigen. Diese Barons

sollen schon erfahren, daß mit unser einem nicht zu sprechen ist."

„Ich kannte den Sohn sogleich als ich ihn sah, sagte der Mann, der den St. Foix so scharf angesehn hatte; den Vater hätte ich fast vergessen."

Ihr mögt sagen, was ihr wollt, versetzte ein dritter, ich glaube nicht, daß es der Baron ist; ich werde ihn doch wohl so gut kennen, als ihr, ich war ja mit bey dem Angriff, als unsre armen Kameraden ergriffen wurden."

„War ich nicht auch dabey, sagte der Erste; ich sagte Euch, es ist der Baron, aber was liegt daran, ob er es ist oder nicht? Sollen wir die ganze Beute fahren lassen? So gutes Glück haben wir nicht oft. — Wenn ihrer nur nicht so viele wären; es sind ja neun oder zehne, und alle bewaffnet; Als ich sah, daß es so viele waren, wollte ich sie nicht herein lassen. Ihr habt selbst Schuld, Unsrer sind nur Sechse — ich sage euch, mit Gewalt geht es nicht. Wir müssen den beyden ein Döschen geben, und mit den andern suchen fertig zu werden."

„Ich will euch einen bessern Rath geben, fiel ein andrer rasch ein; kommt näher."

Blanka, die mit unbeschreiblicher Angst dieß Gespräch angehört hatte, konnte nichts weiter verstehn, weil sie leise sprachen; doch gab die Hoffnung, ihre Freunde vor dem Anschlage zu warnen, ihr Kräfte wieder, und sie gab sich Mühe, ihren Weg wieder zu finden. Kaum aber hatte sie einige Schritte zurückgelegt, als sie im Dunkeln an eine Stuffe im Gange stieß und zur Erde fiel.

Die Räuber hörten das Geräusch; sie wurden plötzlich still und drangen alle in den Gang, um zu sehen, ob jemand ihre Berathschlagung behorcht hätte. Sie ergriffen Blankan, ehe sie noch aufstehn konnte, und schleppten sie in das Zimmer, das sie verlassen hatten.

So wie sie im Zimmer waren, gingen sie zu Rathe, was mit ihr anzufangen wäre. Laßt uns erst herausbringen, was sie gehört hat, sagte der Haupträuber. „Wie lange seyd Ihr im Gange gewesen, Fräulein, und was hattet Ihr da zu suchen?"

„Erst laßt uns nach dem Gemählde mit Diamanten greifen, das ich an ihrem Halse gesehn habe, fiel ein andrer ein. Schönes Fräulein, das Gemählde gehört mir, mit Eurer Erlaubniß, gebt es her, sonst werde ich es nehmen."

Blanka gab zitternd das Gemählde hin, und both ihnen auch ihre Börse an, indem sie versprach, nichts von dem, was vorgegangen sey, wieder zu sagen, wenn sie ihr erlauben wollten, wieder zu ihren Freunden zu gehn.

Er lächelte spottisch und war im Begriff zu antworten, als seine Aufmerksamkeit durch ein fernes Geräusch erregt wurde. Er horchte und ergriff Blanken fester beym Arm, als fürchtete er, sie würde davon laufen. Sie wollte um Hülfe schreyen, allein er bedrohte sie mit gräßlichen Flüchen.

„Wir sind verrathen, riefen die andern, aber laßt uns noch einen Augenblick horchen; vielleicht sind unsre Kameraden zu Hause gekommen, dann hätten wir leichtes Spiel. Horch! —

Ein ferner Schuß bestärkte auf einen Augenblick diese Vermuthung, gleich darauf aber

kamen die vorigen Töne näher, und man unterschied deutlich das Klirren von Schwertern, mit Stimmen von Streitenden und schweren Stöhnen vermischt, in dem Gange, der zu dem Zimmer führte. Während die Kerls zu den Waffen griffen, hörten sie sich von ihren weit entfernten Kameraden rufen, und ein helles Horn erscholl ausserhalb der Festung. Sie schienen dieses Signal nur zu gut zu verstehen, denn dreye von ihnen liefen sogleich aus dem Zimmer und überließen es dem vierten, Blanken zu bewachen.

Indem Blanka zitternd und einer Ohnmacht nahe sie loszulassen bath, hörte sie mitten unter dem Lärm St. Foix's Stimme, sie schrie laut, die Thür des Zimmers wurde aufgerissen und er erschien, ganz vom Blut entstellt, und von einigen Mördern verfolgt. Blanka sah und hörte nichts mehr, ihr Kopf schwindelte, ihr Blick erlosch und sie fiel sinnlos in die Arme des Räubers, der sie fest gehalten hatte.

Als sie wieder zu sich selbst kam, sah sie bey dem dunkeln Lichte, daß sie noch in demselben Zimmer war, allein weder der Graf, noch St. Foix, noch sonst jemand war um sie, und sie blieb eine Zeitlang in stummer Betäubung. Bald aber kehrten die schrecklichen Bilder der Vergangenheit zurück, sie wollte aufstehn um ihre Freunde zu suchen, als ein Winseln in ihrer Nähe, sie an St. Foix und an den Zustand, worin er herein gekommen war, erinnerte. Sie sprang plötzlich von der Erde auf, und sah nicht weit von sich einen Körper auf der Erde ausgestreckt liegen, und erkannte bey dem Schimmer des Lichts die bleichen und verstellten Züge des St. Foix. Er war sprachlos, seine Augen halb geschlossen,

und kalter Schweiß bedeckte die Hand, die sie in der Angst der Verzweiflung ergriffen hatte. Während sie ihn vergebens bey Nahmen rief und um Hülfe schrie, trat jemand herein. Es war nicht ihr Vater, aber — Ludovico! — Er hielt sich kaum damit auf sie anzusehen, verband sogleich des Chevaliers Wunden, lief nach Wasser, da er sah, daß St. Foix wahrscheinlich nur aus Blutverlust in Ohnmacht gefallen war. Kaum aber war er fort, als Blanka jemand anders heran kommen hörte, halb ausser sich vor Furcht sah sie den Schein einer Fackel und sogleich erschien der Graf mit erschrocknem Gesichte und athemlos vor Ungeduld und rief seine Tochter. Bey dem Ton seiner Stimme sprang sie auf und lief in seine Arme; er ließ das blutige Schwert aus seiner Hand fallen, drückte sie vor Entzücken an sich, und fragte nach St. Foix, der jetzt einige Lebenszeichen von sich gab. Ludovico kam bald mit Wasser und Brantwein zurück, und Blanka sah endlich den Chevalier die Augen aufschlagen und hörte ihn schwach nach ihr fragen. Allein ihre Freude darüber wurde sogleich durch ein neues Schrecken unterbrochen, als Ludovico sagte, es würde nothwendig seyn, den Herrn St. Foix sogleich fortzuschaffen, denn die Banditen, Herr Graf — setzte er hinzu — wurden schon vor einer Stunde erwartet, und werden uns gewiß finden, wenn wir länger zögern. Sie wissen, daß ihre Kameraden nur in der höchsten Noth in das helle Horn stossen, und es schallt Meilen weit. Steht jemand Wache am grossen Thore?"

„Niemand, antwortete der Graf: meine übrigen Leute haben sich zerstreut, ich weiß kaum

wohin. Geh Ludovico und bringe sie zusammen; geh doch selbst heraus, ob du nicht Mauleſel trappen hörſt."

„Ludovico eilte fort und der Graf überlegte, auf welche Art man den St. Foix wegschaffen sollte, der die Bewegung des Reitens unmöglich ertragen konnte, wenn er auch Kräfte genug gehabt hätte, sich im Sattel zu halten.

Während der Graf Blanken erzählte, daß die Banditen, die sie in der Festung gefunden hatten, im Kerker eingesperrt wären, sah Blanka, daß er selbst verwundet war, und daß er den linken Arm nicht brauchen konnte, allein er lächelte über ihre Angst, und versicherte, daß die Wunde nicht gefährlich wäre.

Des Grafen Leute, zwey ausgenommen, die am Thore Wache hielten, erschienen nun, und bald nach ihnen Ludovico. Mich dünkt, ich höre Mauleſel im Thal, allein das Rauschen des Stroms läßt mich nicht recht unterscheiden; doch habe ich etwas mitgebracht, das dem Chevalier gut thun wird, setzte er hinzu und zeigte auf eine an zwey langen Stangen befestigte Bärenhaut, die dazu eingerichtet schien, die in den Scharmützeln verwundeten Kameraden der Räuber nach Hause zu bringen. Ludovico breitete sie auf der Erde aus, legte einige Ziegenfelle darauf und machte eine Art von Bette, worauf sie den Chevalier sanft legten, und die Stangen den Führern auf die Schulter gaben, auf deren Fußtritt man sich am besten verlassen konnte. Einige von des Grafen Bedienten waren auch verwundet, aber nicht gefährlich, und der ganze Zug folgte nun der Tragbahre an das grosse Thor. Als sie durch den Saal gingen, hörten

sie in einiger Entfernung ein lautes Lärmen, worüber Blanka in Schrecken geriethe. Es sind nur die Schurken im Kerker, sagte Ludovico. Sie scheinen ihn aufzusprengen, erwiederte der Graf. „Nicht doch; versetzte Ludovico, die Thüre ist von Eisen; wir haben nichts von ihnen zu befürchten, aber lassen Sie mich voraus, um auf den Wall zu sehn."

Sie folgten ihm schnell und fanden ihre Maulesel vor dem Thore grasen; sie horchten ängstlich, vernahmen aber keinen Laut, ausser dem Strome und dem Morgenlüftchen, das zwischen den Zweigen der alten Eiche pfiff; mit Freuden sahen sie den ersten Hauch der Morgendämmerung auf den Bergspitzen anbrechen. Ludovico übernahm es, ihr Führer zu seyn, und brachte sie auf einem gemächlichern Wege als sie herauf gekommen waren, in das Thal. Wir müssen jenen Weg nach Osten vermeiden, sonst möchten wir auf die Räuber stossen, die des Wegs zurückkommen werden.

Die Reisenden kamen bald aus dem engen Thale in ein andres, das nach Nordwesten streckte. Das Morgenlicht auf den Bergen wurde nun immer heller, und ließ allmählich die grün belaubten Hügel, die den krummen Fuß der Klippen einfaßten, hervorgehn. Bald ging die Sonne auf, und die träufelnden Felsen mit den Gesträuchen, die ihre Gipfel einfaßten und manches Wäldchen unten funkelten, in ihrem Strahl. Sie hatten ohngefähr eine halbe Meile zurückgelegt als St. Foix über äusserste Ermattung klagte. Sie hielten an, um ihm etwas erfrischendes zu geben, und die Träger ruhen zu lassen. Ludovico hatte einige Flaschen ächten spanischen Wein

von der Festung mitgenommen, die jetzt eine wahre Herzstärkung nicht nur für St. Foix, sondern für die ganze Gesellschaft waren. Ihm gab es eigentlich nur für den Augenblick Linderung; es nährte das Fieber, das in seinen Adern brannte, und er konnte in seinem Gesichte weder den Schmerz, den er litte, noch den Wunsch unterdrücken, daß sie das Wirthshaus bald erreichen möchten, wo sie die vergangne Nacht zuzubringen sich vorgesetzt hatten.

Während sie so unter dem Schatten der dunkelgrünen Fichten ruhten, bath der Graf Ludovico, ihm kurz zu erzählen, auf welche Art er aus dem nördlichen Zimmer verschwunden, wie er in die Hände der Banditen gekommen sey, und wie er im Stande gewesen, dem Grafen und seiner Familie jetzt einen so wichtigen Dienst zu leisten: denn ihm schrieb er mit Recht ihre gegenwärtige Befreyung zu. Ludovico wollte ihm gehorchen, als sie plötzlich den Wiederhall eines Pistolenschusses aus dem Wege den sie gekommen waren, hörten, und erschrocken aufstanden um eilends ihren Weg fortzusetzen.

Dreyzehntes Kapitel.

Emilie litt noch immer grosse Angst um Valancourts Schicksal. Therese hatte endlich einen Bothen ausfindig gemacht, dem sie ihre Bestellung an den Verwalter auftragen konnte und ließ

ihr sagen, daß er den folgenden Tag zurückkommen würde. Emilie versprach, zu ihr in die Hütte zu kommen, da Thereſe zu lahm war, um den Weg zu ihr zu machen.

Sie machte ſich gegen Abend mit einer traurigen Vorahndung für Valancourt, ganz allein auf den Weg; vielleicht trug der trübe Himmel noch mehr bey, ſie nieder zu ſchlagen. Es war ein grauer Herbſtabend gegen das Ende der Jahrszeit, dicker Nebel hüllte die Berge ein und ein ſcharfes Lüftchen, das zwiſchen den Buchenwäldern pfiff, beſtreute ihren Weg mit einigen der letzten gelben Blätter, die ſich im Winde kräuſelten, und indem ſie das Abſterben des Jahres verkündigten, ihrer Seele ein trauriges Bild von Zerſtörung gaben und ihr Valancourts Tod anzukündigen ſchienen.

Sie würde ſich ſelbſt der Schwäche und des Undanks angeklagt haben, daß ſie das Gefühl des mancherley Guten, das ſie beſaß, durch das Gefühl eines einzigen Unglücks ſo ganz überwinden ließ, hätte dieß Unglück allein ſie gerührt, allein wenn ſie Valancourt ſelbſt als lebend beweinte, ſo hatten ſich Thränen des Mitleids in die des Kummers gemiſcht, und während ſie ein menſchliches Weſen beklagte, das zum Laſter, und folglich zum Elend herabgeſunken war, ſo heiſchten Vernunft und Menſchlichkeit dieſe Thränen und ſie hatte noch nicht Stärke genug erlernt, um ſie von den Thränen der Liebe zu trennen, in dieſen Augenblicken aber war es nicht die Gewißheit ſeiner Schuld, ſondern die Beſorgniß ſeines Todes, eines Todes den ſie zwar ohne ihr Verſchulden, aber dennoch veranlaßt hatte, die ſie ſo ſehr niederbeugte. Dieſe Furcht ſtieg, ſo

wie sie dem Mittel, sie zu vergewissern näher kam, und als sie Theresens Hütte liegen sah, war sie so ganz ausser Fassung und von aller Entschlossenheit verlassen, daß sie sich auf einer Bank am Wege niedersetzen mußte. Ein aufmerksameres Beobachten überzeugte sie bald, daß dieß nur Fantasie war, allein die zunehmende Dunkelheit, die den Tag plötzlich schließen zu wollen schien, mahnte sie, sich fortzubegeben und sie ging mit schwankenden Schritten auf die Hütte zu. Sie sah durchs Fenster die freundliche Flamme eines kleinen Feuers und fand Theresen schon in der Thüre, um sie zu erwarten.

„Es ist ein kühler Abend, Fräulein, sagte sie. Die Stürme kommen heran, und ich glaubte, daß Ihnen ein Feuer angenehm seyn würde. Setzen Sie sich doch hier zum Kamin."

Emilie dankte ihr für diese Aufmerksamkeit, sie sah ihr ins Gesicht, auf welchen das Feuer einen Schimmer warf, und sank, über den Ausdruck desselben so sehr erschrocken, daß sie nicht im Stande war zu sprechen, mit einem Gesichte voll Schmerzens in ihren Stuhl zurück, daß Thereſe sogleich die Ursache begriff, doch schwieg sie. „Ach, sagte Emilie endlich, ich brauche wohl nicht nach dem Erfolg Ihrer Erkundigung zu fragen; ihr Schweigen und dieser Blick erklären es deutlich genug — er ist todt."

„Ach mein liebes junges Fräulein, erwiederte Thereſe mit Thränen in den Augen — diese Welt ist aus Elend zusammen gesetzt; die Reichen haben so gut ihren Antheil, als die Armen; allein wir alle müssen zu ertragen suchen, was der Himmel auflegt."

„Er ist also todt!" fiel Emilie ein, Valancourt ist todt!"

„Ach schon seit vielen Tagen, fürchte ich, erwiederte Therese."

„Sie fürchtet es, sagt Emilie, fürchtet sie es wirklich nur?"

„Ach ja Fräulein, ich fürchte es nur allzu sehr. Weder der Verwalter noch irgend jemand von der Familie zu Epourville hat von ihm gehört, seit er Languedoc verließ; der Graf ist sehr betrübt seinetwegen, denn er sagte, daß er immer pünctlich im Schreiben gewesen wäre, daß er aber keine Zeile von ihm erhalten hätte, seit er aus Languedoc gereist ist: er wollte vor drey Wochen schon zu Hause seyn, da er aber nichts von sich hat hören und sehen lassen, so fürchten sie, daß ihm ein Unglück zugestossen ist. Ach! daß ich so lange leben mußte, um seinen Tod zu beweinen! ich bin alt und hätte sterben können ohne vermißt zu werden, aber er — Emilien wurde nicht wohl, sie foderte Wasser; Therese über den Ton ihrer Stimme erschrocken, eilte ihr zu Hilfe und fuhr fort, während sie das Wasser an ihre Lippen hielt. „Mein theuerstes junges Fräulein, ziehen Sie sichs nicht so sehr zu Herzen; vielleicht lebt der Chevalier trotz alle dem, und ist gesund. Lassen Sie uns das beste hoffen!"

„O nein, ich kann nicht hoffen, sagte Emilie; mir sind Umstände bekannt, die keine Hoffnung zulassen. Ich befinde mich jetzt besser, und bin nun im Stande zu hören, was sie zu sagen hat. Ich bitte sie, erzähle sie mir alles was sie weiß."

„Erhohlen Sie sich ein wenig, gnädiges Fräulein, Sie sehn übel aus."

„O nein Thereſe, ſage Sie mir alles, ich bitte ſie, weil ich noch im Stande bin es zu hören.“

„Wenn Sie es denn wollen; allein der Verwalter ſagte nicht viel, denn Richart meint, er hätte ſich geſcheut, von Herrn Valancourt zu ſprechen; was er erfuhr, war von Gabriel, der es von des Grafen Kammerdiener gehört hat.“

„Was hat er denn gehört, fragte Emilie.“

„Ja Fräulein, Richard hat ein ſehr ſchlechtes Gedächtniß, und wann ich nicht ſo viel hin und her gefragt hätte, würde ich wenig erfahren haben. Gabriel und die anderen Bedienten ſind alle in großer Angſt wegen Herrn Valancourts, denn ſie lieben ihn alle wie ihren Bruder, weil er immer ſo gut gegen ſie geweſen iſt. Wenn eine arme Familie in Noth geweſen iſt, ſo war er immer der erſte zu helfen, wenn gleich gewiſſe Leute nicht weit von ihm, beſſer dazu ihm Stande geweſen wären als er. Und denn, ſagte Gabriel, war er ſo höflich gegen jedermann, und ohngeachtet er ein ſo hohes Anſehn hatte, befahl er niemahls ſo herriſch als andre vornehme Leute, und wurde deswegen gewiß nicht geringer geachtet. Nein, ſagte Gabriel, wir achteten ihn deswegen nur deſto mehr und würden alle aufs erſte Wort vor ihm durchs Feuer gelaufen ſeyn, lieber als wenn andre Leute uns der vollen Länge nach befehlen.“

Emilie, die es jetzt nicht mehr für gefährlich hielt, Valancourts Lob anzuhören, machte keinen Verſuch Thereſen zu unterbrechen, und hörte ihr, obwohl von Schmerz überwältigt, aufmerkſam zu. „Der Graf, fuhr Thereſe fort, betrübt ſich ſehr um ihn, um ſo mehr, weil er kurz

vorher etwas hart mit ihm umgegangen seyn soll. Gabriel sagt, er wüßte von des Grafen Kammerdiener, daß Herr Valancourt zu Paris sehr wild gelebt, und viel Geld durchgebracht hätte, mehr als dem Grafen lieb war, denn er liebt das Geld mehr als den armen Herrn Valancourt, der sich zu seinem Unglück hatte verführen lassen. Er soll um dieser Ursache willen zu Paris ins Gefängniß gekommen seyn, und der Graf hat ihn nicht frey machen wollen, und hat gesagt, er verdiente zu büssen; als der alte Georg der Kellner dieß gehört hatte, kaufte er sich gleich einen Knotenstock um nach Paris zu gehen, und seinen jungen Herrn zu besuchen; allein Herr Valancourt soll noch eher wieder zu Haus gekommen seyn. Sie haben alle eine große Freude gehabt, ihn wieder zu sehn, aber er soll sehr traurig ausgesehn haben. Der Graf hat ihm sehr kalt begegnet; und er ist bald darauf nach Languedoc gegangen, und seitdem haben sie nichts wieder von ihm gehört."

Therese hielt inne, und Emilie seufzte tief, die Augen starr und sprachlos auf die Erde geheftet. Nach einer langen Pause fragte sie, was Therese noch weiter gehört hatte. „Doch warum frage ich, setzte sie hinzu, weiß ich nicht schon mehr als genug. O Valancourt, du bist dahin, auf immer dahin, und ich habe dich ermordet!" Diese Worte und der Ausdruck von Verzweiflung auf ihrem Gesicht, beunruhigten Theresen, die nun zu fürchten anfing, daß der Schrecken über die Nachricht, Emiliens Sinne angegriffen hätte.

„Bestes Fräulein! es bricht mir das Herz, Sie so zu sehn; sehn Sie doch nicht so mit den

Augen auf die Erde, und so bleich und traurig.“ — Emilie schwieg immer still und schien nichts von allem, was gesagt wurde zu hören. „Wer weiß Fräulein, fing Therese endlich an, ob nicht Herr Valancourt doch noch frisch und munter ist.“

Bey seinem Nahmen schlug Emilie die Augen auf und heftete sie starr auf Theresen, als gäbe sie sich Mühe zu verstehn, was gesagt wurde. „Ja, mein liebes Fräulein, sagte Therese, die ihre nachdenkende Miene unrecht verstand, Herr Valancourt ist vielleicht noch frisch und gesund!“

Bey der Wiederhohlung dieser Worte verstand Emilie ihre Bedeutung, allein statt die gewünschte Wirkung hervorzubringen, schienen sie nur ihren Schmerz zu erhöhen. Sie stand schnell vom Stuhl auf, ging in dem kleinen Zimmer mit schnellen Schritten auf und ab, seufzte oft tief, schlug in die Hände und schauderte zusammen.

Therese suchte noch immer mit einfältiger aber wohlgemeinter Liebe sie zu erheitern; sie legte mehr Holz an, schürte es in hellere Flamme, fegte den Kamin ab, rückte den Stuhl, den Emilie verlassen hatte, auf eine wärmere Stelle, und hohlte dann aus einem Wandschranke eine Flasche Wein hervor. „Es ist ein kalter, stürmischer Abend, Fräulein, kommen Sie doch näher zum Feuer und trinken Sie ein Glas von diesem Weine. Er wird Sie laben, wie er mich oft gelabt hat, denn es ist kein Wein, wie man alle Tage bekommt; es ist ächter Languedoc, und die letzte von sechs Flaschen, die Herr Valancourt mir schickte, ehe er aus Gasconien nach Paris ging! Ich habe sie immer als Herzstärkung gebraucht und nie davon getrunken ohne an ihn

zu

zu denken. Ach ich habe oft genug an ihn gedacht, den armen jungen Herrn, denn er gab mir dieß doch zur Zuflucht — Gewiß ist er bey meinem seligen Herrn im Himmel, wenn je ein Heiliger darin war.

Theresens Stimme bebte; sie weinte und stellte die Flasche hin, unvermögend das Glas einzuschenken. Ihr Schmerz schien Emilien von ihrem eignen abzuziehn; sie ging auf sie zu, stand aber still und wandte sich plötzlich weg, als wenn die Betrachtung sie überwältigte, daß es Valancourt war, um den Therese klagte.

Während sie noch im Zimmer auf und abging, hörte man den stillen, sanftern Laut einer Hoboe oder Flöte sich in den Wind mischen; der süße Ton traf Emiliens Gefühl, sie wurde aufmerksam; die zärtlichen Töne verloren sich im Sturme und kehrten dann mit einem klagenden Ausdrucke, der ihr ans Herz drang, zurück.

„Ach sagte Therese, das ist unsers Nachbars, Richards Sohn, der auf der Flöte spielt; es ist kläglich genug, eben jetzt solche bewegliche Musik zu hören. Emilie weinte fort ohne zu antworten. „Weinen Sie doch nicht so, junges Fräulein, und trinken Sie ein Glas Wein um dessentwillen, der ihn gab. Kosten Sie ihn um Herrn Valancourts willen, es ist die letzte Flasche." Emilie setzte zitternd das Glas nieder und brach in lautes Schluchzen aus — ein Klopfen an der Thüre schreckte sie auf. Sie bath Theresen, niemand herein zu lassen, besann sich aber gleich, daß es ihr Bedienter seyn würde, den sie nach bestellt hatte, und suchte ihre Thränen zu trocknen, während Therese die Thüre aufmachte.

Eine Stimme, die auffen sprach, machte Emilien aufmerksam, Sie horchte auf, sah nach der Thüre und erkannte bey der hellen Flamme, die vom Feuer schlug — Valancourt!

Bey seinem Anblicke sprang Emilie vom Stuhl auf, zitterte, fiel wieder zurück, und verlor das Bewußtseyn von allem was um sie war.

Ein Geschrey von Theresen sagte nun Valancourt, daß sie ihn erkannte: aber seine Aufmerksamkeit fiel sogleich von ihr auf die Person, die er von einem Stuhle am Feuer fallen sah. Er eilte ihr zu Hülfe und sah, daß er — Emilien aufhob. Ein unbeschreibliches Gefühl ergriff ihn, so unerwartet den Gegenstand zu treffen, von dem er sich auf ewig getrennt zu haben glaubte; sie nun bleich und leblos in seinen Armen zu sehn. — Die innre Angst, womit er sie betrachtete, verwandelte sich sogleich in einen Ausdruck vermischter Freude und Zärtlichkeit, als sie die Augen aufschlug, als sein Auge dem ihrigen begegnete, und er sie wieder aufleben fühlte. Er konnte nur ihren Nahmen ausrufen und sie vergaß in diesen ersten Augenblicken, die auf den Schmerz über seinen vermeinten Tod folgten, jeden Fehler, der ehemahls ihren Unwillen erregen mußte — sie sah nur Valancourt, wie er damahls erschien, als er ihre erste Liebe gewann und fühlte nur Regungen von Höflichkeit und Freude. Ach! diese waren nur der Sonnenschein einiger kurzen Augenblicke. Bittre Erinnerungen stiegen gleich Donnerwolken vor ihrer Seele auf und verdunkelten das idealische Bild, sie sah wiederum Valancourt — entwürdigt, unwerth der Achtung und Zärtlichkeit, die sie ihm ehe-

mahls geschenkt hatte — ihr Geist erbebte, sie zog ihre Hand zurück und wandte sich ab, um ihren Schmerz zu verbergen; während er noch mehr beunruhigt und verlegen, schweigend da stand.

Ein Gefühl von dem, was sie sich selbst schuldig war, hielt ihr Thränen zurück, und lehrte sie bald die Regungen kämpfender Freude und Schmerzen in ihrem Herzen zu unterdrücken. Sie stand auf, dankte ihm für die Hülfe die er ihr geleistet und sagte Theresen gute Nacht. Als sie die Hütte verließ, bath Valancourt, der plötzlich wie aus einem Traume zu erwachen schien, mit einer Stimme, die dringend um Mitleid flehte, nur um einige Augenblicke Gehör. Emiliens Herz flehte vielleicht eben so stark, allein sie hatte Entschlossenheit genug, diesem Herzen sowohl, als Theresens ungestümen Bitten, daß sie sich nicht allein in der Dunkelheit nach Hause wagen sollte, zu widerstehn, und hatte bereits die Thüre der Hütte geöffnet, als der Abend-Sturm sie nachzugeben zwang.

Still und verlegen kehrte sie zum Feuer zurück, während Valancourt mit steigender Bewegung im Zimmer auf und abging, als wünschte und fürchtete er zu sprechen — und Therese ohne Rückhalt ihre Freude und Verwundrung, ihn zu sehen, bezeugte.

„Ach bester gnädiger Herr, sagte sie, ich habe mich in meinem ganzen Leben noch nicht so erschrocken und gefreut. Wir waren in großer Noth ehe Sie kamen, denn wir glaubten, Sie wären todt, und sprachen und jammerten eben über Sie, als Sie an die Thüre klopften. Mein

junges Fräulein weinte, als ob ihr das Herz springen wollte."

Emilie gab Theresen einen unwilligen Blick, ehe Sie aber etwas sagen konnte, rief Valancourt von dem, was er gehört hatte, durchdrungen aus: „O meine Emilie! bin ich Ihnen wirklich noch werth! Haben Sie wirklich eine Thräne um mich vergossen? O Himmel! Sie weinen — Sie weinen jetzt!"

„Therese hat Ursache, sich mit Dankbarkeit an Sie zu erinnern, Herr Valancourt sagte Emilie mit angenommner Zurückhaltung und bemühte sich, ihre Thränen zu unterdrücken, und sie war sehr bekümmert, weil sie lange nichts von Ihnen gehört hatte. Erlauben Sie mir, Ihnen ebenfalls für die Güte zu danken, die Sie ihr beweisen haben, und hinzuzusetzen, daß sie nunmehr, da ich selbst an Ort und Stelle bin, keine neue Verpflichtung von Ihnen annehmen darf."

„Emilie! sagte Valancourt, der seiner Bewegung nicht länger Herr war, können Sie so dem Manne begegnen, den Sie einst Ihrer Hand würdig glaubten! — dem so begegnen, der Sie geliebt, um ihrentwillen so viel gelitten hat! Doch was sage ich? — Verzeihn Sie mir! verzeihn Sie, Fräulein St. Aubert! ich weiß nicht was ich rede. Ich kann keinen Anspruch mehr auf Ihr Andenken machen, ich habe alle Rechte auf Ihre Achtung, auf Ihre Liebe verscherzt. Doch nein, ich kann nicht vergessen, daß ich einst Ihre Neigung besaß, obgleich es mein schwerster Kummer ist, zu wissen, daß ich sie verloren habe. Warum sage ich Kummer? das ist ein zu sanfter Nahme."

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357/phys_0332
DFG

„Das hör einer doch! sagte Therese, die Emiliens Antwort zuvor kam. Sprechen da von ehemahls lieb gehabt haben. „Gewiß hat mein liebes junges Fräulein Sie noch jetzt lieber als irgend jemand auf der Welt, wenn sie es gleich läugnen will."

„Das ist nicht auszuhalten! sagte Emilie, Therese, Sie weiß nicht was Sie sagt. Wenn Ihnen meine Ruhe lieb ist, so werden Sie mir die Verlängerung dieses peinlichen Zustandes ersparen."

„Ich ehre Ihre Ruhe zu sehr, um sie absichtlich zu stören, erwiederte Valancourt, in dessen Brust Noth und Zärtlichkeit kämpften, und will nicht so unbescheiden seyn, mich aufzudrängen. Ich wollte Sie um einige Augenblicke Gehör bitten — allein ich weiß wirklich nicht wozu. Sie machen sich nichts mehr aus mir und es würde mich nur noch tiefer herabsetzen, ohne Ihr Mitleid zu erregen, wenn ich Ihnen mein Leiden erzählte. Aber ich bin sehr unglücklich gewesen — ach Emilie, ich bin in der That sehr unglücklich! setzte er mit einer von Schmerz wieder weich gemachten Stimme hinzu."

„Was, mein bester junger Herr wollte in diesem argen Regen heraus gehn, sagte Therese. Nein, nicht einen Schritt. Wie doch vornehme Leute ihr Glück so von sich stoßen können! wenn sie geringe Menschen wären, so würde alles dieß nicht seyn. Von Unwürdigkeit zu reden, und sich nicht um einander zu bekümmern, da ich doch weiß, daß kein so gutherziger Herr und Fräulein in der ganzen Provinz sind — keine, die sich nur halb so sehr lieben, wenn man die Wahrheit sagen soll."

Emilie stand im höchsten Verdrusse von ihrem Stuhle auf. „Ich muß gehn, sagte sie, der Sturm ist vorüber.

„Bleiben Sie Emilie, bleiben Sie, Fräulein St. Aubert, sagte Valancourt, alle seine Entschlossenheit aufbiethend. Ich will sie nicht länger mit meiner Gegenwart quälen. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen nicht früher gehorcht, und wenn Sie können, so bemitleiden Sie zuweilen einen Menschen, der mit Ihnen alle Hoffnung auf Ruhe und Glück verloren hat. Mögen Sie glücklich seyn, Emilie, so elend ich auch bleibe, so glücklich, wie meine heißesten Wünsche es ersehnen.

Er stammelte bey den letzten Worten und sein Gesicht veränderte sich, während er mit einem Blicke voll unaussprechlicher Zärtlichkeit und Schmerzens sie einen Augenblick anstaunte und denn die Hütte verließ.

„Lieber Himmel, rief Therese und folgte ihm an die Thüre, Herr Valancourt es regnet ja! Was ist das für eine Nacht, um ihn heraus zu stoßen! Es wird ihnen gewiß den Tod bringen, und bis jetzt haben Sie über seinen vermeinten Tod geweint. Man mag wohl sagen, daß junge Frauenzimmer sich in einer Minute verändern, wie man eine Hand umdreht!"

Emilie gab keine Antwort, denn Sie hörte nicht was gesprochen wurde; sie saß im Kummer und Nachdenken verloren auf ihrem Stuhle beym Feuer und ihre starren Augen sahen noch immer Valancourts Bild.

Herr Valancourt hat sich sehr zu seinem Nachtheile verändert, Fräulein, sagte Therese:

er sieht so mager und so niedergeschlagen aus gegen sonst, und trägt seinen Arm in einer Binde."

Emilie sah bey diesen Worten auf, sie hatte den letzten Umstand nicht bemerkt, und zweifelte nun nicht länger, daß Valancourt den Schuß von ihrem Gärtner zu Toulouse erhalten hätte. Mit dieser Überzeugung kehrte ihr Mitleid für ihn zurück und sie machte sich selbst Vorwürfe, ihn während des Gewitters aus der Hütte gelassen zu haben.

Bald darauf kam Emiliens Bedienter mit dem Wagen, sie verwies Theresen noch ihr unbedachtsames Reden gegen Valancourt, band ihr scharf ein, sich nie wieder Winke solcher Art gegen ihn entfallen zu lassen, und begab sich traurig und gedankenvoll nach Hause.

Valancourt war nach einem kleinen Wirthshause im Dorfe zurückgekehrt, wo er nur wenige Minuten vor seinem Besuche in Theresens Hütte, von seiner Reise von Toulouse nach dem Gute des Grafen Duvarney angelangt war. Er war noch nicht dort gewesen seit er Emilien von Chateau Le Blanc Lebewohl sagte. Er zögerte noch lange in der Nachbarschaft und konnte sich nicht entschließen einen Ort zu verlassen, der den theuersten Gegenstand seines Herzens in sich schloß. Es gab in der That Augenblicke, wo Schmerz und Verzweiflung ihm eingaben, wiederum vor Emilien zu erscheinen, und seiner zerrütteten Umstände ungeachtet, seine Bewerbung zu erneuern. Noth aber und die Zärtlichkeit seiner Liebe, die den Gedanken nicht ertragen konnte, sie mit in sein Unglück zu verwickeln, siegte endlich so weit über seine Leidenschaft, daß er diesen verzweifelten Vorsatz aufgab, und Chateau Le Blanc

verließ. Seine Fantasie aber wandelte noch immer zwischen den Scenen seiner frühern Liebe, und auf seinem Wege nach Gasconien, machte er einen Stillstand zu Toulouse, wo er noch verweilte, als Emilie ankam, und seine Schwermuth in dem Garten, wo er ehemahls so viele glückliche Stunden mit ihr hingebracht hatte, verbarg und nährte. Oft dachte er mit fruchtlosen Kummer an den Abend vor ihrer Abreise zurück, wo sie ihn so unerwartet auf der Terrasse sah, und suchte jedes Wort, jeden Blick, der ihn damahls bezauberte, in sein Gedächtniß zurück zu rufen; die Gründe, womit er sie von der Reise abzuhalten suchte, die Zärtlichkeit ihres letzten Lebewohls. In solchen melancholischen Träumereyen war er versunken, als Emilie ihm unerwartet den Abend nach ihrer Ankunft zu Toulouse auf eben dieser Terrasse erschien. So groß auch seine Bewegung war, überwand er doch die erste Eingebung der Liebe so weit, daß er sich enthielt sich ihr zu erkennen zu geben, und plötzlich den Garten verließ. Allein immer noch schwebte die Erscheinung, die er gesehn hatte, vor seiner Seele; er fühlte sich unglücklicher als zuvor, und der einzige Trost seines Kummers war, in der Stille der Nacht dahin zurück zu kehren — der Spur zu folgen, die ihr Fuß den Tag über eingedrückt hatte, und die Wohnung, wo sie ruhte, zu bewachen. Auf einer dieser traurigen Wanderungen, verwundete ihn der Gärtner, der ihn für einen Räuber hielt, in den Arm und er wurde dadurch unter den Händen eines Wundarztes, so lange in Toulouse aufgehalten, ohne auf sich selbst zu achten, ohne sich um seine Freunde zu bekümmern, deren unfreundliches Betra-

gen ihn glauben ließ, daß ihnen sein Schicksal gleichgültig wäre, blieb er ohne sie von seinem Zustande zu benachrichtigen. Sobald er wieder so weit hergestellt war, um die Reise unternehmen zu können, ging er auf seinem Wege nach Esturain über La Vallee, theils um von Emilien zu hören und ihr wieder nahe zu seyn, theils um sich nach dem Zustande der alten Therese zu erkundigen, deren kleine Pension man wie er vermuthete, eingezogen hatte; diese Nachfrage brachte ihn in die Hütte, wo er so unerwartet Emilien fand.

Diese überraschende Zusammenkunft, die ihm zugleich die Zärtlichkeit ihrer Liebe, und die Stärke ihrer Entschlossenheit sehn ließ, erneuete alle Bitterkeit der Verzweiflung, die er bey ihrer vorigen Trennung empfand, und die keine Anstrengung der Vernunft ihn in diesen Augenblicken zu überwinden lehren konnte. Ihr Bild, ihr Blick, der Ton ihrer Stimme, stand eben so lebendig vor seiner Fantasie, als sie seinen Sinnen erschienen waren, und verbannte aus seinem Herzen jedes andre Gefühl ausser dem der Liebe und Verzweiflung.

Er ging noch denselben Abend in Theresens Hütte zurück, um von Emilien reden zu hören, und an dem Orte zu seyn, wo sie so kürzlich gewesen war. Die Freude der alten Therese, ihn wieder zu sehn, verwandelte sich sogleich in Kummer, als sie bald seinen wilden, irrenden Blick und dann wieder die düstre Schwermuth auf seinem Gesichte sah.

Nachdem er lange ihren Erzählungen von Emilien zugehört hatte, gab er ihr beynahe alles Geld, das er bey sich trug, so sehr sie sich auch

weigerte es anzunehmen, weil Emilie sie mit allem versorgt hätte. Er zog darauf noch einen Ring von Werthe von seinem Finger und trug ihr feyerlich auf, ihn Emilien zu geben, und als die letzte Gunst von ihr zu erbitten, daß sie ihn um seinetwillen behalten, und sich dabey zu Zeiten des unglücklichen Gebers erinnern möchte.

Therese weinte als sie den Ring erhielt, aber mehr aus Sympathie als aus Vorahndung eines Übels. Ehe sie noch antworten konnte, verließ Valancourt schnell die Hütte. Sie folgte ihm bis an die Thüre, rief ihn bey Nahmen und bath ihn zurückzukehren; allein sie erhielt keine Antwort und sah ihn nicht wieder.

Viertes Kapitel.

Am folgenden Morgen, als Emilie in dem Zimmer an der Bibliothek saß und über der Scene der vergangenen Nacht brütete, stürzte Annette wild ins Zimmer und sank athemlos in einen Stuhl. Es dauerte einige Zeit, ehe sie auf Emiliens ängstliche Fragen über die Ursache ihrer Bewegung antworten konnte: endlich aber rief sie: „ich habe seinen Geist gesehn, Fräulein, seinen Geist!“

„Von wem sprichst du,“ sagte Emilie mit äusserster Ungeduld.

„Es kam vom Saal herein, Fräulein, fuhr Annette fort, als ich durchs Zimmer ging.“

„Von wem sprichst du denn, wiederhohlte Emilie, wer kam aus dem Saale?“

„Er war gerade so gekleidet, als ich ihn zuletzt gesehn habe, setzte Annette hinzu. Ach wer hätte denken sollen.“ —

Emiliens Geduld war nun am Ende, und sie war im Begriff ihrem Mädgen ihre thörigten Einbildungen zu verweisen, als ein Bedienter ins Zimmer trat, und ihr sagte, daß ein Fremder mit ihr zu sprechen wünschte.

Es fiel Emilien sogleich ein, daß dieser Fremde Valancourt seyn würde, und sie ließ durch den Bedienten zurück sagen, daß sie beschäftigt wäre und keinen Besuch annehmen könne.

Der Bediente kam wieder zurück und sagte, der Fremde hätte etwas von Wichtigkeit vorzutragen, worauf Annette, die bisher stumm und staunend da gesessen hatte, aufsprang und rief: es ist Ludovico! wobey sie aus dem Zimmer stürzte. Emilie befahl dem Bedienten, ihr zu folgen, und wenn es wirklich Ludovico wäre, ihn herein zu führen.

In wenig Minuten erschien Ludovico, von Annetten begleitet, die in der Freude ihres Herzens alle Regeln des Wohlstandes gegen ihre Gebietherinn so ganz vergaß, daß sie niemand anders zu Worte kommen ließ. Emilie bezeugte ihre Verwundrung und Freude, Ludovico wohlbehalten zu sehn, und die ersten Empfindungen erhöhten sich, als er Briefe von dem Grafen Villefort und Blanken brachte, worin sie ihr letztes Abenteuer und ihre Lage in einem Gasthofe zwischen den Pyrenäen beschrieben, wo sie durch des Herrn St.

Foix Krankheit und durch Blankens Unpäßlichkeit aufgehalten waren. Blanka setzte hinzu, daß der Baron St. Foix eben angekommen sey, um seinen Sohn auf sein Schloß abzuhohlen, wo er bis zur völligen Genesung von seinen Wunden bleiben und dann nach Languedoc zurückkommen sollte; daß aber sie und ihr Vater den folgenden Tag zu La Vallee zu seyn dächte. Sie schrieb noch, daß man auf Emiliens Gegenwart bey der Hochzeit rechnete, und bath, sie möchte sich bereit machen, in einigen Tagen mit nach Chateau Le Blanc zu gehn. Was Ludovicos Abenteuer betraf, verwies sie Emilien auf ihn selbst; allein so neugierig auch diese auf die Erzählung war, versagte sie sich doch die Befriedigung bis er einige Erfrischung zu sich genommen, und sich gegen Annetten ausgeplaudert hatte, deren Freude ihn lebendig vor sich zu sehen, nicht größer hätte seyn können, wenn er aus dem Grabe gestiegen wäre.

Emilie las unterdessen die Briefe ihrer Freunde, deren Äusserung der Achtung und Freundschaft ihren durch den letztern Auftritt zu schärfern Empfindungen des Kummers aufgeregten Herzen ein heilsamer Trost war. Sie konnte die Einladung nach Chateau Le Blanc nicht ausschlagen, so gerne sie auch in den ruhigen Schatten ihrer väterlichen Heimath geblieben wäre, doch glaubte sie auch zuweilen, daß die Veränderung der Scene und die Gesellschaft ihrer Freunde mehr als die Einsamkeit zur Wiederherstellung ihrer Ruhe beytragen würde.

Als Ludovico wieder erschien, bath sie ihn, ihr sein Abenteuer in dem nördlichen Zimmer zu erzählen und ihr zu sagen, auf welche Art er ein

Gefährte der Banditen geworden war, bey denen der Graf ihn gefunden hatte.

„Sie werden sich erinnern, Madame, sagte er, daß in der Nacht, als ich im nördlichen Zimmer wachte, der Graf und sein Sohn mich dahin begleiteten, und daß so lange sie blieben, nicht das mindeste vorfiel. So wie sie fort waren, machte ich mir Feuer und las; ich hatte wohl eine Stunde gesessen, als ich ein Geräusch hörte, und mich rings im Zimmer umsah. Da ich aber nichts weiter merkte, fing ich wieder an zu lesen und als meine Geschichte zu Ende war, fühlte ich mich schläfrig und nippte ein. Sogleich aber wurde ich durch das Geräusch, das ich zuvor gehört hatte, aufgeweckt; es schien aus der Gegend des Zimmers, wo das Bette stand, zu kommen, und es sey nun daß die Geschichte, die ich gelesen, einen solchen Eindruck auf mich gemacht, oder daß die seltsamen Gerüchte, die man von diesen Zimmern sagte, sich mir eingeprägt hatten, genug, als ich wieder nach dem Bette sah, glaubte ich ein menschliches Gesicht zwischen den dunkeln Vorhängen zu erblicken."

Bey dieser Erwähnung zitterte Emilie und sah sich ängstlich um, weil sie sich an den Anblick erinnerte, den sie selbst mit Dorotheen dort angesehen hatte.

„Ich bekenne, fuhr Ludovico fort, daß mich in diesem Augenblicke der Muth verließ, allein ein erneuetes Geräusch zog sogleich meine Aufmerksamkeit von dem Bette ab, und ich hörte deutlich einen Ton, wie das Umdrehn eines Schlüssels im Schlosse, konnte aber zu meinem noch größern Erstaunen keine Thüre gewahr werden, wo der Ton herzukommen schien. Im näch-

sten Augenblick aber wurde der Vorhang am Bette langsam aufgehoben, und es erschien eine Person dahinter, die aus einer kleinen Thüre in der Wand herein kam. Er stand einen Augenblick als wenn er sich zurückziehen wollte; den Kopf unter den Vorhang gebückt, der den obern Theil seines Gesichts verdeckte, so daß nur die Augen hervorblickten; als er ihn aber höher aufhob, sah ich das Gesicht eines andern Mannes, der hinter ihm stand, und ihm über die Schulter sah. Ich weiß nicht wie es war, allein obgleich mein Degen vor mir auf dem Tische lag, hatte ich nicht die Kraft darnach zu greiffen, sondern saß ruhig still und beobachtete sie mit halb geschloßenen Augen, als ob ich schliefe. Sie mußten es wohl wirklich glauben, und überlegten, was sie thun sollten, denn ich hörte sie flüstern und sah, daß sie wohl eine Minute in derselben Stellung blieben, dann aber schien es mir, als wenn ich noch mehr Gesichter in der Dunkelheit hinter der Thüre erblickte, und lauter Flüstern hörte. Sie ließen mich wegen ihrer Absicht nicht lange in Zweifel. Sie drangen alle ins Zimmer, und umringten mich, doch hatte ich vorher mein Schwert ergriffen, um mich zu vertheidigen. Aber was vermochte Einer gegen Viere! Sie entwafneten mich bald, und nachdem sie mich gebunden und mir den Mund verstopft hatten, schleppten sie mich durch die geheime Thüre; mein Schwert ließen sie auf dem Tische liegen, um wie sie sagten, denjenigen, die den andern Morgen herein kommen würden, um nach mir zu sehn, gegen die Gespenster fechten zu helfen. Sie führten mich darauf durch viele enge Gänge, die wie ich glaube, in den Mauren gehauen waren, denn ich habe sie nie

vorher gesehn, und verschiedne Stuffen herab, bis wir in die Gewölbe unter dem Schlosse kamen. Hier öffneten sie eine steinerne Thüre, die ich für die Mauer selbst würde gehalten haben, wir gingen noch durch einen langen Gang und einige andre Stuffen in den harten Felsen herunter, wo eine andre Thüre uns in eine Höle brachte. Nachdem wir uns eine zeitlang hindurch gewunden hatten, befand ich mich am Seeufer, am Fuße der Klippen und sah das Schloß über mir. Unten wartete ein Boot, wo die Kerls hinein sprangen und mich mit sich nahmen. Wir erreichten bald ein kleines Schiff, das vor Anker lag. Hier erschienen andre Menschen, die mich an Bord nahmen. Zweye von den Leuten, die mich ergriffen hatten, folgten, und die andern ruderten ans Ufer zurück, während wir unter Seegel gingen. Ich machte bald ausfindig, was dieß alles bedeutete, und was für Geschäfte diese Leute im Schlosse trieben. Wir landeten in Roussillon und nachdem wir einige Tage am Ufer verweilt hatten, kamen einige von ihren Kameraden die Berge herab, und schleppten mich mit sich nach der Festung, wo ich blieb, bis der Graf so unerwartet ankam: denn sie hatten gut dafür gesorgt, mir das Weglaufen unterwegs zu benehmen, indem sie mir die Augen verbanden. Allein auch ohne diese Vorsicht würde ich wohl schwerlich durch das wilde Land, das wir durchstreiften, mich nach einer Stadt zurecht gefunden haben. In der Festung wurde ich wie ein Gefangner bewacht, und durfte nie ohne Begleitung herausgehn, so daß ich des Lebens so überdrüßig ward, daß ich mir es oft zu nehmen wünschte."

Emilie fragte nun, aus welcher Ursache denn diese Leute ihn mit fortgenommen hätten.

„Ich entdeckte bald, erwiederte Ludovico, daß sie Seeräuber waren, die viele Jahre lang ihren Raub in den Gewölben des Schlosses verborgen hatten, das seiner Lage an der See wegen, so bequem zu ihrer Absicht war. Um aller Entdeckung vorzubeugen, hatten sie den Glauben zu verbreiten gesucht, daß es im Schlosse spücke, und da sie den geheimen Weg nach den nördlichen Zimmern, die seit dem Tode der Marquise verschlossen blieben, entdeckt hatten, gelang es ihnen leicht. Die Haushälterinn und ihr Mann, die einzigen Personen, die seit einigen Jahren das Schloß bewohnten, wurden durch das seltsame Geräusch, das sie in der Nacht hörten, so erschreckt, daß sie nicht länger darinn bleiben wollten. Das Gerücht wurde in der ganzen Gegend um so leichter geglaubt, weil es hieß, daß die verstorbene Marquise auf eine besondre Art ums Leben gekommen sey, und weil der Marquis nach der Zeit nie wieder auf das Schloß zurückkehren wollte."

„Aber warum begnügten sich diese Seeräuber mit der Höhle, sagte Emilie; warum fanden sie es nöthig, ihren Raub in dem Schlosse nieder zu legen?"

Die Höhle mein Fräulein, war jedermann offen, erwiederte Ludovico, und sie würden nicht lange unentdeckt darin geblieben seyn, in den Gewölben aber waren sie sicher, so lange das Gerücht, daß es nicht richtig darin zuginge, Glauben fand. So scheint es auch, daß sie um Mitternacht die Beute, die sie auf der See machten, herein brachten und sie so lange verwahrten, bis

sie

sie Gelegenheit fanden, sie vortheilhaft los zu werden. Die Seeräuber standen in Verbindung mit Spanischen Schleichhändlern und Banditen, die in den Wildnissen der Pyrenäen hausen und mancherley Arten von Handel führen, woran niemand denkt, und bey dieser desperaten Bande mußte ich bleiben, bis der Graf ankam. Ich werde nie vergessen, was ich fühlte, als ich ihn zuerst entdeckte — ich gab ihn beynahe verloren; allein ich wußte, daß wenn ich mich sehn ließe, die Banditen ihn erkennen und uns alle ermorden würden, um zu verhüten, daß ihr Geheimniß im Schlosse nicht an den Tag käme. Ich hielt mich also dem Grafen aus dem Gesicht, ließ aber die Räuber nicht aus den Augen und beschloß, wenn sie ihm oder seiner Familie Gewalt drohten, mich zu erkennen zu geben und für unser Leben zu fechten. Bald darauf hörte ich, daß sie einen teuflischen Plan anlegten, die ganze Gesellschaft zu ermorden und zu berauben; ich fand nun Mittel mit einem von des Grafen Bedienten zu sprechen, sagte ihm was vorging, und ging mit ihm zu Rathe, was zu machen wäre. Unterdessen fragte der Graf nach Blanken, deren Abwesenheit ihn beunruhigte; er verlangte sie zu sehn, und da die Banditen ihm unbefriedigende Antworten gaben, wurden der Graf und Herr St. Foix wüthend, so daß wir es nun für Zeit hielten, den Anschlag zu entdecken. Wir liefen ins Zimmer, ich rief: Verrätherey! Herr Graf! vertheidigen Sie sich! — der Graf und der Chevalier zogen sogleich die Degen und wir hatten einen harten Kampf, siegten aber doch am Ende, wie Sie, mein Fräulein aus dem Brief des Grafen bereits gesehn haben."

„Das ist ein ganz ausserordentliches Abenteuer, sagte Emilie, und ich muß Ludovicos Klugheit und Unerschrockenheit das größte Lob beylegen. Doch kann ich mir verschiedenes in den nördlichen Zimmern nicht recht erklären. Haben die Banditen wohl nie etwas besonders von diesen Zimmern erzählt?"

„Nein gnädiges Fräulein; ich hörte sie nie von den Zimmern sprechen, ausser um über die Leichtgläubigkeit der alten Haushälterinn zu lachen, die einmahl nahe dabey war, einen von den Seeräubern zu fangen."

Eine Röthe überzog Emiliens Wange und sie bath Ludovico ungeduldig, sich zu erklären.

„Als der Räuber eines Nachts im Schlafzimmer war, hörte er jemand durchs andre Zimmer heran kommen, und da er nicht Zeit hatte, durch die Thüre zu entkommen, verbarg er sich geschwind in dem Bette. Hier lag er eine Weile in eben so großer Angst, glaube ich, als diejenigen, die ihn sahn. Gleich darauf kam die Haushälterinn mit noch jemand an das Bette, er glaubte, daß sie kämen um zu untersuchen und, daß er sich nicht anders retten könnte, als wenn er sie durch Schrecken zu verjagen suchte. Er hob die Decke in die Höhe, und als das noch nicht genug war, steckte er das Gesicht heraus, worauf sie beyde davon liefen, als wenn sie den Teufel gesehn hätten, sagte er, so daß er glücklich aus dem Zimmer kam."

Emilie konnte sich nicht enthalten, über diese Erklärung des Betrugs zu lächeln, der ihr ein so abergläubiges Schrecken verursacht hatte. Es war ihr ein neuer Beweis, welchen Eindruck Kleinigkeiten auf ein Gemüth machen können, das sich

einmahl von einem Glauben an das übernatürliche hat hinreissen lassen. Doch erinnerte sie sich noch immer mit Schauder der nächtlichen geheimnißvollen Musik, die sich bey Chateau Le Blanc hören ließ, und fragte Ludovico, ob er keine Erklärung darüber geben könnte."

„Ich weiß nur, daß die Banditen keinen Antheil daran haben: denn ich habe sie darüber lachen und sagen hören, daß sie glaubten, der Teufel treibe dort sein Spiel."

„Aber ich wundre mich nur, Ludovico, sagte Emilie, daß diese Seeräuber noch nach der Ankunft des Grafen ihr Wesen forttrieben. Sie mußten doch am Ende entdeckt zu werden fürchten."

„Ich habe Ursache zu glauben, Fräulein, erwiederte Ludovico, daß sie nur so lange bleiben wollten, um ihre Magazine aus den Gewölben fortzuschaffen; da sie aber nur wenige Stunden in der Nacht dazu verwenden konnten, und zu eben der Zeit noch andre Dinge im Schilde führten, so waren die Gewölbe noch nicht halb erledigt, als sie mich wegnahmen. Sie triumphirten gewaltig über diese glückliche Gelegenheit, die abergläubigen Gerüchte, die von den nördlichen Zimmern verbreitet waren, zu bestärken, trugen Sorge, alles so zu lassen, wie sie es gefunden hatten, um den Betrug desto mehr zu befördern, und weideten sich herzlich an der Bestürzung, worinn alle Einwohner des Schlosses über mein Verschwinden gerathen würden. Von dieser Zeit an betrachteten sie das Schloß beynahe als ihr Eigenthum, doch hörte ich aus den Reden ihrer Kameraden, daß sie einmahl nach der Zeit nahe dabey waren, sich zu verrathen. Da sie eines Nachts, wie gewöhnlich, in die nördlichen

Zimmer gehn wollten, um das Geräusch zu wiederhohlen, das solchen Aufruhr unter den Bedienten verursachte, hörten sie in dem Schlafzimmer reden. Der Graf hat mir nachher erzählt, daß er und Heinrich damahls im Zimmer waren, und daß sie ein seltsames Winseln hörten, das diese Kerls, in ihrer gewöhnlichen Absicht zu erschrecken, aussen vor der Thüre machten. Der Graf gesteht, daß er damahls würklich mehr als Befremdung gefühlt hat; weil es aber für die Ruhe seiner Familie nothwendig war, nichts davon zu erwähnen, so schwieg er, und schärfte auch seinem Sohne Stillschweigen ein."

Emilie begriff nun, warum der Graf den Tag nach seiner Nachtwache in diesen Zimmern so verändert war. Sie fragte Ludovico noch um einige Umstände und schickte ihn dann fort, um zu der Aufnahme ihrer Freunde auf den folgenden Tag Anstalt zu treffen.

Gegen Abend kam Therese, so lahm sie auch war, um den Ring zu überbringen, den Valancourt ihr anvertraut hatte. Emilie wurde tief gerührt, als sie ihn empfing, denn sie erinnerte sich, daß sie ihn oft in glücklichern Tagen bey ihm gesehn hatte. Doch war sie unwillig, daß Therese ihn angenohmen hatte, und weigerte sich durchaus ihn zu nehmen, so ein trauriges Vergnügen es ihr auch gemacht haben würde. Therese bat, stellte vor, beschrieb Valancourts Betrübniß, als er ihr den Ring gegeben hatte, und widerholte, was er ihr dabey zu sagen auftrug. Emilie konnte ihre Rührung nicht verbergen; sie weinte und blieb in Gedanken verlohren.

„Ach mein liebes junges Fräulein, erwiederte Therese, warum das alles? Ich habe Sie

von Kindheit auf gekannt, und es liegt mir gewiß so sehr am Herzen, Sie glücklich zu sehn, als wenn Sie mein eignes Kind wären. Herrn Valancourt habe ich freylich nicht so lange gekannt, aber ich habe doch Ursache, auch ihn als meinen Sohn zu lieben. Ich weiß, wie gut Sie einander sind, warum sonst alle dieß Weinen und Klagen! „Emilie winkte Theresen mit der Hand, aber diese fuhr fort ohne darauf zu achten.“ Und wie ähnlich sind Sie doch einander in Ihrem Wesen und Betragen. Sie würden gewiß das glücklichste Paar in der ganzen Provinz seyn, wenn Sie verheyrathet wären, was hält Sie doch davon ab.

Alter und lange Dienste hatten Theresen ein Recht gegeben, zu sprechen, allein Emilie suchte doch nun ihrer Redseeligkeit Einhalt zu thun, und obwohl sie die Richtigkeit einiger ihrer Bemerkungen fühlte, fand sie doch nicht für gut, sich über die Ursachen zu erklären, die sie zur Trennung von Valancourt bewogen hatten. Sie sagte nur zu Theresen, daß es ihr sehr unangenehm seyn würde, wenn dieses Gespräch erneuert würde, daß sie Ursachen hätte, so zu handeln, die sie nicht sagen könnte, und daß der Ring mit der Antwort, daß sie ihn schicklicher Weise nicht annehmen könnte, zurückgegeben werden müßte. Zugleich verboth sie Theresen, wenn ihr etwas an ihrer Freundschaft und Zuneigung läge, nie eine Bestellung von Valancourt wieder auszurichten.

Um sich einigermaaßen von den schmerzhaften Erinnerungen, die sich ihr aufdrängten, zu befreyen, beschäftigte sich Emilie mit Zurüstungen zu ihrer Reise nach Languedoc. Annette,

die ihr dabey half, sprach mit solcher Freude und Zärtlichkeit von Ludovicos glücklicher Zurückkunft, daß Emilie bey sich selbst überlegte, wie sie am besten ihr Glück befördern könnte. Sie nahm sich vor, wenn sie seine Neigung eben so unverändert fände, als die Neigung des einfältigen aber ehrlichen Mädgens, ihr eine Aussteuer zu geben und sie auf einem ihrer Güter ansäßig zu machen. Sie erinnerte sich dabey an ihres Vaters Erbgüter, die er kurz vor seinem Tode an Herrn Quesnel verkaufen mußte, und die sie so oft wieder zu bekommen gewünscht hatte, weil St. Aubert immer beklagt hatte, daß die besten Besitzungen seiner Vorfahren, sein Geburtsort, und Aufenthalt seiner frühern Jahre einer fremdem Familie zugefallen wären. Für das Gut zu Toulouse hatte sie keine besondre Anhänglichkeit, und wünschte, es los zu werden, um ihre väterlichen Güter dafür kaufen zu können, wofern Quesnel sich bewegen ließe sich davon zu trennen, welches nicht unwahrscheinlich war, da er immer davon sprach, in Italien zu leben.

Fünfzehntes Kapitel.

Am folgenden Tage heiterte die Ankunft ihrer Freunde die traurende Emilie wieder auf und La Vallee wurde noch einmahl der Aufenthalt geselliger Freude und Gastfreyheit. Das unglückliche Abenteuer auf den Pyrenäen machte, daß der

Graf sehnlich wünschte, seine Heimath zu erreichen, er hielt sich nicht viel über eine Woche bey Emilien auf, und sie begleitete ihn dann nach Languedoc, indem sie die Sorge für ihr Haus während ihrer Abwesenheit Theresen übertrug. Am Abend vor ihrer Abreise brachte die treue Alte nochmahls den Ring von Valancourt und bath ihr Fräulein mit Thränen, ihn doch anzunehmen, denn sie hätte seit dem Abend, wo Valancourt ihn ihr gegeben, nichts von ihm gesehn, und gehört. Ihr Gesicht drückte bey diesen Worten mehr Besorgniß aus als sie zu äussern wagte; allein Emilie unterdrückte ihre eigne Geneigtheit zu fürchten weg, daß er wahrscheinlich zu seines Bruders Aufenthalt zurückgekehrt sey, und befahl Theresen, den Ring aufzubewahren, bis sie ihn sähe, welches diese äusserst ungern zu thun versprach.

Am andern Tage verließ der Graf von Villefort mit Emilien und Blanken La Vallee und erreichte den folgenden Abend Chateau Le Blanc, wo der Graf, Heinrich und Herr Düpont, den Emilie zu ihrer Verwunderung daselbst fand, sie mit vieler Freude und Glückwünschungen empfingen. Sie bemerkte mit Mißvergnügen, daß der Graf die Hoffnungen seines Freundes noch immer begünstigte, dessen Gesicht verrieth, daß seine Neigung durch die Abwesenheit nicht geschwächt worden war. Den zweyten Nachmittag nach ihrer Ankunft, suchte der Graf auf einem Spaziergange Gelegenheit, das Gespräch auf Herrn Düponts Hoffnungen zu bringen. Die Gelassenheit, womit sie zuerst seine Vorstellungen anhörte, hinterging ihn; er fing an zu glauben, daß ihre Neigung für Valancourt überwunden,

und sie endlich geneigt sey, günstig von Herrn Düpont zu denken. Als sie ihn darauf von seinem Irrthum belehrte, wagte er im Eifer seines Wunsches, die vermeinte Glückseligkeit zweyer Menschen, die er so sehr schätzte, zu befördern, ihr sanft zu verweisen, daß sie durch eine unwürdig verschenkte Leidenschaft das Glück ihrer besten Jahre vergiften ließe.

Da er ihr Stillschweigen und tiefe Niedergeschlagenheit bemerkte, schloß er mit den Worten: „Ich will jetzt nichts weiter sagen, aber ich hoffe, mein theures Fräulein St. Aubert, daß sie nicht für immer einen so wahrhaft schätzbaren Mann als meinen Freund Düpont verwerfen werden.“

Er ersparte ihr die Mühe zu antworten, und verließ sie etwas unwillig, daß der Graf so hartnäckig für eine Bewerbung sprach, die sie zu wiederhohltenmahlen abgeschlagen hatte. Versteckt in die traurigen Betrachtungen, die durch dieses Gespräch in ihr erneuert waren, schlenderte sie fort, bis sie ohne es zu wissen, das Ende des Waldes erreicht hatte, der das St. Claren-Kloster einschloß. Sie beschloß nun, ihren Spaziergang noch etwas weiter auszudehnen, und sich nach der Äbtissinn und einigen ihrer Freundinnen im Kloster zu erkundigen.

Sie fand das Sprachzimmer leer, da aber die Abendglocke geläutet wurde, glaubte sie, die Nonnen hätten sich in die Kapelle begeben, und setzte sich einen Augenblick um zu ruhen, ehe sie nach dem Schlosse zurückging, wohin die einbrechende Dämmerung sie zu eilen mahnte.

Es waren kaum einige Minuten verstrichen als eine Nonne eilends hereintrat, und nach der

Abtissinn fragte. Sie wollte wieder herausgehn, ohne Emilien zu bemerken, als diese sich zu erkennen gab und nun erfuhr, daß eine Messe für Schwester Agnes gehalten werden sollte, die seit einiger Zeit sehr gekränkelt hätte, und nun dem Tode nahe sey.

Die Schwester machte eine schreckliche Beschreibung von Agnes Leiden und von ihren heftigen Anfällen, die jetzt einer so tiefen Niedergeschlagenheit Platz gemacht hatten, daß weder die Gebethe ihrer Schwestern noch das Zureden ihres Beichtvaters ihre Seele nur auf einen Augenblick mit einem Strahle des Trostes erheitern konnten.

Emilie hörte diese Erzählung mit theilnehmender Betrübniß an, doch war es zu spät, um sie zu besuchen, oder der Messe beyzuwohnen, sie verließ das Kloster nachdem sie der Nonne viele herzliche Grüße an ihre alten Freundinnen aufgetragen hatte, und kehrte voll Nachdenken über die Klippen nach dem Schlosse zurück.

Sechzehntes Kapitel.

Am folgenden Abend erinnerte der Anblick den Schloßthürme, die zwischen den schattigten Wäldern aufstiegen, Emilien an die Nonne, deren

Zustand sie so sehr gerührt hatte. Sie verlangte zu wissen, wie es ihr ginge, und beredete Blanken, mit ihr nach dem Kloster zu gehn. Am Thore stand ein Wagen, der nach den schnaufenden Pferden zu urtheilen, eben angekommen war, im Vorhofe aber und in den Kreuzgängen herrschte eine ungewöhnliche Stille, bis sie an der Treppe einer Nonne begegneten, die auf Emiliens Fragen antwortete, daß Schwester Agnes noch lebe, und noch bey Verstande sey, daß man aber glaubte, sie würde die Nacht nicht überstehen. Im Sprachzimmer fanden sie einige Kostgängerinnen, die sich freuten, Emilien zu sehn und ihr viele kleine Vorfälle erzählten, die nur dadurch Interesse für sie hatten, weil sie die Personen gekannt und geliebt hatte. Während dieses Gesprächs trat die Äbtissinn herein und bezeugte große Freude, Emilien zu sehn; allein ihr Betragen war ungewöhnlich feyerlich und ihre Stirn niedergeschlagen. „Unser Kloster, sagte sie nach den ersten Begrüßungen, ist ein wahres Trauerhaus — eine Tochter ist jetzt im Begriff die Schuld der Natur zu bezahlen. Sie haben wohl schon gehört, daß unsre Schwester Agnes in den letzten Zügen liegt?"

Emilie bezeugte stillschweigend ihre Betrübniß.

„Agnes letzte Tage, fuhr die Äbtissinn fort, sind exemplarisch gewesen, möchten sie die Verirrungen ihrer frühern vergüten können! Ihre Leiden sind jetzt schwer! Laßt uns glauben, daß sie ihr dort Frieden erkaufen werden! Ich habe sie bey ihrem Beichtvater und bey einem Herrn gelassen, den sie lange zu sehn wünschte, und der jetzt von Paris angekommen ist, und hoffe, daß

diese ihr die Ruhe verschaffen werden, die bis jetzt ihrer Seele gebrach."

Emilie vereinigte ihren heissen Wunsch mit der Äbtissinn.

„Sie hat oft in ihrer Krankheit Sie genannt, fuhr die Äbtissinn fort; vielleicht würde es ihr zum Troste gereichen Sie zu sehn. Wenn ihr jetziger Besuch sie verlassen hat, so wollen wir zu ihr ins Zimmer gehn, wenn anders der Anblick Sie nicht zu sehr erschüttern wird."

Emilie wurde ernsthaft und nachdenkend. Dieses Gespräch erinnerte sie an die letzten Augenblicke ihres sterbenden Vaters, und sie wünschte noch einmahl sich auf der Stelle auszuweinen, die seine Überreste in sich schloß. Viele kleine Umstände seiner letzten Tage fielen ihr aufs neue ein: seine Bewegung, als er sich so nahe bey Chateau Le Blanc sah, seine Bitte auf einer besondern Stelle in der Kirche des Klosters begraben zu werden, der feyerliche Befehl, gewisse Papiere zu verbrennen, ohne den Inhalt zu untersuchen. Sie erinnerte sich auch der geheimnißvollen schrecklichen Worte, in diesen Manuscripten, die ihr unwillkührlich ins Auge fielen, und ob sie gleich jedesmahl eine peinliche Neugierde in ihr rege machten, so gereichte es ihr doch stets zum grossen Trost, ihres Vaters Willen so genau erfüllt zu haben.

Die Äbtissinn saß ebenfals still und auch ihre andern Gefährtinnen schienen durch das vorige Gespräch zu sehr gerührt zu seyn, um sprechen zu mögen, als diese allgemeine Träumerey durch den Eintritt des Herrn Bonnac, eines Fremden, der so eben Agnes Zimmer verlassen hatte, unterbrochen ward. Er schien sehr be-

wegt zu seyn, allein Emilie glaubte mehr Entsetzen als Schmerz auf seinem Gesichte zu lesen. Er zog die Äbtissinn bey Seite, und sprach eine ganze Weile heimlich, und über etwas sehr angelegentliches mit ihr. Sie hörte ihm sehr aufmerksam zu; als er fertig war, verneigte er sich stillschweigend gegen die übrige Gesellschaft und verließ das Zimmer. Die Äbtissinn schlug darauf vor, nach Agnes Zimmer zu gehn; Emilie willigte mit geheimen Widerstreben ein, und Blanka, blieb unten bey den Kostgängerinnen.

Sie trafen an der Thüre den Beichtvater, den Emilie als er den Kopf aufrichtete, für denselben erkannte, der ihren sterbenden Vater berichtet hatte; er ging an ihnen hin, ohne sie zu bemerken, und sie traten in das Zimmer, wo Schwester Agnes auf einer Matratze lag, eine Nonne ihr zur Seite. Ihr Gesicht war so sehr verändert, daß Emilie sie nicht erkannt haben würde, wenn sie nicht vorbereitet gewesen wäre — es war geisterblaß und mit düstern Schrecken überzogen — ihre trüben, hohlen Augen auf ein Cruzifix geheftet, das sie auf der Brust hielt. Sie war so vertieft in sich selbst, daß sie die Äbtissinn um Emilien nicht gewahr wurde, bis sie dicht bey ihr standen. Sie drehte ihre schweren Augen um, heftete sie mit wilden Schrecken auf Emilien und rief mit einem lauten Schrey: „Hah! muß mir das Gesicht noch in meiner Sterbestunde erscheinen!“

Emilie fuhr erschrocken zurück, und sah die Äbtissinn mit einem fragenden Blick an; allein diese winkte ihr, sich nicht zu beunruhigen und sagte ruhig zu Agnes: „Meine Tochter ich habe Fräulein St. Aubert mitgebracht, die Sie zu

besuchen wünschte, ich glaubte, es würde Ihnen lieb seyn, sie zu sehn.

Agnes antwortete nicht. Sie fuhr fort, Emilien wild anzustarren und rief: „Sie ist es selbst! das ist aller Zauber in ihrem Blick, der mich ins Verderben stürzte! — Was verlangst du — warum bist du gekommen? — Verlangst du Wiedervergeltung? — bald wird sie dir werden, du hast sie bereits! Wie viele Jahre sind verstrichen, seit ich dich zuletzt sah, und mein Verbrechen ist nur wie von gestern! Und doch bin ich alt darunter geworden, während du noch jung und blühend bist — blühender als da du mich zwangst, die schreckliche That zu begehen! O könnte ich sie nur einmahl vergessen! — Aber was könnte es helfen! die That ist geschehn!" —

Emilie, aufs äußerste erschrocken, wollte das Zimmer verlassen; allein die Abtissinn nahm sie bey der Hand und redete ihr zu, nur noch einige Augenblicke zu bleiben, bis Agnes ruhiger seyn würde, die sie jetzt zu besänftigen suchte. Allein Agnes schien gar nicht auf sie zu achten; sie blieb mit den Augen fest auf Emilien haften und fuhr fort: „Was sind Jahre des Gebetes und der Reue! Sie können die Schande einer Mordthat nicht abwaschen! — Ja Mord! — Wo ist er? — wo ist er? — Sieh dort! Sieh, wie er durchs Zimmer geht! Warum bist du gekommen, mich zu quälen, indem sie ihre verdrehten Augen in die Luft hob — war ich noch nicht gestraft genug? — O runzle die Stirne nicht so finster! Hah! dort wieder. Das ist sie selbst. — Warum siehst du mich so mitleidig an — du lächelst — du lächelst mir zu! Nicht doch — was für ein Winseln?"

Agnes sank dem Anschein nach leblos nieder, und Emilie, die sich nicht aufrecht halten konnte, lehnte sich ans Bett, während die Äbtissinn und die Nonne die gewöhnlichen Hülfsmittel anwandten. „Still! sagte die Äbtissinn, als Emilie sprechen wollte — der Anfall ist vorüber; sie wird bald wieder aufleben. Wann ist sie schon so gewesen, Tochter?"

„Nicht seit vielen Wochen, ehrwürdige Mutter, erwiederte die Nonne; allein ihr Gemüth ist durch die Ankunft des Herrn, den sie so sehr zu sehn wünschte, sehr erschüttert worden."

„Ja, antwortete die Äbtissinn, das hat wahrscheinlich diesen Anfall von Raserey verursacht. Wenn sie sich wieder besser befindet, so wollen wir sie ruhen lassen."

Emilie war es gerne zufrieden, ihr Erwachen abzuwarten; so wenig Hülfe sie auch leisten konnte, war sie doch ungeneigt das Zimmer zu verlassen, so lange noch Hülfe nothwendig war.

Als Agnes wieder zu sich selbst kam, richtete sie von neuem die Augen auf Emilien; allein sie hatten ihren wilden Ausdruck verloren und verriethen nur finstere Schwermuth. Es dauerte einige Augenblicke, ehe sie Kräfte genug schöpfte, um wieder zu sprechen, dann sagte sie schwach: die Ähnlichkeit ist wunderbar, es muß mehr als Fantasie seyn. Sagen Sie mir, ich bitte Sie inständigst, sind Sie nicht die Tochter der Marquisinn, ob Sie gleich St. Aubert heißen? — Welcher Marquisinn? sagte Emilie in äußerster Verwunderung, denn sie hatte aus Agnes ruhigem Wesen geschlossen, daß ihre Sinne wieder hergestellt wären. Die Äbtissinn gab ihr einen

bedeutenden Wink, allein, sie wiederhohlte die Frage.

„Welche Marquise? rief Agnes; ich kenne nur eine, die Marquise von Villeroi."

Emilie, die sich an ihres Vaters Bewegung bey der unerwarteten Erwähnung dieser Dame und an seine Bitte, nahe bey der Gruft der Villerois beerdigt zu werden, erinnerte, fühlte eine heiße Begierde mehr zu wissen und bath Agnes, die Ursache ihrer Frage zu erklären. Die Äbtissinn wollte nun Emilien gerne aus dem Zimmer schaffen, allein diese wurde durch ein zu lebhaftes Interesse zurückgehalten und wiederhohlte ihre Bitten.

„Bring mir das Kästchen, Schwester, sagte Agnes; ich will sie Ihnen zeigen; aber Sie brauchen nur in den Spiegel zu sehn, um ihr Bild zu erblicken. Sie sind gewiß ihre Tochter, eine so auffallende Ähnlichkeit findet sich nur unter nahen Verwandten.

Die Nonne brachte das Kästchen und Agnes nahm ein Miniaturgemählde heraus, worin Emilie die genaueste Ähnlichkeit mit dem Gemählde, das sie unter ihres Vaters Papieren fand, erkannte. Agnes reichte die Hand darnach aus, blickte es einige Augenblicke stillschweigend an, richtete denn mit einem Blick tiefer Verzweiflung die Augen gen Himmel und bethete innerlich. Als sie geendigt hatte, gab sie Emilien das Gemählde zurück. „Behalten Sie es, sagte sie, ich vermache es Ihnen, denn ich muß glauben, daß Sie ein Recht dazu haben. Ich habe oft die Ähnlichkeit zwischen Ihnen bemerkt, aber nie bis heute, fiel sie mir so schwer aufs Herz. Halt Schwester, nimm das Kästchen noch nicht weg;

es ist noch ein Gemählde drin, das ich zeigen wollte."

Emilie zitterte vor Erwartung und die Äbtissinn wollte sie aufs neue aus dem Zimmer nehmen. „Agnes ist noch immer von Sinnen, Sie sehn, wie irre sie redet. In solchem Zustande machte sie sich kein Bedenken, die entsetzlichsten Dinge zu sagen, und sich der erschrecklichsten Verbrechen anzuklagen."

Emilie glaubte indeß etwas mehr als Wahnsinn in Agnes Irrereden zu entdecken; ihre Erwähnung der Marquise, das Vorzeigen ihres Gemähldes hatte sie so sehr interessirt, daß sie alles anzuwenden beschloß, um sich nähere Aufklärung darüber zu verschaffen.

Die Nonne gab nochmahl das Kästchen her; Agnes zeigte ihr eine geheime Schublade und nahm ein andres Miniaturgemählde heraus. „Lernen Sie hier wenigstens eine Lehre für Ihre Eitelkeit, sagte sie, indem sie es Emilien gab; betrachten Sie dieses Gemählde genau und sehn Sie, ob Sie eine Ähnlichkeit zwischen dem was ich bin und was ich war, erkennen können."

Emilie nahm voll Ungeduld das Gemählde hin — kaum hatte sie einen Blick darauf geworfen, als ihre zitternde Hand es beynahe fallen ließ; es war eine Kopie des Gemähldes der Signora Laurentini, das sie auf dem Schlosse Udolpho gesehn hatte, — des Frauenzimmers, das auf so geheimnißvolle Art verschwunden war, daß man Montoni beargwöhnte, sie auf die Seite geschafft zu haben.

Emilie sah in stummen Erstaunen, abwechselnd das Gemählde und die sterbende Nonne an,

und

und bemühte sich, eine Ähnlichkeit zwischen beyden aufzufinden, die nicht mehr vorhanden war.

„Warum sehn Sie mich so finster an? sagte Agnes, die Emiliens Bewegung unrecht verstand."

„Ich habe dieses Gesicht schon früher gesehn, sagte Emilie endlich. Sah es Ihnen wirklich ähnlich?"

„Sie haben wohl Recht, so zu fragen, erwiederte die Nonne; aber man sagte einst, daß es mir sehr ähnlich sey. Betrachten Sie mich genau, und sehn Sie, was das Verbrechen aus mir gemacht hat. Damahls war ich unschuldig: die bösen Neigungen meiner Natur schlummerten. Schwester, setzte sie feyerlich hinzu, und reichte ihre kalte feuchte Hand nach Emilien, die bey der Berührung schauderte — Schwester hüthe dich vor der ersten Befriedigung der Leidenschaften, hüthe dich vor der ersten. Wenn du sie nicht im Anfange erstickst, so ist ihr Lauf schnell; ihre Stärke unaufhaltsam; sie führen uns wir wissen nicht wohin — sie führen uns vielleicht zu Verbrechen, die ganze Jahre der Buße und Reue nicht wieder vergüten können. So stark kann die Gewalt einer einzigen Leidenschaft seyn, daß sie jedes andre Gefühl erstickt, jeden andern Zugang zum Herzen versperret. Dann erwachen wir wie aus einem Traume und sehen eine neue Welt um uns — wir staunen in Verwundrung und Schrecken, allein die That ist geschehn — alle vereinigte Mächte des Himmels und der Erde können sie nicht ungeschehen machen — die Quälgeister wollen nicht entfliehen — Was sind Reichthümer, Größe, Gesundheit selbst gegen die Wonne eines reinen Gewissens — ge-

gen die Gesundheit der Seele, und was sind die Leiden der Armuth getäuschter Hoffnung, der Verzweiflung selbst gegen die Pein einer angegriffnen Seele! O wie lange ist es, seit ich diese Seligkeit nicht kannte! Ich glaubte die größten Qualen der menschlichen Natur in Liebe, Eifersucht und Verzweiflung erduldet zu haben — allein diese Qualen waren Lust gegen die Stacheln des Gewissens, die mich seitdem durchbohrten. Ich schmeckte auch, was man die Süßigkeit der Rache nennt; allein sie war vorübergehend; sie erstarb sogar mit dem Gegenstande der sie reitzte. Erinnern Sie sich Schwester, daß die Leidenschaften der Saamen der Tugenden, so wie des Lasters sind; beyde entspringen aus ihnen, nachdem sie genährt werden. Unglücklich diejenigen, die nie die Kunst gelernt haben sie zu beherrschen.

Emilie hörte Agnes mit stiller Bangigkeit zu, und jeder Blick auf das Bild überzeugte sie mehr von der Ähnlichkeit mit dem Gemählde zu Udolpho. „Dieß Gesicht ist mir bekannt, sagte sie, um die Nonne zu einer Erklärung zu bringen, ohne zu plötzlich ihre Bekanntschaft mit dem Schlosse Udolpho zu entdecken."

„Sie irren sich, erwiederte Agnes, das Gemählde können Sie noch nie gesehn haben."

„Nein, erwiederte Emilie, aber ein andres, das ihm erstaunlich ähnlich sieht." —

„Unmöglich" sagte Agnes, die wir nun Donna Laurentini nennen können.

„Ich habe es im Schlosse Udolpho gesehn" fuhr Emilie fort, sie fest ansehend.

„Im Schlosse Udolpho! rief Laurentini — in Italien!"

„Ja im Schlosse Udolpho in Italien," erwiederte Emilie.

„Sie kennen mich also? sagte Laurentini, und sind die Tochter der Marquisinn?"

Emilie wurde etwas bestürzt über diese plötzliche Behauptung. „Ich bin die Tochter des verstorbenen Herrn St. Aubert, sagte sie, und die Dame, die Sie nennen, ist mir ganz fremd."

„Wenigstens schienen Sie es zu glauben, erwiederte Laurentini."

Emilie fragte, aus was für Gründen sie etwas anders glauben sollte.

„Ist nicht die Ähnlichkeit, die Sie mit ihr haben, Grund genug? sagte die Nonne. Es ist bekannt, daß die Marquisinn zu der Zeit als sie des Marquis Hand auf Befehl ihres Vaters annahm, mit einem Gascogniſchen Edelmann in Verbindung stand! Unglückliches, unglückliches Weib!"

Emilie, die sich an die außerordentliche Bewegung erinnerte, die St. Aubert bey Erwähnung der Marquise verrieth, würde jetzt etwas anders als Verwundrung gefühlt haben, wenn ihr Vertrauen in seine Rechtschaffenheit weniger groß gewesen wäre. So aber konnte sie auch nicht einen Augenblick einen Gedanken hegen, worauf Laurentinis Worte zu deuten schienen: doch fühlte sie eine große Begierde mehr zu wissen und bath Laurentini, sich näher zu erklären.

„Fragen Sie mich nicht über diese Sache, sagte die Nonne; sie ist mir schrecklich. Wollte Gott ich könnte sie aus meinem Gedächtnisse vertilgen! Sie seufzte tief und fragte Emilien, auf was Art sie ihren Nahmen entdeckt hätte."

„Durch Ihr Portrait auf dem Schlosse Udolpho, erwiederte Emilie, womit dieß Miniaturgemählde eine auffallende Ähnlichkeit hat."

„Sie sind also zu Udolpho gewesen, sagte die Nonne mit großer Bewegung? Ach! welche Scenen ruft diese Erinnerung in meiner Fantasie auf! Scenen der Glückseligkeit — des Leidens — des Entsetzens!"

In diesem Augenblicke fiel Emilien der schreckliche Anblick ein, den sie in einem Zimmer des Schlosses gehabt hatte — sie schauderte, indem sie die Nonne ansah und dachte an ihre Worte — daß Jahre des Gebeths und der Buße die Schandthat eines Mords nicht abwaschen können. „Sie konnte jetzt diese Worte nicht mehr auf eine Abwesenheit des Geistes schieben. — Mit einem Grausen, das sie beynahe ihrer Sinne beraubte, glaubte sie eine Mörderinn vor sich zu sehn — alles was sie sich von Laurentinis Betragen zurückrief, schien diesen Verdacht zu bestätigen, doch verlor sie sich noch immer in einem Labyrinth von Zweifeln und ungewiß, wie sie die Fragen, die zur Wahrheit führen konnten, anbringen sollte; konnte sie nur in abgebrochnen Ausdrücken darauf hinwinken."

— „Ihre plötzliche Abreise von Udolpho," sagte sie. —

Laurentini ächzte tief. —

„Die Gerüchte, die nachher verbreitet wurden, fuhr Emilie fort — das westliche Zimmer — der Trauerschleyer — der Gegenstand, den er verbirgt! — Wenn Mord begangen wurde. —

Die Nonne schrie laut auf! Wie schon wieder! sagte sie und suchte sich aufzurichten, während ihre starren Augen einen Gegenstand im Zim-

mer zu verfolgen schienen. — Vom Grabe gekommen! Wie Blut! auch Blut! — Es floß ja kein Blut! — du kannst das nicht sagen! — nein lächle nicht — lächle nicht so mitleidig."

Laurentini fiel bey diesen letzten Worten in Verzuckungen und Emilie die diesen schrecklichen Auftritt nicht länger zu ertragen vermochte, eilte aus dem Zimmer und schickte ein paar andre Nonnen der Äbtissinn zur Hülfe herauf.

Blanka und die Kostgängerinnen, die im Sprachzimmer waren, versammleten sich rings um Emilien und thaten — durch ihr erschrocknes Gesicht und Wesen beunruhigt, hundert Fragen an sie, die sie zu beantworten vermied. Sie sagte nur, daß Agnes in letzten Zügen läge; man hielt dieß für eine hinlängliche Erklärung ihres Schreckens und nahm sich nun Zeit, ihr Herzstärkungen zu geben, die sie endlich einigermaßen wieder herstellten. Doch war sie von schrecklichen Vermuthungen so sehr erschüttert und durch einige Worte der Nonne in solche Zweifel gestürzt, daß sie ausser Stande war zu reden; sie würde sogleich das Kloster verlassen haben, hätte sie nicht zu wissen gewünscht, ob Laurentini den letzten Anfall überleben würde. Nachdem sie eine Zeitlang gewartet hatte, erfuhr sie, daß die Krämpfe nachgelassen hätten, und daß Laurentini wieder aufzuleben schien. Sie wollte nun mit Blanken fortgehn, als die Äbtissinn erschien und ihr leise sagte: sie hätte ihr etwas wichtiges zu eröffnen; weil es aber spät wäre, wollte sie Emilien nicht aufhalten, sondern ersuchte sie, den folgenden Tag wieder zu kommen.

Emilie versprach es und machte sich mit Blanken auf den Rückweg nach dem Schlosse. Die

tiefe Dunkelheit im Walde machten Blanken ängstlich und sie bereuete so lange gezögert zu haben, obgleich sie einen Bedienten zu ihrer Beschützung hinter sich hatten. Emilie hingegen war zu sehr mit den Schrecknissen des vorhergegangnen Auftrittes beschäftigt, um einen andern Eindruck, als Erhöhung ihrer Träumerey von den dunkeln Schatten zu empfangen. Doch wurde sie bald aus ihrem Tiefsinn geweckt, als Blanka ihr in einiger Entfernung auf dem dunkeln Wege zwey Personen zeigte, die langsam heran kamen. Es war unmöglich, sie zu vermeiden, ohne in eine noch entlegnere Gegend des Waldes einzubiegen, wohin die Fremden leicht folgen konnten. Alle Furcht aber verschwand, als Emilie des Herrn Düpont Stimme erkannte und den Herrn den sie im Kloster gesehen hatte, bey ihm sah. Beyde waren in ein so tiefes Gespräch verwickelt, daß sie die Damen anfangs nicht bemerkten. Als Düpont sich ihnen näherte, nahm der Fremde Abschied, und sie setzten ihren Weg nach dem Schlosse zusammen fort. Der Graf erinnerte sich, den Herrn Bonnac gekannt zu haben, und da er die traurige Veranlassung seines Besuchs in Languedoc und daß er in einem elenden Wirthshause im Dorfe logiere, erfuhr, bath er Herrn Düpont, ihn aufs Schloß einzuladen.

Herr Düpont übernahm es mit Vergnügen, und als er mit Herrn Bonnac erschien, bothen der Graf und sein Sohn alle Lebhaftigkeit auf, um den Trübsinn, der auf seinen Zügen lag, zu zerstreuen. Herr Bonnac war Offizier in französischen Diensten und schien ohngefähr funfzig Jahr alt zu seyn. Sein Wuchs war hoch und schlank; sein Betragen verrieth einen feingebildeten Mann, und sein Gesicht hatte einen sehr in-

teressanten Ausdruck. Über Züge, die in der Blühte der Jugend sehr schön mußten gewesen seyn, war eine Schwermuth verbreitet, die mehr Folge von langem Unglück, als von Kränklichkeit oder Temperament zu seyn schien.

Es war sichtlich, daß er sich über Tisch nur aus Höflichkeit zum Gespräch zwang, es gab Zwischenzeiten wo er unfähig das Gefühl, das ihn niederdrückte, zu bekämpfen, in Stillschweigen und Abwesenheit verfiel, woraus ihn der Graf auf eine so feine und gutmüthige Art zu ziehen suchte, daß Emilie, wenn sie ihn bemerkte, beynahe glaubte, ihren verstorbenen Vater vor sich zu sehn.

Die Gesellschaft trennte sich bey guter Zeit und nun kehrten in der Einsamkeit ihres Zimmers die vorhergegangnen Auftritte mit furchtbarer Stärke in Emiliens Seele zurück. Es erregte in gleichem Grade Verwundrung und Entsetzen in ihr, daß sie in der sterbenden Nonne die Signora Laurentini entdeckte, die, statt von Montoni ermordet zu seyn, vielmehr selbst eine schreckliche That auf ihrer Seele zu haben schien. Die Winke, die sie von der Marquisinn von Villeroi fallen ließ, ihre Erkundigungen nach Emiliens Geburt erregten hingegen ein nicht minder starkes, obgleich ganz verschiedenartiges Interesse in ihr.

Die Geschichte, die Schwester Franciska ihr einmahl erzählt hatte, schien nun allerdings falsch zu seyn, zu welchem Zwecke sie aber ersonnen war, wenn nicht, um desto besser die wahre Geschichte zu verbergen, konnte Emilie nicht errathen. Vor allem aber lag ihr der Zusammenhang zwischen der Geschichte der verstorbnen Marquise und ihrem Vater am Herzen, daß ein ge-

wisses Verhältniß zwischen Ihnen gewesen seyn mußte, bewies sein Schmerz, als er ihren Nahmen hörte, seine Bitte neben ihr begraben zu werden, und ihr Gemählde unter seinen Papieren. Oft war sie geneigt, ihn für den Liebhaber zu halten, dem die Marquise anhing, als sie gezwungen ward, den Marquis von Villeroi zu heirathen, doch konnte sie keinen Augenblick glauben, daß er noch nachher eine Leidenschaft für sie genährt hätte. Sie war nun überzeugt, daß die Papiere, die sie verbrennen mußte, sich auf diese Verbindung bezogen, und wünschte sehnlicher als je, die Ursachen zu wissen, die ihm zu diesem Geboth bewegten. Wäre ihr Vertrauen in seine Grundsätze weniger fest gewesen, so würde sie verleitet worden seyn, zu glauben, daß ein für ihre Ältern anstößiges Geheimniß ihrer Geburt in diesen Papieren enthalten gewesen sey.

Ähnliche Betrachtungen beschäftigen ihre Seele den größten Theil der Nacht, und als sie endlich in Schlummer sank, sah sie nur die Erscheinung der sterbenden Nonne und erwachte in Schreckniſſen, die denjenigen glichen, wovon sie Zeuge gewesen war.

Am folgenden Morgen befand sie sich zu übel um zu der Äbtissinn zu gehn, und ehe noch der Tag zu Ende ging, hörte sie, daß Schwester Agnes nicht mehr sey! Herr Bonnac empfing diese Nachricht mit Betrübniß, doch bemerkte Emilie daß er nicht so sehr davon angegriffen schien, als den Abend zuvor, da er aus dem Zimmer der Nonne kam, deren Tod ihm wahrscheinlich minder schrecklich war, als das Geständniß, das er mit anhören mußte.

Vielleicht wurde er einigermaßen durch das ihm

ausgesetzte Vermächtniß getröstet, das ihm bey seiner großen Familie, und bey seinen Umständen sehr zu statten kam. Die Ausschweifungen eines Lieblingssohns hatten ihn in große Noth und selbst auf einige Zeit ins Gefängniß gebracht und diese Unfälle hatten seinem Gesichte die Niedergeschlagenheit gegeben, die Emilien so sehr zu ihm hinzog.

Er erzählte seinem Freunde, dem Herrn Dupont einige nähere Umstände von seinem gehabten Leiden. Er war mehrere Monathe ohne Hoffnung auf Befreyung in einem Gefängniß zu Paris eingesperrt gewesen. Man vergönnte ihm nicht einmahl den Trost, seine Gattinn zu sehn, die vergebens Hülfe bey seinen Freunden gesucht hatte. Als sie endlich Zutritt zu ihm erhielt, erschrack sie so sehr über die Veränderung, die Kummer und lange Verhaftung in seinen Zügen hervorgebracht hatten, daß sie in Krämpfe fiel, die so lange anhielten daß sie ihrem Leben drohten.

„Unsre Lage rührte alle die uns sahen, fuhr Herr Bonnac fort, und ein großmüthiger Freund, der zu der nähmlichen Zeit gefangen saß, wandte nachher die ersten Augenblicke seiner Freyheit dazu an, für die meinige zu wirken. Es gelang ihm; die schwere Schuld, die mich drückte, wurde abgetragen und als ich meine Dankbarkeit bezeugen wollte, war mein Wohlthäter meinem Suchen entflohn. Ich habe Ursache zu glauben, daß er das Opfer seiner eignen Großmuth geworden ist, und daß er in das Gefängniß zurückkehren mußte, aus dem er mich befreyt hat — allein jede Nachfrage blieb vergebens. Liebenswürdiger, unglücklicher Valancourt!"

„Valancourt! rief Herr Düpont. Valancourt aus der Familie Düvarney?“

„Derselbe!“ erwiederte Herr Bonnac.

Man denke sich die Bewegung des Herrn Düpont, als er in dem Nebenbuhler seiner Liebe, den großmüthigen Wohlthäter seines Freundes erkannte. Mehrere Fragen, die seine Liebe für Emilien ihm eingab, überzeugten ihn, daß man Valancourt zu hart beurtheilt hatte, und so schmerzhaft auch das Opfer war, faßte er doch den edelmüthigen Vorsatz, seine Ansprüche auf Emilien einem Liebhaber abzutreten, welcher der Zärtlichkeit, deren sie ihn würdigte, nicht unwerth schien.

Es erhellte aus Herrn Bonnacs Erzählung, daß Valancourt bald nach seiner Ankunft in Paris in die Fallstricke gelockt wurde, die verhärtetes Laster ihm gelegt hatte, und daß seine Stunden zwischen den Gesellschaften der schlauen Marquise, und den Spielparthien getheilt wurden, wozu der Neid oder Geitz seiner Kameraden keine Kunst sparte, ihn zu verführen. Er verlor in diesen Gelagen große Summen in vergeblichen Versuchen, kleine zu gewinnen, und der Graf von Villefort und sein Sohn waren bey solchen Gelegenheiten mehrmahls Zeugen gewesen. Endlich wurde sein Vermögen erschöpft, der Graf, sein Bruder, durch sein Betragen erbittert, weigerte sich ihn ferner zu unterstützen, und Valancourt wurde seiner Schulden wegen ins Gefängniß geworfen, wo sein Bruder ihn ohne Hilfe ließ, um durch diese Strafe eine Beßrung zu bewirken, der noch keine lange Gewohnheit des Bösen im Wege stand.

In der Einsamkeit seines Gefängnisses hat-

te Valancourt Muße zum Nachdenken, und Ursache zur Reue. Emiliens Bild, das in der Zerstreuung der großen Stadt wohl verdunkelt, aber nie aus seinem Herzen vertilgt werden konnte, erschien ihm in allem Reitz der Unschuld und Schönheit um ihm vorzuwerfen, daß er seine Glückseeligkeit aufgeopfert, seine Talente herabgewürdiget hatte. Allein noch war sein Herz unverdorben, obgleich seine Leidenschaften verführt waren, auch hatte Gewohnheit die Ketten noch nicht befestigt, die schwer auf seinem Gewissen hingen, und da er die Kraft des Willens behalten hatte, die nothwendig war, um sie zu zerreissen, riß er sich endlich nach einem schmerzhaften Kampfe aus der Sclaverey des Lasters los.

Der erste Gebrauch, den er von seiner Freyheit machte, war ein auffallender Beweis seiner Menschenliebe und seiner Raschheit. Er ging mit dem Gelde, das er von seinem Bruder erhalten hatte, in ein Spielhaus und setzte es auf den Zufall, soviel zu gewinnen, daß er seinem Freunde Bonnac und dessen Familie Freyheit und Ruhe wieder verschaffen könnte. Es gelang ihm und während er dieses gefährliche Spiel wagte, that er ein feyerliches Gelübde, nie in seinem Leben dem verderblichen und verführerischen Laster des Spiels wieder nachzugeben.

So bald er den ehrwürdigen Herrn Bonnac seiner erfreuten Familie wieder gegeben hatte, eilte er von Paris nach Estouvain, und vergaß in dem Wonnegefühl, den Unglücklichen beglückt zu haben, sein eignes Mißgeschick. Bald aber erinnerte er sich, daß er das Vermögen verschleudert hatte, ohne welches er nie auf Emiliens Besitz hoffen konnte, und das Leben, wenn er es

nicht mit ihr hinbringen konnte, schien ihm kaum erträglich zu seyn. Ihre Güte, ihr Verstand, ihre Einfalt des Herzens machten ihre Schönheit wo möglich noch bezaubernder, als sie je seiner Fantasie erschienen war. Erfahrung hatte ihn den vollen Werth der Eigenschaften kennen gelehrt, die er schon ehemahl bewunderte, jetzt aber anbethete, wenn er sie mit dem, was er in der Welt hatte kennen lernen, verglich. Diese Betrachtungen erhöhten die Qual innerer Gewissensbisse und Vorwürfe, und verursachten die tiefe Niedergeschlagenheit, die ihn selbst in Emiliens Gegenwart nicht verließ, deren er sich nunmehr unwerth fühlte. Der Schimpflichkeit, Geldverpflichtungen von der Marquise Chamfort, oder einer andern Dame solcher Art angenommen zu haben, oder den schändlichen Absichten der Spieler von Gewerbe beygetreten zu seyn, hatte er sich nie schuldig gemacht. Der Graf von Villefort hatte diese Gerüchte aus einer Quell geschöpft, in die er keinen Zweifel setzte, da Valancourts unbesonnenes Betragen ihn geneigt machte, sie zu glauben. Da diese Gerüchte von solcher Art waren, daß Emilie sie dem Chevalier nicht wohl vorrücken konnte, so hatte er keine Gelegenheit sie zu widerlegen, und als er sich ihrer Achtung unwürdig erklärte, ließ er sich wenig träumen, daß er dadurch die schrecklichsten Verläumdungen bey ihr bestätigte. So blieb ein gegenseitiges Mißverständniß unter ihnen, bis Herr Bonnac das Betragen seines großmüthigen, aber unbesonnenen jungen Freunds dem Herrn Dupont erklärte, der edel und gerecht genug war, um sich sogleich vorzunehmen, den Grafen aus seinem Irrthum zu reissen und aller Hoffnung auf Emilien zu ent-

sagen. Ein solches Opfer bey so heisser Liebe verdiente einen edlen Lohn, und wäre es Herrn Bonnac möglich gewesen, den wohlthätigen Valancourt zu vergessen, so würde er gewünscht haben, daß Emilie die Hand des gerechten Düponts annehmen möchte.

Als der Graf erfuhr, welchen Irrthum er begangen hatte, thaten ihm die Folgen seiner Leichtgläubigkeit sehr leid; er sah nun, daß Valancourt mehr durch die Ränke einer Gesellschaft leichtsinniger junger Leute, mit denen sein Stand ihn zusammen brachte, als durch einen Hang zum Laster irre geleitet war. Gerührt durch die edle, wenn gleich unbesonnene Großmuth seines Betragens gegen Herrn Bonnac, vergab er ihm die vorübergehenden Fehler, welche seine Jugend befleckt hatten, und schenkte ihm die Achtung wieder, womit er ihn im Anfang ihrer Bekanntschaft betrachtet hatte. Er wünschte nun nichts mehr, als ihm Gelegenheit zur Rechtfertigung bey Emilien zu verschaffen, und schrieb ihm sogleich, um ihn wegen des unvorsetzlichen Unrechts, das er ihm zugefügt hatte, um Vergebung zu bitten und ihn nach Chateau Le Blanc einzuladen. Er verschwieg aus Delicatesse Emilien diesen Brief und vermied, ihr etwas über Valancourt zu sagen, bis seine Ankunft sie auf einmahl aus aller Unruhe reißen würde.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357/phys_0373
DFG

Siebzehntes Kapitel.

Umstände von ganz besonderer Art zogen jetzt Emilien von ihrem eignen Kummer ab, und erregten Bewegungen des Erstaunens und Schreckens in ihr.

Wenige Tage nach dem Tode der Signora Laurentini wurde ihr Testament im Kloster in Gegenwart des Herrn Bonnac eröffnet; es fand sich, daß sie ein Drittheil ihres Vermögens dem nächsten, noch lebenden Verwandten der Marquisinn de Villeroi vermacht hatte, und daß Emilie diese nächste Verwandtinn war.

Die Äbtissinn hatte längst um das Geheimniß von Emiliens Familie gewußt, und nur auf St. Auberts dringende Bitte an den Mönch, der ihn zum Tode bereitete, hatte man seiner Tochter ihre Verwandtschaft mit der Marquisinn verschwiegen. Einige Winke aber, die Signora Laurentini bey ihrer Zusammenkunft mit Emilien fallen ließ und ein Bekenntniß von sehr ausserordentlicher Art, das sie in ihrer letzten Stunde ablegte, machte, daß die Äbtissinn es für nothwendig hielt, mit ihrer jungen Freundinn über den Gegenstand, den sie vorher nicht zu berühren gewagt hatte, zu sprechen. Sie wurde zu der Äbtissinn gerufen und erfuhr Dinge, die sie tief erschütterten. Da aber die Erzählung der Äbtissinn an manchen Stellen Lücken hatte, die der

Leser gern ausgefüllt sehn würde und da die Geschichte der Nonne mit dem Schicksal der Marquisinn von Villeroi in nahem Zusammenhange steht, so lassen wir die Unterhaltung im Sprachzimmer weg, und verweben in unsere Erzählung eine kurze Geschichte der

Laurentini di Udolpho.

Sie war das einzige Kind ihrer Ältern und Erbinn des alten Hauses Udolpho im Venedischen Gebieth. Es war das erste Unglück ihres Lebens, daß die Freude, die ihre starken Leidenschaften hätte zurückhalten, und sie sanft in der Kunst der Selbstbeherrschung unterrichten sollen, sie durch frühe Nachgiebigkeit nährten. Aber sie nährten ihre eignen Fehler in ihr! ihr Betragen entsprang nicht aus vernünftiger Güte und wenn sie den Leidenschaften ihres Kindes nachsahen, oder ihnen widersprachen, so befriedigten sie im Grunde nur die ihrigen selbst. Sie gaben ihr mit Schwäche nach und tadelten sie mit Heftigkeit; ihr Gemüth wurde durch ihre Heftigkeit erbittert, statt durch ihre Weisheit gebessert zu werden, und ihr Widerstand artete in einen Kampf um den Reiz aus, wobey die wahre Zärtlichkeit an Ältern und die liebevollen Pflichten des Kindes auf gleiche Weise vergessen wurden: da aber zurückkehrende Zärtlichkeit den Unwillen der Ältern aufs schnellste entwaffnete, so ließ man die kleine Laurentini glauben, daß sie den Sieg davon getragen hätte, und ihre Leidenschaften wurden nun unbändiger durch jede Bemühung die man anwandte, sie zu unterdrücken.

Der Tod ihres Vaters und ihrer Mutter,

die in demselben Jahre starben, überließ sie ihrer eignen Leitung unter den gefährlichen Umständen, welche Jugend und Schönheit begleiten. Sie liebte Gesellschaft, fand Entzücken in Bewundrung, verachtete aber durch die Meinung der Welt, wenn sie ihren Neigungen widersprach; sie besaß einen muntern, blendenden Witz und war Meisterinn in allen Künsten der Cocquetterie. Ihre Aufführung war so, wie man es von ihren schwachen Grundsätzen und der Stärke ihrer Leidenschaften erwarten konnte.

Unter ihren zahlreichen Anbetern befand sich auch der verstorbne Marquis de Villeroi, der auf seinem Wege nach Italien die Signora zu Venedig, ihrem gewöhnlichen Aufenthalte sah und sich heftig in sie verliebte. Eben so bezaubert durch die Figur und Annehmlichkeiten des Marquis, der damahls einer der beliebtesten jungen Leute am französischen Hofe war, besaß sie die Kunst, ihm die gefährlichen Züge ihres Charakters und die Flecken ihres vergangnen Betragens so vollkommen zu verhehlen, daß er um ihre Hand anhielt.

Ehe noch die Hochzeit vollzogen wurde, begab sie sich nach dem Schlosse Udolpho, wohin der Marquis ihr folgte, hier legte sie sich weniger Zwang auf und verrieth bald dem Marquis, nach welchen Grundsätzen sie handelte. Eine genauere Beobachtung überzeugte ihn bald, daß er sich in ihrem Charakter geirrt hatte, und diejenige, die er zu seiner Gemahlinn bestimmte, ertheilte ihm zu früh die Rechte eines Gemahls.

Nachdem er einige Wochen zu Udolpho zugebracht hatte, wurde er plötzlich nach Frankreich gerufen, wohin er sehr ungern ging, denn

sein

sein Herz war durch Laurentinis Künste gefesselt, wiewohl er seine Heirath unter allerley Vorwand verzögerte; doch gab er ihr, um sie wegen seiner Abreise zu beruhigen, das wiederhohlte Versprechen, zur Vollziehung der Heirath zurück zu kommen, sobald die Angelegenheit, die ihn nach Frankreich rief, es zuließe.

Durch diese Zusicherung einigermaßen getröstet, ließ sie ihn abreisen, und bald nachher erneuerte ihr Vetter, Montoni, der nach Udolpho kam, die Anträge, die sie jetzt zum zweyten Mahle verwarf. Ihre Gedanken waren unabläßig bey dem Marquis de Villeroi, für den sie alle Gluth einer italienischen Liebe, genährt durch die Einsamkeit, zu der sie sich selbst verdammte, empfand. Sie hatte jetzt allen Geschmack an den Freuden der Gesellschaft und fröhlichen Zeitvertreiben verloren, und kannte keinen andern Genuß, als über einen Miniaturgemählde des Marquis zu weinen, die Orte zu besuchen, welche Zeugen ihres Glücks gewesen waren, ihr Herz in Briefen an ihn auszugießen, und die Wochen und Tage bis zu seiner Zurückkunft zu zählen. Allein die Zeit schlich dahin, ohne ihn herbey zu führen; eine schwerfällige Woche nach der andern verstrich in der peinlichsten Erwartung. Ihre Fantasie, ganz von einem Gegenstande erfüllt, gerieth in Unordnung, das Leben wurde ihr verhaßt, wenn sie diesen Gegenstand verloren glaubte.

Verschiedene Monathe verstrichen, ohne daß sie von dem Marquis hörte, und ihre Tage wurden abwechselnd durch wahnsinnige Leidenschaft und finstre Verzweiflung bezeichnet. Endlich ver-

breitete sich ein Gerüchte bis zu ihr, daß der Marquis in Frankreich geheirathet hätte, und nach allen Foltern der Liebe, Eifersucht und Erbittrung, faßte sie den verzweifelten Entschluß, heimlich ihm nachzureisen, und wenn sie das Gerücht wahr fände, tiefe Rache zu nehmen. Sie packte alle Juwelen, die sie von verschiednen Zweigen der Familie geerbt hatte, und die von unermeßlichem Werthe waren, zusammen, nahm alles baare Geld, das sich auf eine sehr hohe Summe belief und ließ es heimlich nach einer nahen Stadt schaffen, wohin sie mit ihrem Kammermädchen, der einzigen Vertrauten ihres Plans, folgte und in der Stille nach Livorno ging, wo sie sich nach Frankreich einschifften.

Als sie bey ihrer Ankunft in Languedoc erfuhr, daß der Marquis wirklich seit einigen Monathen verheirathet war, beraubte ihre Verzweiflung sie beynahe der Vernunft, und sie faßte und verwarf abwechselnd den schrecklichen Vorsatz, den Marquis, seine Frau, und sich selbst zu ermorden. Endlich machte sie ein Mittel ausfindig, sich ihm in den Weg zu werfen; um ihm seine Untreue vorzuwerfen, und sich vor seinen Augen zu ermorden, allein als sie ihn wieder sah, der so lange der Abgott ihrer Gedanken und Wünsche gewesen war, wich die Rache der Liebe — ihr Entschluß wankte, sie bebte vom innern Kampfe der Leidenschaften, die ihr Herz zerrissen und sank ohnmächtig nieder.

Der Marquis konnte dem Reitze der Schönheit und Liebe nicht widerstehen, alles Feuer seiner ersten Liebe kehrte zurück, denn seine Liebe war mehr durch Rücksichten der Klugheit zurückgehalten, als durch Gleichgültigkeit überwunden.

Da die Ehre seiner Familie ihm nicht zuließ, sie zu heirathen, so überwand er sich so weit, die Marquise zu seiner Frau zu wählen, die er anfangs mit gemäßigter Zärtlichkeit liebte. Allein die sanften Tugenden dieses liebenswürdigen Weibes konnten ihm keinen Ersatz für ihre Gleichgültigkeit geben, die durch alles Bemühn, sie zu verbergen, hindurch schimmerte, und er hatte sie schon seit einiger Zeit in Verdacht einer andern Liebe gehabt, als Laurentini in Languedoc ankam. Diese schlaue Italienerinn merkte bald, daß sie ihre Gewalt über ihn wieder gewonnen hatte, und beschloß nur für ihn zu leben, und alle Künste aufzubiethen, um seine Einwilligung zu der teuflischen That zu gewinnen, die sie zur Sichrung ihres Glücks nothwendig glaubte. Sie führte ihren Plan mit tiefer Verstellung und geduldiger Beharrlichkeit aus, und nachdem sie die Neigung des Marquis gänzlich von seiner Frau entfernt hatte, deren sanfte Güte und leidenschaftsloses Betragen ihm gegen die bezaubernden Künste der Italienerinn unschmackhaft schien, fuhr sie fort, in seinem Herzen die Eifersucht des Stolzes — denn Liebe war es nicht mehr — aufzuregen, und unter dem feyerlichen Versprechen, daß er sich aller Rache gegen seinen Nebenbuhler enthalten wollte, nannte sie ihm sogar die Person, der die Marquisinn ihre Ehre aufgeopfert haben sollte. Dieß Versprechen macht einen wesentlichen Theil ihres Plans aus, denn sie wußte, daß, wenn seine Begierde nach Rache gegen die eine Parthie zurückgehalten würde, sie desto heftiger gegen die andre losbrechen und er dann leichter zu bewegen seyn würde in die schreckliche That einzustimmen, die das einzige

Hinderniß aus dem Wege räumen sollte, das ihn abhielt, sie zu seiner Gattinn zu machen.

Die unschuldige Marquise bemerkte indessen mit äußerstem Schmerz die Veränderung in ihres Mannes Betragen. Er wurde kalt und zurückhaltend in ihrer Gegenwart, und war strenge, ja sogar hart gegen sie: manche Stunden weinte sie über seine Härte, und entwarf Pläne seine Neigung wieder zu gewinnen. Sein Betragen betrübte sie um so mehr, weil sie aus Gehorsam gegen ihren Vater seine Hand angenommen hatte, ohngeachtet ihre Neigung an einen andern hing, dessen liebenswürdiger Charakter sie glücklich gemacht haben würde. Laurentini hatte diese frühere Verbindung bald nach ihrer Ankunft in Frankreich erfahren und gebrauchte sie zu ihren Absichten bey dem Marquis, dem sie so scheinbare Beweise von seines Weibes Untreue gab, daß er im Wahnsinn seiner beleidigten Ehre einwilligte, sie aufzuopfern. Man gab ihr ein langsames Gift und sie fiel als Opfer der Eifersucht und List der Laurentini und der strafbaren Schwäche ihres Gatten.

Allein der Augenblick von Laurentinis Triumph, der Augenblick, auf welchen sie auf den Gipfel aller ihrer Wünsche hingesehn hatte, wurde der Anfang eines Leidens, das bis zum Sterbebette sie nie wieder verließ.

Die Leidenschaft der Rache, die sie mit zur Begehung dieser barbarischen That gereitzt hatte, erstarb in dem Augenblicke, wo sie befriedigt ward, und ließ nur die schreckhaften Empfindungen eines fruchtlosen Mitleids, nagende Gewissensbisse zurück, die wahrscheinlich alle Wonne, die sie sich mit dem Marquis de Villeroi ver-

sprach, würde vergiftet haben, wenn auch ihre Hoffnung auf eine Verbindung mit ihm wäre erfüllt worden. Aber auch bey ihm war der Augenblick der Rache der Augenblick von Gewissensbissen für ihn und des Abscheus für sie, als die Theilnehmerinn seines Verbrechens gewesen: das Gefühl, welches er fälschlich für Überzeugung gehalten hatte, war nicht mehr vorhanden, und er stand erstarrt und bleich, daß kein Beweis von der Untreue seines Weibes zurück blieb, da sie die Strafe des Verbrechens gelitten hatte. Ja, als man ihm sagte, daß sie starb, fühlte er sich plötzlich und unwiderstehlich von ihrer Unschuld überzeugt, und selbst die feyerliche Versichrung, die sie ihm in ihrer letzten Stunde gab, konnte ihm keinen stärkern Beweis ihres untadelhaften Betragens geben.

In dem ersten Schrecken der Gewissensbisse und Verzweiflung fühlte er sich geneigt, sich selbst und das Weib, das ihn in diesen Abgrund des Verbrechens gestürzt hatte, den Händen der Gerechtigkeit zu übergeben, allein sobald der erste Anfall seines Schmerzens vorüber war, gab er diesen Gedanken auf. Doch sah er die Laurentini nur einmahl nachher, und zwar um sie als die Anstifterinn seines Verbrechens zu verwünschen und ihr zu sagen, daß er ihr nur einzig unter der Bedingung das Leben schenkte, daß sie ihre übrigen Tage in Gebeth und Buße hinbrächte. Überwältigt von bitterstem Schmerz, nur Abscheu und Verachtung von dem Manne zu erfahren, um dessentwillen sie kein Bedenken trug, ihr Gewissen mit Menschenblut zu bestecken, und voll Entsetzen über das fruchtlose Verbrechen, welches sie begangen hatte, entsagte sie der Welt und

zog sich als ein schreckliches Opfer einer gewaltsamen Leidenschaft in das St. Clarenkloster zurück.

Der Marquis verließ Chateau Le Blanc gleich nach dem Tode seiner Frau, um nie wieder dahin zurückzukehren und suchte das Gefühl seines Verbrechens im Tumulte des Krieges; in den Zerstreuungen der Hauptstadt zu ersticken. Allein alles Bemühn war vergebens; eine tiefe Schwermuth, die seine Freunde nie erklären konnten, hing stets über seiner Seele, und er starb endlich einen beynahe eben so schreckhaften Tod, als Laurentini gelitten hatte. Der Arzt, der die auffallende Gestalt der unglücklichen Marquise nach ihrem Tode bemerkt hatte, wurde bestochen, und da die Bedienten nur leise von ihren Vermuthungen zu flüstern wagten, so kam die Sache nie ans Licht. Man hat nie erfahren, ob dieß Gerücht jemahls bis zu dem Vater der Marquise drang, oder ob die Schwierigkeit sich Beweise der That zu verschaffen ihn abhielt, den Marquis vor Gericht zu verfolgen, allein ihr Tod wurde sehr von ihrer Familie, und besonders von ihrem Bruder, dem Herrn St. Aubert, beklagt — denn dieß war das Verhältniß zwischen Emiliens Vater und der Marquise — ohne Zweifel argwöhnte er die Art ihres Todes. Er wechselte bald nach dem Absterben dieser geliebten Schwester viele Briefe mit dem Marquis, deren Inhalt niemand erfuhr, allein wahrscheinlich bezogen sie sich auf die Ursache ihres Todes, und diese Papiere, nebst den Briefen der Marquise, die ihrem Bruder die Ursache ihres Kummers vertraute, befahl St. Aubert so feyerlich seiner Tochter zu vernichten, wahrscheinlich untersagte er ihr aus Schonung

für ihre Ruhe, nach der traurigen Geschichte, die sie enthielten, zu forschen. Sein Schmerz über den frühzeitigen Tod dieser geliebten Schwester, deren unglückliche Heirath vom ersten Augenblicke an sein zärtlichstes Mitleid erregt hatte, war in der That so groß, daß er sie nachher nie konnte nennen hören, und nie nach ihrem Tode ihrer erwähnte, außer gegen seine Gattinn. Vor Emilien, deren Fühlbarkeit er zu erwecken fürchtete, hatte er sorgfältig ihre Geschichte und ihren Nahmen verschwiegen, daß sie bis jetzt nie gewußt hatte, daß sie eine solche Verwandtinn als die Marquise de Villeroi besaß; aus eben dem Grunde hatte er er auch seiner einzigen Schwester, der Madame Cheron, ein Stillschweigen aufgelegt, das sie sorgsam beobachtete.

St. Aubert weinte über einige der letzten rührenden Briefe von der Marquise, als Emilie ihn am Abend vor ihrer Abreise aus La Vallee belauschte, und es war ihr Gemählde, das er so zärtlich geliebkost hatte. Die Erinnerung an ihren traurigen Tod erwachte mit neuer Stärke, als er ihren Nahmen von La Voisin hörte, und in einer Regung wehmüthiger Zärtlichkeit verlangte er, neben der Gruft der Villerois begraben zu werden, wo ihre Gebeine ruhten.

Der Beichtvater, der in den letzten Augenblicken um St. Aubert war, erkannte ihn für den Bruder der verstorbnen Marquise, allein St. Aubert beschwor ihn aus Zärtlichkeit für Emilien, diesen Umstand zu verschweigen, und auch die Äbtissinn, deren Sorge er sie vorzüglich empfahl, um Verschwiegenheit zu bitten — eine Bitte, die pünctlich erfüllt wurde.

Laurentini hatte bey ihrer Ankunft in Frankreich sorgfältig ihren Nahmen und Familie verschwiegen, und um ihre wahre Geschichte desto sichrer zu verbergen, das Mährchen erfunden, das man der Schwester Franciska aufgeheftet hatte; wahrscheinlich wußte selbst die Äbtissinn, die zur Zeit von Laurentinis Einkleidung noch nicht im Kloster präsidirte, nichts von der Wahrheit. Die tiefen Gewissensbisse, und der Schmerz betrogner Liebe, denn sie hing noch immer an dem Marquis — zerrütteten aufs neue ihren Geist, und nachdem die ersten Anfälle der Verzweiflung vorüber waren, fiel sie in eine tiefe und stille Schwermuth, die nur zu Zeiten durch Anfälle wilder Heftigkeit unterbrochen wurde. Viele Jahre lang war es ihr einziges Vergnügen, in den einsamen Stunden der Nacht in der Gegend des Klosters umherzugehn und auf einem Lieblingsinstrument zu spielen, das sie von Zeit zu Zeit mit ihrer schönen Stimme begleitete. Sie sang dann mit allem durchdringenden Gefühl, das in ihrem Herzen war, die feyerlichsten, schwermüthigsten Gesänge ihres Vaterlandes. Der Arzt, der sie besuchte, bath die Äbtissinn, ihr diese Grille zuzugestehn, weil es das einzige Mittel war, ihre aufgeschreckte Fantasie zu besänftigen, und man erlaubte ihr in den einsamen Stunden der Nacht mit ihrem Mädchen spatzieren zu gehn; da aber diese Nachsicht gegen die Regeln des Klosters stieß, so wurde sie so geheim als möglich gehalten, und so traf Laurentinis geheimnißvolle Musik mit andern Umständen zusammen, das Gerücht hervorzubringen, daß nicht nur das Schloß, sondern auch die Gegend umher, von Geistern bewohnt sey.

Bald nach ihrem Eintritt in diese heilige Schwesterschaft und ehe sie noch dort Spuren von Wahnsinn gezeigt hatte, machte sie ein Testament, worin sie nach Abzug eines ansehnlichen Legats für das Kloster ihr Vermögen zwischen der Frau des Herrn Bonnac, die eine Italienerinn und Verwandtinn von ihr war und der nächsten lebenden Verwandtinn der Marquise von Villeroi theilte. Da Emilie nicht nur die nächste, sondern die einzige Verwandtinn war, so fiel dieses Vermächtniß an sie, und sie wurde dadurch mit ihres Vaters ganzem Geheimniß bekannt.

Laurentini hatte oft die Ähnlichkeit zwischen Emilien und ihrer unglücklichen Tante bemerkt, und war deßwegen in das sonderbare Betragen verfallen, das Emilien so sehr auffiel. In ihrer Sterbestunde aber, wo ihr geängstigtes Gewissen ihr unabläßig das Bild der Marquise vorhielt, fühlte sie diese Ähnlichkeit mehr als je und hielt sie in ihrem Wahnsinn für das Urbild der Beleidigten selbst. Ihre dreiste Behauptung nachher, daß Emilie die Tochter der Marquise sey, war nichts mehr als ein Verdacht, daß sie es seyn könnte; denn da sie wußte, daß ihre Nebenbuhlerinn bey ihrer Verheirathung mit dem Marquis in einer andern Verbindung stand, zweifelte sie nicht, daß sie gleich ihr, der Gewalt der Leidenschaft ihre Tugend geopfert hätte.

An einem Verbrechen im Schlosse Udolpho aber, dessen Emilie nach ihren wahnsinnigen Äußerungen von Mord sie beargwöhnte, war sie unschuldig. Emilie selbst war durch den Anblick, der ihr vormahls solches Entsetzen machte, hintergangen worden.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357/phys_0385
DFG

Man wird sich erinnern, daß in einem Zimmer auf dem Schlosse Udolpho ein schwarzer Schleyer hing, der Emiliens Neugier rege machte und nachher einen Gegenstand sehn ließ, der sie mit Grausen erfüllte: denn als sie ihn aufhub, sah sie statt des erwarteten Gemähldes in einer Biegung der Mauer eine menschliche Gestalt, leichen blaß, der Länge nach ausgestreckt, und in ein Todtenkleid gehüllt. Das schreckliche des Anblicks wurde noch dadurch erhöht, daß das Gesicht von Würmern angefressen und entstellt schien, deren Spuren sie auch an den Händen bemerkte. Emilie ließ beym ersten Blicke den Vorhang fallen, und ihr Grausen schreckte sie ab, sich jemahls wieder diesem furchtbaren Gegenstand zu nähern. Hätte sie es näher zu untersuchen gewagt, so würde ihre Furcht mit der Täuschung zugleich verschwunden seyn, sobald sie gesehn hätte, daß das Gerippe nur von Wachs war. Die Geschichte davon ist: Einer aus dem Hause Udolpho, der ein Verbrechen gegen die Kirche begangen hatte, war zu der Buße verdammt worden, gewisse Stunden des Tages ein wächsernes Bild zu betrachten, das einem menschlichen Körper in dem Zustande glich, worin er nach dem Tode geräth. Diese Buße, ein Memento des Zustandes, worin er selbst gerathen mußte, sollte den Stolz des Marquis von Udolpho demüthigen, der den römischen Stuhl so sehr beleidigt hatte, und er beobachtete diese Buße, wodurch er Vergebung aller Sünden zu erhalten hoffte, nicht nur getreulich selbst, sondern machte es sich zur Bedingung in seinem Testament, daß seine Nachkommen dieses Bild aufbewahren und sich die demüthige Moral, die es

enthält, zu Nutze machen sollten. Das Bild blieb auch wirklich in seiner Lage in demselben Zimmer, nur hüteten sich seine Nachkommen wohl, sich der Buße, die ihm aufgelegt wurde, zu unterwerfen.

Diese Figur war so schrecklich natürlich, daß Emilie sie wohl für den Gegenstand, den sie vorstellte, halten konnte. Sie hörte nachher so sonderbare Dinge von dem Verschwinden der Dame des Schlosses und machte solche Erfahrungen von Montonis Charakter, daß sie es wohl für den ermordeten Leichnam der Signora Laurentini, und ihn für den Urheber ihres Todes halten konnte.

Die Sorgfalt, womit Montoni die Thüre dieses Zimmers immer verschlossen hielt, machte sie glauben, daß er, um das Geheimniß ihres Todes niemand anzuvertrauen, ihre Überreste in diesem dunkeln Zimmer vermodern ließe, und nur die Furcht vor seiner schrecklichen Rache versiegelte ihre Lippen über das, was sie im westlichen Zimmer gesehn hatte.

Emilie wurde sehr gerührt über die Entdeckung, daß die Marquise de Villeroi ihres Vaters Schwester war; doch fühlte sie sich mitten unter dem Kummer, womit sie diesen frühzeitigen Tod beweinte, von einem ängstlichen Zweifel über ihre Geburt, den Laurentinis erste Behauptung erzeugt hatte, befreyt. Ihr Glaube an St. Auberts Rechtschaffenheit ließ sie nicht glauben, daß er je eine sträfliche Handlung begangen hätte, und sie fühlte ein solches Widerstreben, sich für die Tochter einer andern, als derjenigen, die sie stets als Mutter geliebt und geehrt hatte, zu halten, daß sie kaum einen sol-

chen Umstand möglich glauben konnte — doch erweckten die Ähnlichkeit, die man so oft zwischen ihr und der verstorbenen Marquise finden wollte, die Äusserungen der alten Haushälterinn Dorothee, die Behauptung der Laurentini und die geheimnißvolle Anhänglichkeit des St. Auberts Gedanken, über seine Verbindung mit der Marquise, die ihre Vernunft weder überwinden noch bestätigen konnte. Aus dieser Ungewißheit war sie nunmehr befreyt; ihres Vaters Betragen stand klar vor ihr; allein ihr Herz bejammerte das traurige Ende ihrer liebenswürdigen Tante und schauderte vor der schrecklichen Lehre zurück, welche die Geschichte der Nonne enthielt, deren Befriedigung der Leidenschaft sie allmählig zur Begehung eines Verbrechens geführt hatte, vor dessen Weissagung sie in frühern Jahren würde erbebt seyn und sie unmöglich geglaubt haben! ein Verbrechen welches Jahre der Reue und der strengsten Buße nicht aus ihrem Gedächtnisse verwischen konnten.

Achtzehntes Kapitel.

Emilie wurde nach den letzten Entdeckungen von dem Grafen und seiner Familie im Schlosse als eine Verwandte aus dem Hause Villeroi betrachtet, und wo möglich mit noch mehr freundschaftlicher Achtung als man ihr vorher bewiesen hatte, behandelt.

Die Antwort auf den Brief, den der Graf von Villefort nach Esturire an Valancourt geschickt hatte, blieb so lange aus, daß es ihm lieb war, Emilien die Sache verschwiegen zu haben, wiewohl er oft, wenn er noch immer Kummer über seinen begangnen Irrthum an ihrem Herzen nagen sah, alle Entschlossenheit aufbiethen mußte um sich zurückzuhalten, ihr die Wahrheit zu sagen, die ihr, wenigstens für den Augenblick, Erleichterung gewähren mußte. Die herannahende Verbindung seiner Tochter zog jetzt seine Aufmerksamkeit von diesem Gegenstande seiner Unruhe ab; die Einwohner des Schlosses beschäftigten sich bereits mit Zurüstungen und die Ankunft des Herrn St. Foix wurde täglich erwartet. Emilie suchte vergebens an der Fröhlichkeit Theil zu nehmen, die sie umgab; ihre Lebensgeister waren durch die letzte Entdeckung und durch ihre Angst über Valancourts Schicksal zu sehr niedergedrückt. Sie glaubte ihn in

wilder Verzweiflung zu sehn und wenn sie daran dachte, wohin ihn diese führen könnte, so erlag ihr Herz in Schmerz und Schrecken. Es schien ihr unerträglich, bis zu ihrer Zurückkunft nach La Vallee in Zweifel über seine Sicherheit bleiben zu müssen und in solchen Augenblicken konnte sie sich nicht einmahl bestreben, die Fassung anzunehmen, die aus ihrer Seele gewichen war.

Eines Abends, da sie mit ihrer Laute nach diesem Lieblingsorte gegangen war, trat sie in den verfallnen Thurm und stieg eine Wendeltreppe hinauf, die zu einem kleinen Zimmer führte, das weniger verfallen war, als das übrige Gebäude, und von welchem sie oft mit Bewundrung die weite Aussicht auf See und Land, die sich unter ihr hinstreckten, angestaunet hatte. Die sanfte Ruhe der Scene unter ihr, wo das Abendlüftchen kaum das Wasser kräuselte, oder das vorüberstreichende Stapel anschwellte, das den letzten Sonnenstrahl auffing, wo nur von Zeit zu Zeit ein eintauchendes Ruder den zitternden Glanz unterbrach, traf mit der zärtlichen Melancholie ihrer Laute zusammen, ihre Rede in eine sanfte Trauer zu wiegen, und sie sang die klagenden Lieder vergangener Zeiten, bis die Erinnerungen, die sie erweckten, ihren Herzen zu mächtig wurden — ihre Thränen fielen auf die Laute, und ihre Stimme erbebte.

Die Sonne war hinter die Berge gesunken, und selbst der Zurückstrahl ihres Lichts verblich von den höchsten Spitzen, ehe Emilie sich entschliessen konnte, die Warte zu verlassen. Sie hing noch ihren melancholischen Träumereyen nach, bis ein Fußtritt in kleiner Entfernung sie aufschreckte. Sie sah durchs Gitter jemand un-

ten spatzieren gehn — da sie aber Herrn Bonnac erkannte, überließ sie sich wieder dem ruhigen Sinnen, das sein Schritt unterbrochen hatte. Nach einiger Zeit nahm sie ihre Laute wieder und sang ihre Lieblingsarie — bald aber störte sie aufs neue ein Geräusch und sie hörte jemand die Treppe des Thurms herauf kommen. Die Dunkelheit machte sie vielleicht furchtsamer als sie sonst gewesen seyn würde, da sie wenig Minuten zuvor Herrn Bonnac hatte vorüber gehn sehn, und also jetzt niemand anders vermuthen konnte. — Die Schritte des Kommenden waren schnell und hüpfend, die Thüre öffnete sich und es trat jemand herein, dessen Züge die Dämmerung verbarg — aber keine Dämmerung konnte seine Stimme verhehlen — denn es war Valancourts Stimme! Emilie fuhr bey dieser nie ohne Bewegung gehörten Stimme zusammen — Schrecken, Erstaunen und geheime Freude überwältigten sie — und kaum sah sie ihn zu ihren Füßen, als sie von den mancherley Bewegungen, die in ihrem Herzen kämpften, überwältigt, und beynahe fühllos für die Stimme, deren inniger, zitternder Ton sie zurückrief, in einen Stuhl sank. Valancourt bejammerte nun, indem er über Emilien hing, seine rasche Unbesonnenheit sie so überfallen zu haben. Seine Ungeduld, als er im Schlosse ankam, hatte ihm nicht erlaubt, die Zurückkunft des Grafen abzuwarten, der, wie er hörte, im Felde war, und er ging, um ihn aufzusuchen. Indem er vor dem Thurme vorbey kam fiel ihm Emiliens Stimme ins Ohr und er eilte sogleich herauf.

Es dauerte lange, ehe sie sich wieder er-

hohlte; sobald aber ihre Besinnung zurückkehrte, wies sie seine Aufmerksamkeit mit Zurückhaltung ab und fragte ihn mit so viel Ernst, als sie in diesen ersten Augenblicken seiner Erscheinung nur aufbringen konnte, um die Ursache seines Besuchs.

„Ach Emilie! sagte Valancourt — dieser Blick, diese Worte — ach ich habe also wenig zu hoffen — indem Sie aufhörten mich zu achten, hörten Sie auch mich zu lieben auf!"

„Ohne Zweifel! antwortete Emilie, und suchte ihrer bebenden Stimme Herr zu werden — aber wenn Sie einigen Werth auf meine Achtung setzten, so würden Sie mir nicht diesen neuen Anlaß zur Unruhe gegeben haben."

Valancourts Gesicht veränderte sich plötzlich von der Angst des Zweifels in einen Ausdruck der Verwundrung und Kränkung — er schwieg einen Augenblick und sagte dann — „man hatte mich eine ganz andre Aufnahme erwarten lassen! Es ist also wahr, Emilie, daß ich Ihre Liebe auf immer verloren habe? Soll ich glauben, daß wenn Sie mir auch Ihre Achtung wieder schenkten, Sie nicht mehr Herr über Ihre Liebe sind. Kann der Graf die Grausamkeit ausgesonnen haben, die mich jetzt mit einem zweyten Tode martert?"

Die Stimme, womit er diese Worte sagte, beunruhigte Emilien eben so sehr als seine Worte sie überraschten, und sie bath ihn zitternd für Ungeduld, sich zu erklären.

„Kann es noch eine Erklärung bedürfen," sagte Valancourt? „Wissen Sie nicht, wie grausam man mein Betragen verschwärzt hat? daß ich die Handlungen, deren Sie mich schuldig glau-

glaubten — und o Emilie, wie konnten Sie mich nur einen Augenblick so in ihrer Meinung herabsetzen! — eben so sehr verachte und verabscheue als Sie selbst? Sollten Sie in der That nicht wissen, daß der Graf von Villefort die Verläumdung entdeckt hat, die mir alles, was mir auf Erden theuer ist, raubte — daß er mich eingeladen hat, hieher zu kommen und mein vergangnes Betragen vor Ihnen zu rechtfertigen? Aber wie sollten Sie diese Dinge nicht wissen! ich Thor quäle mich aufs neue mit einer falschen Hoffnung!"

Emiliens Stillschweigen bestätigte diese Vermuthung — denn die tiefe Dämmerung ließ Valancourt nicht zu, die Überraschung und zweifelhafte Freude auf Ihrem Gesichte zu unterscheiden. Sie blieb einen Augenblick unvermögend zu sprechen, bis ein tiefer Seufzer Ihrem Herzen Luft schaffte.

„Valancourt! sagte sie — ich wußte bis diesen Augenblick nichts von dem allen — die Bewegung, worin Sie mich sehn, mag Ihnen die Wahrheit davon bestätigen — sie mag Ihnen sagen, daß selbst da ich aufhören mußte, sie zu achten, ich mein Herz noch nicht lehren konnte, Sie zu vergessen."

„Dieser Augenblick — sagte Valancourt mit bebender Stimme — dieser Augenblick führt eine Überzeugung mit, die mich zu Boden wirft! — Ich bin Ihnen also noch werth: ich bin Ihnen noch werth, meine Emilie?"

„Brauche ich Ihnen das noch zu sagen, erwiederte sie — muß ich Ihnen sagen, daß dieses die ersten Augenblicke der Freude sind, die ich seit Ihrer Abreise empfunden habe — daß Sie

mir allen Schmerz vergüten, den ich in der Zwischenzeit empfand."

Valancourt seufzte tief und vermochte nicht zu antworten; allein die Thränen, die auf ihre Hand fielen, redeten eine Sprache, die sie nicht mißverstehn konnte, und die keine Worte auszudrücken vermochten.

Weder Emilie noch Valancourt wußten, wie sie das Schloß erreichten, wohin sie eben so gut durch den Zauber einer Fee hätten versetzt werden können — Sie wußten so wenig von dem, was sie umgab, daß sie erst im Saale sich besonnen, daß noch ausser ihnen Menschen in der Welt lebten. Der Graf kam Ihnen entgegen um mit ächter Gutmüthigkeit Valancourt zu bewillkommen, und ihn um Vergebung wegen des angethanen Unrechts zu bitten, bald darauf gesellte sich Herr Bonnac zu dieser glücklichen Gruppe, in welcher er und Valancourt sich gegenseitig freuten, einander zu treffen.

Sobald der erste Sturm der Freude sich etwas gelegt hatte, zog sich der Graf mit Valancourt in die Bibliothek zurück, wo sie ein langes Gespräch zusammen hatten, welches alles, was der Graf von seinem Charakter gehofft hatte, bestätigte. Da er ein so wahres Gefühl in ihm entdeckte, da er sah, daß Erfahrung ihn die Thorheiten hatte verabscheuen lehren, zu welchen er sich hinreissen ließ, so zweifelte der Graf nicht länger, daß er mit der Würde eines weisen und guten Mannes durchs Leben gehn würde, und daß er es wagen dürfte, ihm das zukünftige Glück Emiliens, für die er die Zärtlichkeit eines Vaters empfand, anzuvertrauen. Er zog sie einen Augenblick bey Seite, um ihr dieß alles zu

sagen — ihre Augen flossen von Freudenthränen über, als sie Valancourts edles Betragen gegen Herrn Bonnac erfuhr, und Wonne durchströmte ihr ganzes Wesen, dem Geliebten nunmehr alle Achtung und Liebe wieder geben zu können, womit sie so lange an ihm gehangen hatte.

Als sie ins Speisezimmer zurück kamen, empfingen die Gräfinn und Blanka Valancourt mit aufrichtigen Glückwünschen, und die letzte freute sich in der That so sehr, ihre Freundinn wieder glücklich zu sehn, daß sie auf eine Zeitlang vergaß, daß St. Foix noch nicht angekommen war, ohngeachtet man ihn seit mehrern Stunden erwartete — doch wurde ihr uneigennütziges Mitgefühl bald durch seine Erscheinung belohnt. Er war nunmehr vollkommen wieder hergestellt von den Wunden, die ihm sein gefahrvolles Abenteuer auf den Pyrenäen zugezogen hatte, dessen Erwähnung schon hinreichte, allen die dabey gewesen waren, das Gefühl ihres gegenwärtigen Glücks zu erhöhen. Neue Glückswünsche wurden zwischen ihnen gewechselt, und man sah rings um den Tisch eine Gruppe von Gesichtern, aus denen die Freude lächelte — nur hatte sie bey jedem ein verschiednes Gepräge. Blankas Lächeln war frey und munter; Emiliens zärtlich und nachdenkend — Valancourts abwechselnd zärtlich, entzückt und froh; St. Foix Freude war feurig, die des Grafen, wenn er rings auf die Gesellschaft um ihn her sah, drückte das gemäßigtere Gefühl des Wohlwollens aus, während der Gräfinn, Heinrichs und Bonnacs Gesicht schwächere Spuren der Beseelung zeigten. Der arme Dupont warf durch seine Gegenwart keinen Schatten von Trübsinn auf die Gesell-

schaft: sobald er entdeckt hatte, daß Valancourt Emiliens Achtung nicht unwerth war, beschloß er ernstlich an der Bekämpfung seiner eignen hoffnungslosen Liebe zu arbeiten und zog sich sogleich von Chateau Le Blanc zurück — ein Betragen, das Emilie jetzt verstand und mit Bewundrung und Mitleid belohnte.

Der Graf und seine Gäste blieben spät im süssen Genusse geselliger Freude und Freundschaft zusammen. Als Annette Valancourts Ankunft erfuhr, hatte Ludovico Mühe sie zurückzuhalten, daß sie nicht auf der Stelle ins Speisezimmer ging, um ihre Freude auszulassen: denn sie erklärte, daß keine Sache auf der Welt — ausser Ludovicos Wiedersehn sie jemahls so glücklich gemacht hätte.

Neunzehntes Kapitel.

Blankas und Emiliens Hochzeit wurden an einem Tage mit der Pracht des Adels voriger Zeiten zu Chateau Le Blanc gefeyert. Die Ceremonie wurde im grossen Saale vollzogen, der zu dieser Gelegenheit mit neuen kostbaren Tapeten behangen wurde, auf welchen die Thaten Carls des Großen und seiner zwölf Pairs vorgestellt waren. Die prächtigen Paniere des Hau-

ses Villeroi, die lange im Staube geschlummert hatten, wurden noch einmahl aufgepflanzt, um über den gothischen Spitzen der gemahlten Fenster zu wehen, und Musik hallte in manchem zögernden Schlusse durch jeden Winkel und Säulengang des grossen Gebäudes wieder.

Valancourt und Emilie erhöhten einige Tage lang durch ihre Gegenwart die Freude in Chateau Le Blanc, und begaben sich dann nach La Valee zurück, wo die treue Therese sie mit unverstellter Freude empfing, und wo die anmuthigen Schatten sie mit tausend zärtlichen Erinnrungen bewillkommten. Indem sie Hand in Hand durch die Gegenden hinwandelten, die Emiliens verstorbne Ältern so lange bewohnt hatten, wurde ihr gegenwärtiges Glück durch die Betrachtung erhöht, daß es des Beyfalls der Verstorbnen werth gewesen seyn würde, wenn sie Zeugen davon hätten seyn können.

Valancourt führte sie zu den Ahornbaum auf der Terrasse, wo er zuerst ihr seine Liebe zu erklären wagte, und wo nun die Erinnrung an die Angst, welche er damahls litt, der Rückblick auf alle Gefahren und Mißgeschicke, die sie erduldet hatten, seit sie zuletzt unter den breiten Zweigen sassen, das Gefühl ihres gegenwärtigen Glücks erhöhte. Sie schwuren auf dieser, dem Gedächtniß des St. Aubert geheiligten Stelle feyerlich, dieses Glück so viel an ihnen läge, durch Nachahmung seiner Wohlthätigkeit zu verdienen — sich stets zu erinnern, daß höhere Kräfte jeder Art auch höhere Pflichten heischten — und ihren Mitmenschen neben den Wohlthaten, welche der Begütterte stets dem Armen schuldig ist, das Beyspiel eines Wandels zu geben, der

in froher Dankbarkeit gegen Gott und damit verbundner sorgsamer Zärtlichkeit für seine Geschöpfe verflösse.

Bald nach ihrer Zurückkunft nach La Vallee kam Valancourts Bruder, um ihm zu seiner Heirath Glück zu wünschen, und Emilien seine Achtung zu bezeugen. Sie gefiel ihm so sehr, und die Aussicht auf die wahre Glückseligkeit, welche diese Verbindung Valancourt darboth, machte ihm solche Freude, daß er ihm sogleich einen Theil der reichen Besitzungen abtrat, die nach seinem Tode, da er keine Erben hatte — ohnehin seinem Bruder zufallen mußten.

Die Güter zu Toulouse wurden verkauft, und Emilie kaufte dafür Herrn Quesnel das alte Gut ihres Vaters ab, wo sie Annetten ein Heirathsgut gab, sie zur Haushälterinn und Ludovico zum Verwalter machte. Sie selbst aber zog die lieblichen und lange geliebten Schatten von La Vallee der Pracht von Epourville vor; sie behielten es zu ihrem Wohnsitz, brachten aber jedes Jahr einige Monath zu St. Auberts Andenken an seinem Geburtsorte zu.

Emilie bath Valancourt um Erlaubniß, das Vermächtniß der Signora Laurentini an Herrn Bonnac abzutreten, und Valancourt fühlte bey dieser Bitte allen Werth der Aufmerksamkeit, die sie ihm dadurch bewies. Auch das Schloß Udolpho fiel der Gemahlinn des Herrn Bonnac, als der nächsten Verwandtinn dieses Hauses zu, und seinen lange niedergedrückten Lebensgeistern wurde dadurch Ruhe und seiner Familie Wohlstand wieder gegeben.

O wie süß ist es, von solcher Glückseligkeit, als Valancourt und Emilie empfanden, zu er-

zählen! — zu sagen, wie sie nach allen Leiden unter der Bedrückung des Lasterhaften und der stolzen Verachtung des Schwächlings einander wiedergegeben wurden — wiedergegeben den geliebten Landschaften ihres Vaterlands — dem sichersten Glücke dieses Lebens nach moralischer und geistiger Vervollkommung zu streben, das Wohlwollen zu üben, das von jeher ihre Herzen belebt hatte, und noch einmahl La Vallee zum Aufenthalte der Güte, Weisheit und häuslicher Glückseligkeit zu machen.

O möge es nützlich gewesen seyn, gezeigt zu haben, daß, wenn auch der Lasterhafte zuweilen den Guten betrüben kann, seine Macht nur vorübergehend, seine Strafe aber gewiß ist, und daß die Unschuld, wenn gleich unterdrückt durch Ungerechtigkeit, durch Geduld unterstützt, endlich das Unglück besiegen wird.

Wenn die schwache Hand, welche diese Erzählung niederschrieb, dem Leidenden auch nur eine Stunde des Kummers verkürzt, oder durch die darin enthaltene Moral es ihnen tragen gelehrt hat, so ist die Mühe — so gering sie auch war, nicht vergebens — die Verfasserinn nicht unbelohnt geblieben.

Ende des letzten Theils.

16.9.2003

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357/phys_0403
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn727457357/phys_0404
DFG

Da die Ehre seiner Familie ihm nicht zuließ, sie zu heirathen, so überwand er sich so weit, die Marquise zu seiner Frau zu wählen, die er anfangs mit gemäßigter Zärtlichkeit liebte. Allein die sanften Tugenden dieses liebenswürdigen Weibes konnten ihm keinen Ersatz für ihre Gleichgültigkeit geben, die durch alles Bemühn, sie zu verbergen, hindurch schimmerte, und er hatte sie schon seit einiger Zeit in Verdacht einer andern Liebe gehabt, als Laurentini in Languedoc ankam. Diese schlaue Italienerinn merkte bald, daß sie ihre Gewalt über ihn wieder gewonnen hatte, und beschloß nur für ihn zu leben, und alle Künste aufzubiethen, um seine Einwilligung zu der teuflischen That zu gewinnen, die sie zur Sichrung ihres Glücks nothwendig glaubte. Sie führte ihren Plan mit tiefer Verstellung und geduldiger Beharrlichkeit aus, und nachdem sie die Neigung des Marquis gänzlich von seiner Frau entfernt hatte, deren sanfte Güte und leidenschaftsloses Betragen ihm gegen die bezaubernden Künste der Italienerinn unschmackhaft schien, fuhr sie fort, in seinem Herzen die Eifersucht des Stolzes — denn Liebe war es nicht mehr — aufzuregen, und unter dem feyerlichen Versprechen, daß er sich aller Rache gegen seinen Nebenbuhler enthalten wollte, nannte sie ihm sogar die Person, der die Marquisinn ihre Ehre aufgeopfert haben sollte. Dieß Versprechen macht einen wesentlichen Theil ihres Plans aus, denn sie wußte, daß, wenn seine Begierde nach Rache gegen die eine Parthie zurückgehalten würde, sie desto heftiger gegen die andre losbrechen und er dann leichter zu bewegen seyn würde in die schreckliche That einzustimmen, die das einzige